

Z-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.

"Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die Heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen"

Heinrich Heine (13.12.1797 - 17.2.1856), Vorrede zu "Französische Zustände" (1832)

# Z.

Nr. 32, Dezember 1997

## *Europäische Union und die Linke:*

Huffschmid - **Risse im Gebälk**  
Bieling/Steinhilber - **Integrationstheorien**  
Boccarda - **Währungspolitik**/Carchedi -  
**Italienische Linke**/Cezanne - **New Labour**  
Michelsen/Klöer/Fuhrmann/Holst -  
**Länderanalysen Schweden, Finnland, Dänemark, Norwegen: Transformation des Wohlfahrtsstaates?**

## *Globalisierung und Dritte Welt*

Neelsen - **Globalisierung und Entwicklung**  
Pont - **Volkspartizipation**/Hiedl - **Kuba**  
Schmidt-Sohtau - **Entwicklungshilfe**

**Und:** Düe - **Automobilindustrie**/Helms -  
**Cyberspace**/Domke - **Klassentheorie und Geschlechterverhältnis**/Braun - **Reproduktionsarbeit**/Schweicher - **Postmoderne**

**Sowie: Berichte, Rezensionen**

# PapyRossa

## Politik & Geschichte



Hermannus Pfeiffer

### Der Kapitalismus frisst seine Kinder

Der Standort Deutschland,  
seine Gegner und  
seine glorreiche  
Zukunft

PAPYROSSA

### Hermannus Pfeiffer Der Kapitalismus frisst seine Kinder

180 Seiten, DM 28,-  
ISBN 3-89438-139-6

Über den Standort Deutschland,  
seine Gegner, seine glorreiche  
Zukunft und das drohende  
Desaster für den angehenden  
Globalisierungssieger.

### Johannes Klotz/Ulrich Schneider Die selbstbewußte Nation und ihr Geschichtsbild

Geschichtslegenden  
der Neuen Rechten  
Mit Beiträgen von Ludwig Elm,  
Johannes Klotz, Reinhard Kühnl,  
Karl Heinz Roth, Ulrich Schnei-  
der, Gerd Ueberschär, Gerd  
Wiegel, Wolfgang Wippermann  
180 Seiten, DM 28,-  
ISBN 3-89438-137-X

### Wehrmachtsverbrechen

Dokumente aus  
sowjetischen Archiven  
Vorwort von Lew Besymenski  
Einleitung von Gert Meyer  
340 Seiten, DM 36,-  
ISBN 3-89438-138-8

Gesamtverzeichnis  
anfordern:

*PapyRossa Verlag*  
Petersbergstr. 4  
50939 Köln  
Tel. 0221/44 85 45  
Fax 0221/44 43 05

**PapyRossa**

## ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift  
8. Jahrgang  
Heft 32 (Dezember 1997)

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

### Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff  
Prof. Dr. Ulrich Briefs  
Prof. Dr. Dieter Boris  
Prof. Dr. Frank Deppe  
Prof. Dr. Werner Goldschmidt  
Prof. Dr. Horst Heining  
Prof. Dr. Jörg Huffschmid  
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling  
Dr. Harald Werner

---

### Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz  
Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch  
Dr. Reinhard Schweicher

---

## Europäische Union und die Linke

- Jörg Huffs Schmid*  
8 **Risse im Gebälk**  
Die neoliberale Formierung Europas stößt auf Probleme
- Hans-Jürgen Bieling/Jochen Steinhilber*  
18 **Zur Dynamik der europäischen Integration: Theorien und Projekte**
- Paul Boccard*  
31 **Europäische Währungspolitik: ein Alternativ-Konzept zur Einheitswährung**
- Bruno Carchedi*  
45 **Die italienische Linke und die EU-Integration**
- Jörg Cezanne*  
54 **Alles neu macht der Mai?**  
New Labour, new unionism, new Britain
- Kai Michelsen*  
63 **Schweden - Wohlfahrtsstaat gerettet?**
- Sven Klöer*  
70 **Finnland: Nykykaikaistaan Suomeksi**
- Nora Fuhrmann*  
79 **Dänemark: Transformation des Wohlfahrtsstaates mit arbeitsmarktpolitischen Mitteln**
- Hajo Holst*  
84 **Norwegen - Modernisierung in Spenderhosen?**
- 

## Globalisierung und Dritte Welt

- John P. Neelsen*  
92 **Globalisierung und Entwicklung**
- Raul Pont*  
110 **Demokratie und Volkspartizipation in der öffentlichen Sphäre**  
Erfahrungen mit der partizipativen Haushaltsgestaltung in Porto Alegre (1989-1996)
- Peter Hiedl*  
120 **Kuha - aktuelle Analysen**
- 

- Kai Schmidt-Soltau*  
133 **Entwicklungshilfe zwischen "nachhaltigen Konzeptionen" und absurden Idealen**  
Elemente einer Kritik
- 

- Dietmar Döe*  
139 **Abbau im Aufschwung?**  
Ein Ende der beschäftigungspolitischen Talfahrt in den deutschen Automobilbetrieben ist nicht in Sicht
- Hans G Helms*  
149 **Von der Lochkarte in den Cyberspace**  
Zu den gesellschaftlichen Auswirkungen der Computerentwicklung
- Monika Domke*  
162 **Gedanken zur Marxismus-Diskussion an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Klassentheorie ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts**
- Anneliese Braun*  
175 **Neubewertung von "Reproduktionsarbeit - totale Warenwirtschaft oder gesellschaftliche Alternative?"**
- Reinhard Schweicher*  
183 **St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer "der Postmoderne" und andere herrschaftsideologische Bösewichter**  
Anmerkungen und Fragen zu Werner Seppmann, Die "Postmoderne" als Realität und Ideologie, in: Z 31 (September 1997), S. 148ff.
- 

## Berichte, Diskussion, Kritik

- Harald Werner*  
201 **Deutsch-Französischer Dialog**
- Pierre Zola*  
205 **Actuel Marx: Marx International II'**
- Hans Wunderlich*  
209 **Armut - Reichtum: Ursachen und Alternativen**
- Helmut Steiner*  
215 **Georg Lukács-Archivveröffentlichungen**  
Anmerkung zu "Chvostismus und Dialektik"
- 

- 220 **Buchbesprechungen, Annotationen**  
Fin de Siècle (Hermann Klenner)

Der "Wilde Kapitalismus" und seine Alternativen (Ulrich Dolata)  
 Die Folgen der Globalisierung (Jörg Goldberg)  
 Europa auf dem Prüfstand (Peter Strutynski)  
 Die Kehrseite der "modernen" Türkei (Henning Böke)  
 Weder Glut noch Asche (Bernd Hüttner)  
 Landwirtschaft Ost kontra Treuhandmodell (Eberhard Dähne)  
 Klimapolitik (Jörg Cezanne)  
 Das Großkapital, die Nazis und ein herrlich profitabler Zweiter Weltkrieg (Hans G Helms)  
 Zur 'Neuordnung Europas' nach faschistischer Rezeptur (Hans G Helms)  
 Franz Mehring (1846-1919), schreibender Revolutionär (Lorenz Knorr)

4	Impressum
30	Vorschau
264	Autorinnen und Autoren

## Impressum

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

### Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne, kdf

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.10.1997

## Editorial

In der Bundesrepublik hält der Trend des konservativen Gesellschaftsumbaus unter neoliberalen Vorzeichen (vgl. Z 31) unvermindert an. Bei anziehender Konjunktur wird auch 1998 die industrielle Reservearmee nicht abgehaut, die Realeinkommen der Lohn- und Sozialabhängigen werden sinken und die Kapitalrenditen werden weiter nach oben gehen. Die Deutsche Bank hat für das laufende Jahr einen Gewinnsprung in Rekordhöhe angekündigt. Die Polarisierung der Gesellschaft nimmt zu. Dennoch geht der herrschenden Klasse dieser Gesellschaftsumbau nicht rasch und nicht radikal genug voran. DIHT-Präsident Stihl beklagt, "daß die Sozialhilfe insgesamt zu hoch ist und die Arbeitslosenhilfe zu lange bezahlt wird. Der Zwang zur Arbeitsaufnahme besteht nur auf dem Papier." Sein Problem: "Wir können nicht auf einen Schlag das gesamte Sozialniveau absenken, ohne daß die Sozialpolitiker aller Couleur aufschreien." (Wirtschaftswoche v. 2.10.1997) Neben den Knüppel der Massenarbeitslosigkeit und das Verlangen nach autoritäreren Gesellschaftsstrukturen - die vom BDI-Chef Henkel aufgeworfene Systemfrage findet im Lamento der Elite-Forschung, die Eliten wollten nicht führen, und der Klage konservativer Verfassungsexperten, "der Autoritätskern unserer Verfassung sei gewissermaßen ausgeweidet" (Hennis), ihr Echo - hat folglich auch die taktische Variante des Aufweichens sozialer Widerständigkeit zu treten. Bezüglich des auf dem CDU-Parteitag von Schäuble in die Diskussion gebrachten "Komhi-Lohns" spricht Stihl von einer "Krücke", weil hier der Staat noch eingeschaltet werden muß, und von der Taktik des trojanischen Pferdes, mit dem den Gewerkschaften und den Sozialpolitikern die Diskussion um Niedrigtarife aufgezwungen werden solle.

Konservativer Gesellschaftsumbau wird auch im Rahmen der europäischen Integrationskonzeption verfolgt, wie sie mit den Vereinbarungen von Maastricht und Amsterdam festgelegt worden ist. Die Bundesrepublik spielt dabei die treuhänderische Rolle. "Ein wichtiger Teil unserer Antwort auf die Globalisierung heißt Europäisierung" (Kohl auf dem CDU-Parteitag).

Die in früheren Studien von Reinhard Opitz glänzend analysierten Europastrategien des deutschen Großkapitals sind in ihren heutigen Varianten Teil der globalisierten Standortkonkurrenz. Es wäre ein Trugschluß zu glauben, sie hätten ihren expansiven Charakter verloren. Die Europaidee erweist sich dahei als Vehikel eines "hegemonialen Übernationalismus", um eine Formulierung von Manfred Kossok aufzugreifen. Es geht um die Schaffung einer in der Triadenkonkurrenz stabilen politischen und Wirtschaftsmacht unter bundesdeutscher Hegemonie. Die Maastricht-Kriterien sind dabei das Symbol für die Durchsetzung eines rigiden Austeritäts-Kurses im Innern der Beitritts-Kandidaten geworden. Ihre Durchsetzung zielt nicht nur auf die Verwohlfelerung von Arbeitskraft, sondern umfassender auf den Abbau von sozialstaatlichen Elementen und sozialpolitischen



Funktionen des Staates, die in der durch ökonomische Prosperität und die politische Wirkung der Systemkonkurrenz geprägten Nachkriegsperiode durchgesetzt wurden. Als Ergebnisse damaliger sozialer Kräftekonstellationen wie als seinerzeit bewußt geschaffene Institutionen zur gesellschaftspolitischen Beeinflussung der Klassenverhältnisse stehen sie heute zur Disposition: times have changed. Doch ist dies ein Prozeß, der zunehmend Widerstand auslöst - in der Bundesrepublik, folgt man den verschiedenen Umfragen, zumindest sich latent aufbauend, in anderen westeuropäischen Ländern durchaus manifest geworden. Die Krise der italienischen Prodi-Regierung und die Neuthematisierung der Arbeitszeitverkürzung in Frankreich und Italien dürfen als jüngste Indizien betrachtet werden. Dennoch bleibt die Frage, ob sich hier ein neuer Zyklus sozialer Auseinandersetzungen und Klassenkämpfe in Europa ankündigt, vorerst noch nicht zu beantworten. Im vorliegenden Heft geht es daher zuerst um eine Bestandsaufnahme des EU-Integrationsprozesses nach der Amsterdamer Konferenz auf europäischer Ebene und in einzelnen westeuropäischen Ländern. Es werden Beiträge aus und über Deutschland, Frankreich, Italien, England, Schweden, Finnland, Dänemark und Norwegen vorgestellt.

Der in Amsterdam beschlossene Stabilitäts- und Wachstumspakt ist, so die Sicht von Jörg Huffschmid, Ergebnis einer zusätzlichen Verschärfung des neoliberalen Stabilitätskurses in Europa. Dennoch zeichnen sich "Risse im Gebäck" der europäischen Integrations-Konstruktion ab - zunehmende soziale Konflikte, Abstriche bei der Währungsunion, machtpolitische Grenzen der EU-Expansion, vorläufiges Scheitern der europäischen politischen Union. Veränderungen des Integrationsprozesses sind insofern bei entsprechender Gegenwehr denkbar.

Im folgenden untersuchen Leo Bieling und Jochen Steinhilber, mit welchen theoretischen Konzeptionen in den Politikwissenschaften der Integrationsprozeß interpretiert wird. Der französische Marxist Paul Boccard entwickelt eine währungspolitische Alternative für Europa, die eine gemeinsame europäische Währung in Verbindung mit den nationalen Währungen vorsieht und Möglichkeiten für die Zurückdrängung der Dominanz der Finanzmärkte und für Beschäftigungs- und Ausbildungsinitiativen schaffen soll. Bruno Carchedi skizziert die heutige Umbruchkrise in Italien und die Haltung der italienischen Linken zum Integrationsprozeß. Über die Vorhaben der Labour-Regierung und soziale Konflikte in Großbritannien berichtet Jörg Cezanne.

Vier Beiträge sind der Entwicklung in den skandinavischen Ländern Schweden, Finnland, Dänemark und Norwegen gewidmet (Michelsen, Klöer, Fuhrmann, Holst). Auf diese "Musterländer" sozialdemokratischer Politik und "wohlfahrtsstaatlicher Institutionen" wirken Weltmarktkonkurrenz, Neoliberalismus und EU-Integration in unterschiedlicher Weise. Finnland ist besonders vom Zusammenbruch der Sowjetunion betroffen. Die sozialdemokratischen Parteien befinden sich überall auf der Suche

nach einem "neuen Projekt", wobei Flexibilisierungsansätze eine wichtige Rolle spielen. Für die EU-Entwicklung insgesamt stellt sich die Frage, ob der Beitritt von Schweden und Finnland im Rahmen der EU neue Ansatzpunkte für eine Sozial- und Beschäftigungspolitik eröffnen kann, oder ob umgekehrt die neoliberal-monetaristische Integrationspolitik zur Erosion der "universalistischen Wohlfahrtsstaaten" des Nordens (so die von den AutorInnen verwendete Typologie) führen wird.

Ein zweiter Schwerpunkt des vorliegenden Heftes ist Problemen der Dritten Welt gewidmet. Sie betreffen Auswirkungen der Globalisierung auf die "Peripherie" (John Neelsen), linke Kommunalpolitik in Lateinamerika (Pont), Probleme der Entwicklung des kubanischen Sozialismus (Peter Hiedl) und eine kritische Bewertung der Entwicklungspolitik (Kai Schmidt-Soltan).

Die "weiteren Beiträge" thematisieren verschiedene Aspekte der Gesellschaftsentwicklung: Beschäftigungsabbau bei steigender Produktivität und Produktion sowie Produktionsverlagerung der Automobilindustrie (Dietmar Düe); die expandierende Computerwelt (Cyberspace, Hans G Helms); Geschlechter- und Klassenverhältnisse (Monika Domke) und Neubewertung von "Reproduktionsarbeit" (Anneliese Braun). Reinhard Schweicher diskutiert Werner Seppmanns Beitrag zur "Postmoderne" aus Z 31 und empfiehlt einen dialektischeren Umgang mit der postmodernen Philosophie.

Die Berichte betreffen Tagungen in Frankreich und der Bundesrepublik sowie Archiv-Veröffentlichungen von und zu Georg Lukács (anknüpfend an die Lukács-Veröffentlichung in Z 31). Schwerpunkte des Rezensionsteils sind gesellschaftstheoretische und historische Studien.

Die Herausgeber von Z (Forum marxistische Erneuerung e.V. und IMSF e.V.) freuen sich, daß Kai Michelsen, Politikwissenschaftler aus Marburg/Frankfurt/M., als neues Mitglied der Redaktion von Z gewonnen werden konnte.

Jörg Huffschmid

## Risse im Gebälk

### Die neoliberale Formierung Europas stößt auf Probleme

Wenn 1999 die Währungsunion kommt, scheint ein weiteres Stück europäischer Formierung abgeschlossen und ein Plan verwirklicht, den ab Anfang der 80er Jahre die englische und deutsche Regierung und ab Mitte der 80er Jahre die meisten Regierungen der EU-Mitgliedsländer verfolgt und zunächst in der Einheitlichen Europäischen Akte von 1986 und dann im Vertrag von Maastricht von 1991 festgeschrieben hatten: die Ausrichtung Europas am neoliberalen Konzept von Wirtschaft und Gesellschaft. Der Vollendung des Binnenmarktes als Prozeß der reinen Marktdurchdringung und Deregulierung soll die Einführung der Währungsunion folgen, in der Wirtschaftspolitik auf den Kampf gegen die Inflation begrenzt und dies als Stabilitätspolitik bezeichnet wird. Im nächsten Jahrzehnt steht dann die Erweiterung der EU um die mittel- und osteuropäischen Länder an, die den Weg der Transformation von nicht funktionierenden sozialistischen zu funktionierenden kapitalistischen Ökonomien erfolgreich absolviert haben. Auch in dieser Hinsicht gibt es klare Vorgaben: Die Erweiterung wird als Angliederung erfolgen, als Beitritt zu einer allseits gefestigten EU. Die Beitrittskandidaten haben sich dem gesamten Regelwerk der EU zu unterwerfen, ohne Chancen, an seiner Gestaltung und gegebenenfalls Anpassung an ihre Bedürfnisse mitzuwirken. Das Endergebnis wird - so die Vorstellung - eine straff organisierte, disziplinierte und hierarchisch gegliederte europäische Großmacht sein, die hervorragende Positionen im Kampf um die Weltmärkte besetzt.

Aber es zeigen sich Risse im Gebälk der neoliberalen Konstruktion des europäischen Hauses. Nie war die europäische Integration in so vielen Ländern der EU so umstritten wie in den 90er Jahren. Die dänische Bevölkerung hat den Vertrag von Maastricht (VM) zunächst abgelehnt und nur nach dem Zugeständnis akzeptiert, bei wesentlichen Integrationsprojekten nicht mitmachen zu müssen. In Frankreich ist der Vertrag nur mit hauchdünnem Mehrheit in einer Volksabstimmung bestätigt worden. Die norwegische Bevölkerung hat den bereits von der Regierung beschlossenen Beitritt zur EU in einer Volksabstimmung abgelehnt. In den letzten Jahren hat sich Protest und Widerstand gegen die wirtschaftspolitische Linie entwickelt, die im Namen europäischer Einigung verfolgt wird. In England und Frankreich sind Regierungen gewählt worden, die - in unterschiedlichem Ausmaß - die Akzente in der Wirtschafts- und Sozialpolitik verändert haben. Die politische und die militärische Seite der europäischen Formierungskonzeption sind vorerst gescheitert. Auch wenn die Währungsunion nicht scheitert, zeigt sich schon jetzt, daß sie nicht das sein

wird, was ihre wichtigsten Betreiber sich darunter vorgestellt hatten. In realistischer Analyse unterscheiden sich die Perspektiven für den Fortgang der europäischen Integration erheblich von denen der Europastrategen in den Regierungen.

Im folgenden werden diese Risse in der vorherrschenden Strategie europäischer Formierung dargestellt und diskutiert. Sie liegen erstens in den Abstrichen, die bei der Währungsunion gegenüber den ursprünglichen Plänen gemacht werden mußten (I) sowie zweitens an den vor allem machtpolitischen Grenzen, auf die eine internationale Expansionsstrategie stößt, die das notwendige Gegenstück zur Austeritätspolitik nach innen ist (II). Drittens ist das Projekt einer schlagkräftigen europäischen politischen Union als machtpolitische Grundlage für internationale Expansion für absehbare Zeit gescheitert (III). Die sich unter diesen Umständen anbietende neue Konzentration auf die Potentiale der innereuropäischen Entwicklung kann einerseits die Gefahren weiterer Polarisierung und der Renationalisierung europäischer Politik und Wirtschaft hervorrufen. Sie bietet andererseits aber auch Ansatzpunkte zur Mobilisierung für einen grundsätzlichen Kurswechsel der Politik und für den Beginn eines umfassenden europäischen Reformprojektes.

### I. Fortschritte und Ahstriche auf dem Weg zur neoliberalen Wirtschafts- und Währungsunion

Die Verträge von Maastricht und Amsterdam und insbesondere die Bestimmungen über die Wirtschafts- und Währungsunion schreiben das Klassenprojekt des Neoliberalismus fest und verleihen ihm supranationale Würde. Sie verdrängen reformpolitische Ambitionen und demontieren sozialpolitische Errungenschaften, die in den drei Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg in fast allen Ländern der heutigen EU durchgesetzt worden waren. Neoliberalismus reduziert Wirtschaft auf Marktprozesse und Wirtschaftspolitik auf Anti-Inflationspolitik, die unter dem Titel Stabilitätspolitik gepriesen wird, obwohl sie große soziale und ökologische Destabilisierungen bewirkt. Die im Zuge dieser Politik erzeugte Arbeitslosigkeit und soziale Verunsicherung erlauben überdies eine enorme Umverteilung der Volkseinkommen zugunsten der Gewinne. Daher ist in der neoliberalen Konzeption Arbeitslosigkeit nicht nur kein Übel, nicht nur unvermeidlich, sondern sogar erwünscht und notwendig - eben um die Arbeiter bescheiden zu machen und zu halten. Dieses Konzept ist in der EU erfolgreich umgesetzt worden.

Die neoliberale Strategie ist allerdings keine Besonderheit des Vertrages von Maastricht. Sie dominiert auch außerhalb Europas, vor allem in den USA, aber auch in vielen Entwicklungsländern. In Europa hat sie nicht erst mit dem Vertrag von Maastricht eingesetzt, sondern ab Mitte der 70er Jahre. Die durchschnittliche Rate der Arbeitslosigkeit hatte sich bereits zwischen 1975 (3,9%) und 1990 (7,7%) verdoppelt; sie stieg bis 1997

(10,8%) noch einmal um gut 40%. Und die Inflationsrate, die 1975 bei 14,3% gelegen hatte, war bis 1990 (5,3%) auf weit unter die Hälfte dieses Wertes gesunken und fiel bis 1997 (2,1%) noch einmal auf weniger als die Hälfte.<sup>1</sup> Für die Gesamtlinie der Politik in der EU kann der Vertrag von Maastricht also nicht verantwortlich gemacht werden.

Das heißt aber nicht, daß er nichts mit dieser Politik zu tun hat. Er ist ein wesentliches politisches und ideologisches Instrument, mit der sie in den 90er Jahren in der EU durchgesetzt worden ist. Die Bestimmungen im VM über die Zutrittsbedingungen zur Währungsunion (Konvergenzkriterien) haben das Tempo und den Umfang des Sozialabbaus in der EU weiter erböht, und die Bestimmungen über die Art und Weise, wie die Währungsunion und die Europäische Zentralbank ab 1999 funktionieren sollen, zielen darauf, diesen Kurs auch für das Leben in der Währungsunion nach 1999 verbindlich zu machen. Als die Deutsche Bundesbank und die Bundesregierung im Jahre 1996 entdeckten, daß der VM noch Spielräume für Interpretationen ließ, die den Protagonisten des Neoliberalismus nicht gefielen, präsentierten sie neue Forderungen zur Beseitigung dieser Spielräume und setzten sich damit weitgehend - wenn auch nicht ganz - durch: Der in Amsterdam beschlossene Stabilitäts- und Wachstumspakt ist das Ergebnis dieser zusätzlichen Verschärfung des fundamentalistisch verengten Stabilitätskurses. .

Dies ist aber nur die eine Seite. Auf der anderen Seite ist absehbar, daß die Währungsunion, wenn sie kommt, nicht das sein wird, was sich diejenigen darunter vorgestellt haben, die sie nach 1991 mit Macht vorangetrieben hatten. Es gibt mindestens vier Risse im glänzenden Gehäuse der Europäischen Wirtschafts- und Währungsunion:

- *Erstens* wird es keine kleine Währungsunion mit Deutschland, Frankreich und wenigen absolut linientreuen kleineren Staaten geben. Dies sah das Kerneuropa-Konzept vor, das Wolfgang Schäuble im Herbst 1993 in aller Präzision umrissen hatte. Die Währungsunion wird vielmehr - vermutlich mit Ausnahme Griechenlands - allen Ländern offenstehen, die beitreten wollen. Es trägt nicht zu ihrer Attraktivität bei, daß einige Länder - Großbritannien, Dänemark, Schweden - gar nicht beitreten wollen. Eine Währungsunion von elf Ländern ist jedoch das Letzte, was die Deutsche Bundesbank und die Bundesregierung als Hauptträger des Stabilitätsfundamentalismus angestrebt hatten. Sie werden jedoch binnehmen müssen, daß die Konvergenzkriterien von der Mehrheit der EU-Mitglieder so interpretiert werden, wie sie im Vertrag stehen, und nicht so, wie die deutsche Zentralbank und die Bundesregierung sich das wünschen. Der im Vertragstext eingeräumte Spielraum bei der Entscheidung über die Frage, welche Mitgliedsländer die Zutrittsbedingungen für die Währungsunion erfüllen, wird so genutzt werden, daß fast alle Länder Mitglied werden können. In

<sup>1</sup> Vgl. Europäische Wirtschaft Nr. 63, 1997, S. 215 und 257.

einer großen Währungsunion besteht aber - trotz der garantierten institutionellen Unabhängigkeit der nationalen Zentralbanken und der personellen Unabhängigkeit ihrer jeweiligen Präsidenten - die Chance (in den Augen der neoliberalen Konzeption die Gefahr), daß einige Mitglieder des Europäischen Zentralbankrates (der aus den Präsidenten der nationalen Zentralbanken und einem fünfköpfigen Direktorium besteht) unter dem Druck der realen Probleme und sozialen Bewegungen in ihren Ländern zur Vernunft kommen und eine etwas weniger restriktive Geldpolitik betreiben als die Bundesbank dies gutheißt.

- *Zweitens* wird es keinen Automatismus bei den Strafen geben. Der in Amsterdam beschlossene Stabilitäts- und Wachstumspakt wird das Funktionieren der Währungsunion nach neoliberalen Maximen nicht wasserdicht garantieren. Denn die vom deutschen Finanzminister im vergangenen Dezember in Dublin geforderten automatischen Strafen gegen Defizitsünder wird es nicht geben. Die Verfahren zur Verhängung von Sanktionen sind zwar konkretisiert, gestrafft und beschleunigt worden, aber die Entscheidung bedarf in jedem Fall eines politischen Beschlusses mit Zweidrittelmehrheit. Ein solcher ist aber dann nicht wahrscheinlich, wenn mindestens ein Drittel der Mitgliedsländer unter der Drohung solcher Strafen steht.

- *Drittens* wird in Zukunft die Beschäftigungspolitik eine größere Rolle in der EU spielen als bisher, trotz des erbitterten Widerstandes der Bundesrepublik. Die deutsche Regierung hatte im Vorfeld von Amsterdam versucht, die Frage der Massenarbeitslosigkeit und der Beschäftigung von der Tagesordnung des Amsterdamer Gipfels zu halten. Dies gelang ihr nicht. Sie konnte nicht verhindern, daß über diese Probleme debattiert und ein eigenes Kapitel über Beschäftigung in den Vertrag eingefügt wurde. Sie setzte sich andererseits insoweit durch, als in diesem Kapitel keine substantiellen beschäftigungspolitischen Maßnahmen und erst recht keine, die Geld kosten, vorgesehen sind. Immerhin mußte sie auch einem Sondergipfel der EU zur Beschäftigung am 20. und 21. November zustimmen. Nach wie vor dominiert in der EU zwar die neoliberale Doktrin, daß Arbeitslosigkeit im wesentlichen eine Folge inflexibler Arbeitsmärkte und damit von ArbeitnehmerInnen und Gewerkschaften verschuldet sei und nur durch mehr Lohnzurückhaltung und Flexibilität bekämpft werden könne. Aber sie dominiert nicht mehr uneingeschränkt. Es ist absehbar, daß die Frage des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahren auch auf offizieller Ebene stärker als bisher diskutiert wird und daß dabei auch nicht mehr nur die üblichen neoliberalen Vereinfachungen und Floskeln angeboten werden können.

- *Viertens* sind in England und Frankreich die konservativen Regierungen abgewählt und durch sozialdemokratische ersetzt worden, die - in unterschiedlichem Maße - in ihrem Wahlprogramm deutliche Akzente gegen eine neoliberale Politik gesetzt und - anders als Chirac im Jahre 1994 - bislang diese Akzente nicht verleugnet haben. Die französischen Be-

schlüsse zur Entlastung der unteren Einkommen und höheren Besteuerung der großen Vermögen und multinationalen Konzerne sowie die Pläne zur Arbeitszeitverkürzung ohne Lohneinbußen laufen dem marktradikalen Stabilitätsfundamentalismus diametral entgegen. Sie könnten, wenn sie auch nur halbwegs konsequent durchgehalten werden, den Beginn eines wirtschaftspolitischen Kurswechsels markieren, der auch auf andere Länder - wie Italien, wo bereits ein ähnliches Projekt zur Arbeitszeitverkürzung im Gespräch ist - übergreift und das wirtschaftspolitische Gesamtklima in der EU beeinflusst. Die enge Kopplung neoliberaler Wirtschaftspolitik und europäischer Einigungspolitik wird jedenfalls zunehmend in Zweifel gezogen.

Dies alles bedeutet natürlich nicht das Ende des Neoliberalismus, nicht einmal das Ende seiner Vorherrschaft in Politik und Wissenschaft. Es bedeutet aber das Ende der quasi selbstverständlichen und undiskutierten Vorherrschaft. Die Kritik wird lauter und die öffentliche Debatte über Alternativen zum Neoliberalismus ist eröffnet. Das Konzept einer kleinen, schlagkräftigen und unverfälschten Währungsunion ausschließlich im Interesse der großen international agierenden Konzerne ist damit vorerst gescheitert. Eine Rückkehr zu einer stromlinienförmigen Formierung der EU ist nicht zu erwarten. Eine nicht unbedingt auf neoliberalen Kurs liegende, pragmatisch agierende EU, die auch deutsche Politik in ein verbindliches europäisches Regelwerk einbindet - dies alles lag mit Sicherheit nicht in der Absicht der Deutschen Bundesbank und der Bundesregierung, als sie die Pläne für eine europäische Währungsunion forcierten. Dennoch ist diese Perspektive nicht auszuschließen, und die Bundesregierung scheint politisch nicht in der Lage zu sein, die von ihr selbst in den letzten Jahren unablässig angeheizte Dynamik hin zur Währungsunion aufzuhalten.

## II. Probleme der internationalen Expansion

Neoliberalismus als Klassenprojekt zur Revision vorhergehender Reformen, zur Schwächung der Arbeiterbewegung und Umverteilung zugunsten der Profite bedarf, um ökonomisch funktionieren zu können, einer aggressiven internationalen Expansionsstrategie. Die Absatz- und Verwertungsmöglichkeiten, die wegen hoher Arbeitslosigkeit und niedriger Masseneinkommen sowie geringerer Sozialleistungen im jeweiligen Inland ausfallen, müssen im Ausland eröffnet werden, durch Export von Waren, Kapital und Geld. Diese drei Möglichkeiten stehen jedoch in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinander: In dem Maße, wie der Warenexport floriert, wird die Währung des exportierenden Landes aufwerten. Das entspricht den Interessen der kapitalexportierenden Unternehmen und GeldvermögensbesitzerInnen sowie der Banken, Wertpapierhäuser und anderer Finanzdienstleistungsunternehmen, deren Geschäft in der Anlage von und im Handel mit Finanzprodukten besteht. Es ist aber schlecht für die

Exportindustrie, weil es ihre preisliche Wettbewerbsfähigkeit auf den Auslandsmärkten schwächt. Dieser Nachteil kann nur durch verstärkte Kostensenkungen kompensiert werden. Sie werden einerseits unmittelbar in den Betrieben durch Rationalisierungen, Lohnsenkungen und Sozialabbau durchgesetzt. Andererseits müssen sie politisch flankiert werden: durch eine extrem restriktive Geldpolitik, die dafür sorgt, daß die Arbeitslosigkeit hoch und die Bedingungen für die Lohnsenkungen günstig bleiben; und durch eine Steuerpolitik, die die Unternehmen entlastet. Beides schafft Spielraum für relative Preissenkungen. Wenn aufgrund einer solchen Politik die Preisentwicklung im Inland stärker hinter der im Ausland zurückbleibt als die Inlandswährung aufwertet, findet eine reale Abwertung statt und die Dynamik der Exporte bleibt erhalten. Eine solche Strategie kann die unterschiedlichen Interessen von Exportindustrie und Finanzinvestoren versöhnen, nämlich der ersten eine schwache und den letzteren eine starke Währung verschaffen. Sie kann daher als im Interesse des Gesamtkapitals liegend bezeichnet werden. Wieweit sie auch kleinen und mittleren Unternehmen nützt, hängt von dem Umfang ab, in dem diese unmittelbar vom Ausfall von Binnennachfrage betroffen sind bzw. auf der anderen Seite als Vorlieferanten ihrerseits vom Exportboom profitieren.

Diese strategische Gesamtkonzeption der permanenten realen Unterbewertung bei nominaler Aufwertung haben die deutsche Bundesregierung und vor allem die Deutsche Bundesbank in den 70er und 80er Jahren erfolgreich zu Lasten der europäischen Nachbarländer praktiziert. Das Resultat waren hohe deutsche Leistungsbilanzüberschüsse und hohe Defizite bei den Nachbarn. Letztere wurden, da Abwertungen erfolglos blieben, schließlich auf den gleichen Austeritätskurs gezwungen. Dies führte zur Zunahme der Arbeitslosigkeit auf breiter Front in Europa, es nivellierte die Inflationsraten - und untergrub damit gleichzeitig die Möglichkeiten, durch besonders restriktive Geldpolitik innereuropäische Wettbewerbsvorteile zu erzielen. Auch wenn die deutsche Einheit und die enorme Umlenkung von Warenströmen in die ehemalige DDR (statt in den Export) nicht stattgefunden hätten und der enorme Kapitalbedarf der Bundesrepublik nicht eingetreten wäre, hätte die Weiterführung der deutschen Strategie zu Komplikationen geführt, weil die innereuropäische Exploitationsbasis geschrumpft war.

Es scheint, daß die wirtschaftspolitische Konzeption der EU diese deutsche Politik der Austerität nach innen und Expansion nach außen auf europäischer Ebene wiederholen und sozusagen als Strategie im Interesse des europäischen Gesamtkapitals durchsetzen möchte. Diese Absicht ist nicht verwunderlich, weil die Politik der stabilen und starken DM für Deutschland funktioniert hat und deutsche Unternehmen und Regierungsvertreter maßgeblichen Einfluß auf die Formulierung europäischer Politik haben. Nach innen sind die Weichen hierfür bereits in der EU insgesamt gestellt: Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Lohnentwicklung ist weitgehend im Griff, die Sozialleistungen und Unternehmenssteuern sind in den



letzten zehn Jahren fast überall erheblich gesenkt worden. Oh die außer-europäische Expansion aber in gleichem Maße funktionieren wird wie die deutsche in den 70er und 80er Jahren, muß bezweifelt werden. Denn zum einen sind die ökonomischen Bedingungen hierfür, die erheblichen Unterschiede in der Preisentwicklung zwischen den Haupthandelsländern, nicht gegeben. Zum anderen sind auch die letztlich entscheidenden machtpolitischen Bedingungen nicht gegeben: Deutschland hatte auf Grund seiner Größe und des gesamten ökonomischen Potentials die Macht, die europäischen Nachbarländer zum Stillhalten gegenüber der deutschen Expansionspolitik zu zwingen. Eine vergleichbare Machtposition der EU gegenüber den nichteuropäischen Handelspartnern, insbesondere den USA und Japan, besteht nicht und es gibt auch keine Aussicht, daß sie in absehbarer Zeit geschaffen werden könnte. Ein Versuch der EU, einen Gewinn von Weltmarktpositionen durch eine politische Abwertungsstrategie ahzuschern, würde von den USA und Japan - zu Recht - als Kriegserklärung aufgefaßt und mit gleichartigen Maßnahmen beantwortet werden. Das Ergebnis wäre eine erhebliche Verschärfung und Politisierung der internationalen Konkurrenz, ein Abwertungswettbewerb mit unübersehbaren und unkalkulierbaren Folgen. Diese Strategie kann die EU am allerwenigsten durchhalten, weil ihr dazu die politische Statur fehlt. In diesem Zusammenhang müssen die Versuche gesehen und beurteilt werden, die EU jenseits einer marktradikalen Wirtschaftsunion zur Politischen Union weiterzuentwickeln, also eine Großmacht Europa zu schaffen.

### III. Das Scheitern der Politischen Union

Das Projekt der Politischen Union zielt auf ein einheitliches Auftreten auf Drittmärkten, auf außenpolitisches Gewicht bei der Gestaltung der neuen Weltordnung und reicht bis zu einer neuen militärischen Rolle Europas. Zusammenarbeit auf innen- und außenpolitischen Gebieten gibt es schon seit Beginn der 70er Jahre. In die EEA von 1986/7 sind Bestimmungen über eine Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) aufgenommen worden. Sie wurden im Vertrag über die Europäische Union erweitert und um Regelungen zur Zusammenarbeit auf den Gebieten Inneres und Justiz ergänzt. Letztere haben jedenfalls soweit Gestalt angenommen, daß eine europäische Polizei geschaffen wird, die jenseits parlamentarischer Kontrolle und außerhalb des Gesetzes arbeiten soll. In der GASP ist bislang nichts dergleichen geschehen. Eine über Deklarationen und Symbolgesten hinausgehende europäische Außen- und Militärpolitik gibt es nicht. Alle Versuche, sie zu etablieren, scheiterten bislang an den nationalen Souveränitätsinteressen der großen Mitgliedsländer. Im VM war auch vorgesehen worden, daß die Westeuropäische Union - deren Existenz in der Zeit von 1955 bis 1989 faktisch ruhte - nicht nur wiederbelebt, sondern zum "verteidigungspolitischen Arm" der EU gemacht werden sollte - ein äußerst beunruhigender und gefährlicher Beschluß. Er steht

bislang jedoch nur auf dem Papier, von einer realen Umsetzung kann keine Rede sein. Außer einigen Büroverlegungen - von Lissabon nach Brüssel - und einigen strategischen Spielen ist in der WEU bislang nichts geschehen. Auch die Regierungskonferenz 1996/7, die dieses Thema behandeln sollte, ist in dieser Frage nicht weitergekommen. Das außenpolitisch oder gar militärisch einheitlich und eigenständig agierende Europa ist nicht in Sicht. Aus friedenspolitischer Sicht ist dies zu begrüßen, aus der Sicht der europäischen politischen und wirtschaftlichen Expansionsinteressen ist es jedoch ein großes Defizit.

Auch bei der für eine schlagkräftige politische Formierung der EU erforderlichen Reform der Institutionen hat sich schon in und erst recht seit Maastricht - außer kosmetischen Korrekturen - nichts bewegt. Nach wie vor gilt bei wesentlichen Fragen das Prinzip der Einstimmigkeit bei den Abstimmungen im Ministerrat, und nach wie vor gibt es keine ordentliche parlamentarische Legitimation für die Arbeit der Kommission. Die Verhandlungen der letzten Regierungskonferenz und die Ergebnisse des Gipfeltreffens von Amsterdam belegen vielmehr, daß die nationalen Regierungen insbesondere der großen Länder England und Frankreich, aber auch Deutschland, nicht bereit sind, auf nationale Souveränitätsrechte zugunsten der EU zu verzichten. Diese Bereitschaft wird vor allem in Deutschland weiter abnehmen, wenn deutlich wird, daß die Europäische Gemeinschaft möglicherweise doch nicht ganz wie ein vergrößertes Deutschland funktionieren wird. Das Konzept einer politisch und militärisch schlagkräftigen Politischen Union, das zu Beginn dieses Jahrzehnts eine wichtige Rolle spielte, und das zur Abstützung einer wirksamen internationalen Expansionspolitik in der Tat erforderlich ist, ist auf absehbare Zeit gescheitert.

### IV. Mögliche Entwicklungsperspektiven der EU

In dieser Situation einer nur mit Abstrichen gelungenen neoliberalen Formierung, enger internationaler Expansionsspielräume und gescheiterter Großmachtpläne der EU gibt es grundsätzlich drei Möglichkeiten der weiteren Entwicklung:

*Erstens* kann die EU versuchen, die deutsche Abwertungsstrategie trotz fehlender politischer Großmachtposition - deren Fehlen möglicherweise nicht erkannt wird - zu Lasten der anderen OECD-Länder zu betreiben. Das würde Wirtschaftskrieg mit großen Gewinnen für wenige und großen Opfern für die Mehrheit der Bevölkerung auf allen Seiten bedeuten.

*Zweitens* könnte sie versuchen, die internationale Expansion mehr in Länder außerhalb der OECD zu lenken, in Länder der Dritten Welt wie China oder Mexiko oder in die mittel- und osteuropäischen Länder. Die Zunahme des Entwicklungsländer-Anteils beim Handel und bei den ausländischen Direktinvestitionen deuten ebenso in diese Richtung wie die Absicht der EU, die Beziehungen zu den AKP-Ländern auf eine strenger kommer-



zielle Basis umzustellen. Allerdings dürfte das Expansionspotential auf mittlere Frist beschränkt und die Konkurrenz auch in diesen Ländern hart sein. Hinsichtlich der osteuropäischen Länder ist Deutschland überdies nicht unbedingt an einem einheitlichen Vorgehen der EU interessiert, weil dies den jetzt schon dominanten Einfluß deutscher Unternehmen und deutscher Politik bedrohen würde.

*Drittens* können die europäischen Unternehmen ihre innereuropäische Expansion forcieren. Das ist durchaus möglich, weil die EU insgesamt nicht stärker internationalisiert ist als die USA und Japan: In allen drei Blöcken wird ungefähr ein Zehntel der Produktion von Gütern und Dienstleistungen exportiert. Weniger als ein Zwanzigstel der Investitionen europäischer Unternehmen wird im außereuropäischen Ausland getätigt. Dieser Anteil wird sich angesichts der beschränkten Mittel zur Eroberung neuer Weltmarktanteile mittelfristig kaum erhöhen lassen. Es liegt also nahe, sich wieder mehr den innereuropäischen Entwicklungspotentialen zuzuwenden.

Dabei gibt es zwei mögliche Varianten: Wenn die restriktive Wirtschaftspolitik beibehalten wird und daher die Arbeitslosigkeit weiter unverändert hoch bleibt oder sogar steigt, heißt innereuropäische Expansion zwangsläufig vor allem weiter steigende Konzentration und Zentralisation. Die starken Kapitale expandieren auf Kosten der schwächeren, letztere werden übernommen oder liquidiert. An die Stelle des gesamtwirtschaftlichen Wachstums tritt eine schärfere Umverteilung von Einkommen und von Kapital. Hierfür spricht die in den letzten drei Jahren wieder rasant gestiegene Zahl der Fusionen und Übernahmen von Unternehmen. Dabei stehen nach wie vor nationale Prozesse im Vordergrund. In der Zeit von 1990-1995 fanden nach Angaben der EU<sup>2</sup> fast 71% aller erfaßten Fusionen und Übernahmen innerhalb eines Mitgliedslandes statt. In knapp 19% der Fälle handelte es sich um innergemeinschaftliche Fusionen und nur in knapp 11% waren Unternehmen aus Drittländern - davon 42% aus den USA - beteiligt. Von den 20 größten Fusionen mit Beteiligung von EU-Unternehmen im Jahre 1995 waren die Hälfte rein nationale und vier innergemeinschaftliche Vorgänge. An den sechs internationalen Verflechtungen waren fünfmal Unternehmen aus den USA beteiligt, einmal als Käufer, viermal als Kaufobjekte. Dieses seit zehn Jahren im wesentlichen unveränderte Muster der Konzentration spricht dafür, daß die Politik des Auf- und Ausbaus der Position auf den nationalen Heimatmärkten und innerhalb der EU der strategische Schwerpunkt europäischer Unternehmenspolitik ist. Diese Orientierung verschärft aber zwangsläufig die innereuropäische wirtschaftliche Polarisierung. Um sie nicht zu politischer Polarisierung werden zu lassen, ist Gegensteuerung durch Umverteilung zu Gunsten der schwächeren Länder und Regionen erforderlich. Die Bereitschaft der Mitgliedsländer hierfür ist jedoch gering und nimmt - wie die Diskussion um Nettozahlerpositionen und Finanzreform zeigt - weiter ab. Die

Perspektive dieser Variante innereuropäischer Expansion ist langfristig eine Renationalisierung der Politik insbesondere in den großen Mitgliedsländern. Dieser Weg wird bereits heute von der extremen Rechten in Frankreich, England und in Deutschland propagiert, in Deutschland überdies von Teilen der CSU und verdeckt auch von der bayerischen Landesregierung.

Die Alternative hierzu ist ein wirtschafts- und integrationspolitischer Kurswechsel in Richtung auf die Mobilisierung innereuropäischer Entwicklungsmöglichkeiten: Gesamtwirtschaftliche Politik für mehr Beschäftigung und Wachstum, europäische Strukturpolitik für ökologischen Umbau und europäische Sozialpolitik gegen soziale Unsicherheit, Verelendung und Ausgrenzung, kurz ein europäisches Reformprojekt, das die systematischen inneren Entwicklungsblockierungen kapitalistischer Ökonomien nicht durch hemmungs- und perspektivlose Weltmarktexpansion nach außen projiziert, sondern durch politisches Eingreifen angeht und jedenfalls für eine bestimmte Zeit überwindet. Eine solche Alternative ist keine Option, die das Kapital von sich aus ergreift. Sie ist aber auch nicht grundsätzlich unmöglich. Die Erfahrungen nach dem 2. Weltkrieg zeigen, daß es möglich ist, auf der Grundlage sozialen und politischen Drucks einen beschäftigungsorientierten Kurs durchzusetzen und damit eine Entwicklung in Gang zu bringen, in der weitere demokratische und soziale Reformen machbar werden.

Die Situation heute ist komplizierter als nach 1945, weil die Position des Kapitals ungleich stärker und die Anforderungen an ein tragfähiges Reformprojekt heute notwendigerweise größer sind. Daß sie dennoch nicht ausweglos ist, zeigen die Bewegungen der letzten Jahre. Der scheinbar unaufhaltsame Siegeszug des Neoliberalismus in Europa stößt auf Widerspruch, Gegenpositionen, Protestbewegungen. In Frankreich ist er ernsthaft gefährdet. Veränderungen des Weges, auf dem die europäische Einigung vorankommt, sind nicht nur abstrakt möglich, sie haben bereits begonnen. Ihr weiteres Vorankommen, die schließliche Überwindung von Arbeitsplatzvernichtung, Sozialabbau und Ausgrenzung in Europa - das alles ist mit den ersten Anfängen von Gegenwehr noch nicht garantiert. Aber es ist möglich, und die Alternative ist der Mühe wert.

<sup>2</sup> Vgl. Europäische Wirtschaft, Beiheft AS, Nr. 7/1996.

Hans-Jürgen Bieling/Jochen Steinhilber

## Zur Dynamik der europäischen Integration: Theorien und Projekte

Im Rückblick, 40 Jahre nach der Ratifizierung der Römischen Verträge, gleicht der europäische Integrationsprozeß einem fortwährenden Wechsel von Blütephasen und Depressionsperioden. Die sukzessive Weiterentwicklung der Integration über EGKS, EURATOM, EWG bis zur EG gab den "Supranationalisten" Auftrieb, die in den ökonomischen Verflechtungen bereits erste Ansätze einer übernationalen Einheit sahen. Das Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft 1954, die Römischen Verträge 1957 und die Politik des "leeren Stuhls" von de Gaulle 1965/66 markieren die zyklische Entwicklung der europäischen Integration bis in die sechziger Jahre hinein. Die Lähmung, die nach der von de Gaulle ausgelösten Krise eintrat, bedeutete im weiteren Verlauf das Ende der "optimistischen" Integrationstheorien. Der Eurooptimismus machte auch in der Theorie einem nüchternen Realismus Platz (vgl. Bellers/Jäckel 1990, 298ff.). Zwar konnte die Stagnation, das "dark age" Europas, in den achtziger Jahren wieder überwunden werden. Der Integrationsschub, der durch die Einheitliche Europäische Akte und die Verträge von Maastricht ausgelöst wurde, sah sich aber bereits Anfang der neunziger Jahre mit einer "doppelten Post-Maastricht-Krise" (verursacht durch die wirtschaftliche Krise und den Legitimationsverlust der EU) konfrontiert, die bis heute anhält (vgl. Deppe/Felder 1993). Offensichtlich verfügt die Währungsunion, das derzeit zentrale europäische Projekt, über keine integrationspolitische Ausstrahlungskraft. Im Gegenteil: Die einheitliche Währung scheint das Bild einer wirtschaftspolitisch einseitigen und sozialpolitisch blinden EU nurmehr zu vervollständigen und die Legitimität der "Idee Europa" weiter zu untergraben.

Die grundlegenden integrationstheoretischen Debatten wurden zwischen 1945 und 1975 geführt. Seit Mitte der siebziger Jahre, als E. Haas, der Nestor des Neofunktionalismus, seinen Ansatz für zunehmend inadäquat hielt, um die realen Prozesse zu erfassen, ist es um die Integrationstheorie still geworden. "Weder vorher noch nachher (...) hat die internationale Integration bzw. Integrationstheorie eine vergleichbare Faszination auf die besten Köpfe der Forschungsgemeinschaft ausgeübt, eine so prominente Rolle in der Disziplin der internationalen Beziehungen gespielt, eine so dichte Abfolge von anspruchsvollen theoretischen Innovationen hervorgebracht und einen so intensiven und fruchtbaren Wettbewerb zwischen konkurrierenden Entwürfen und Modellen motiviert" (Bellers/Jäckel 1990, 292). Die theoretischen Grundlagen aktuellerer Analysen (Regimetheorie, Interdependenztheorie), sofern sie überhaupt in einem integrationstheore-

tischen Rahmen verortet werden, beziehen sich noch immer auf die älteren "klassischen" Theorieparadigmen. Hierbei konzentriert sich die jüngste Integrationsforschung allerdings mehr auf den Verhandlungsmodus und die Strukturen der Politikverflechtung im "Mehrebenensystem". Die eher fragmentarisch-diagnostischen Zustandsbeschreibungen unterscheiden sich von schlüssigen Integrationstheorien auch durch ihre Reichweite. Verglichen mit den frühen Ansätzen des Neofunktionalismus stellen sie nur sehr vorsichtige Frognosen über den weiteren Integrationsverlauf auf.

### 1. Paradigmen der Integration

Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs rückten die *Föderalisten* den Nationalstaat ins Zentrum der Kritik. Er wurde nicht nur für die Destruktion durch zwei Weltkriege verantwortlich gemacht, sondern schien auch ungeeignet zu sein, das zerstörte Europa wiederaufzubauen und dauerhaften Frieden zu gewährleisten. Stattdessen sollte durch den aufgeklärten Willen der politischen Eliten und mit der breiten Zustimmung der europäischen Bevölkerung eine föderative Ordnung auf der Grundlage einer gemeinsamen europäischen Verfassung aufgebaut werden. Gemäß dem Credo "function follows form" stellt der Föderalismus die institutionell-formale Integration in den Vordergrund. Die letztlich friedensgefährdenden Einzelinteressen der Nationalstaaten können nur gebrochen werden, wenn diese in einem föderalen Gründungsakt übereinkommen, ihre Souveränität in wichtigen Punkten an gemeinschaftliche Institutionen zu übertragen. Die Mitgliedsstaaten besitzen dabei, vergleichbar mit den USA, weiterhin Teilsouveränitäten auf bestimmten Politikfeldern. Nur jene Aufgaben sind der supranationalen Ebene zu überantworten, die direkt der Friedenssicherung dienen oder die die Nationalstaaten nicht mehr selbst regulieren können (Prinzip der Subsidiarität).

Es zeigte sich jedoch schon sehr bald, daß sich die Nationalstaaten in der Nachkriegszeit konsolidieren und gerade im Bereich der "high politics" (Außen- und Sicherheitspolitik) keine Souveränität abgeben wollten. Nachdem die föderalistische Europäische Verteidigungsgemeinschaft 1954 am Veto Frankreichs scheiterte, verlor der Ansatz viel an theoretischem und vor allem politischem Einfluß. Zwar gab es auch in jüngerer Zeit immer wieder Versuche, daran anzuknüpfen (z.B. in der Diskussion über eine europäische Verfassung 1985), letztlich scheint die Vision eines "großen Sprungs" zum Europäischen Staat derzeit jedoch illusionärer denn je.

Im Gegensatz zum Föderalismus plädiert der *(Neo)-Funktionalismus* für einen sukzessiven Übergang zur Supranationalität. Auf der Grundlage der Arbeiten Mitrany zum Funktionalismus, die sich weitgehend auf den Aufbau eines internationalen Friedenssystems beziehen (vgl. Mitrany 1975), entwickelte E. Haas Anfang der fünfziger Jahre ein Konzept, um die Vergemeinschaftungstendenzen in Westeuropa zu analysieren. Die Neofunk-

tionalisten gehen davon aus, daß durch Kooperation und Integration in einem "unpolitischen" Bereich (z.B. wirtschaftliche oder technische Integration) weitere Integrationsprozesse auf anderen (politischen) Feldern ausgelöst werden. Diese "Verästelungslogik" (Mitrany) oder "expansive logic of integration" (Haas) führt schließlich *notwendig* zur vollständigen Integration einer Region. Das dynamische Element dieser Theorie ist der "spill-over"-Effekt (Überlaufeffekt). Die Vergemeinschaftungsprinzipien in einem bereits integrierten Feld werden durch die Einsicht in funktionale Notwendigkeiten und durch Lernprozesse schrittweise auf andere Politikfelder übertragen (vgl. Haas 1958, 283ff.). Die Veränderung von Staatlichkeit geht somit nicht nur aus dem Handeln einzelner Subjekte hervor, sondern folgt dem Prinzip der "funktionalen Effizienz", die die zunehmende Vernetzung ökonomischer, politischer und sozialer Strukturen mit sich bringt. Daß sich supranationale Institutionen entwickeln, ist somit eine Folge von Anpassungsleistungen an gegebene "Sachzwänge" ("form follows function").

Bis zum integrationstheoretischen "black out" Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre war der Neofunktionalismus das vorherrschende Paradigma der Integrationsforschung. Die Entwicklung von der Montanunion bis zur EG konnte als erster Schritt für eine sukzessive Vergemeinschaftung im Sinne von Haas aufgefaßt werden. Doch die de Gaullesche Blockade, der "dramatical political factor" (Haas), zeigte die Grenzen dieser optimistischen und technokratischen Sichtweise auf. Die von den Neofunktionalisten vermutete "supranationale Ideologie" unterlag der harten Interessenpolitik des französischen Nationalstaates. Der Neofunktionalismus überschätzte die strukturellen Sachzwänge, die zu internationaler Kooperation führen sollten, und unterschätzte gleichzeitig die ökonomischen und nationalstaatlichen Machtinteressen: "Die 'Neofunktionalisten' haben eine von den konkreten gesellschaftlichen und ökonomischen Prozessen abstrahierende Modellkonstruktion entworfen, die ständig von der Wirklichkeit in Frage gestellt wurde. Sie sprachen von 'Sachzwängen' ohne die 'Sachen' beim Namen zu nennen und ohne die 'Zwänge' nach ihren Bewegungsgesetzen zu befragen. Sie sind nicht einmal auf den Gedanken gekommen, danach zu fragen, wer zu Lasten von wem von der Verflechtung profitiert, weil sie von der unhewiesenen Voraussetzung ausgingen, daß dieser 'Zwang zur Anpassung' einen bei allen Beteiligten gleichmäßig wachsenden Wohlstand zur Folge hätte." (Ziebur 1973, 295)

In der Folgezeit wurde der Neofunktionalismus als "reine Doktrin" verabschiedet und mehrfach modifiziert und differenziert (vgl. Nye 1971). Haas selbst räumte ein, daß sich der spill-over-Effekt nicht automatisch einstelle, schloß aber weiterhin Rückschritte in der Integration aus (point of no return). Neuere Ansätze des Funktionalismus versuchen auf die Kritik am quasi-Automatismus des spill-overs zu reagieren, indem sie die funktionalen Zusammenhänge zwar weiter in den Mittelpunkt stellen, diese jedoch über interessengeleitete Nationalstaaten und andere Akteure vermitteln.

Die Möglichkeit von Rückschlägen ("spill-backs") und Krisen des Integrationsprozesses werden nun in die Analysen ebenso miteinbezogen, wie die Heterogenität der Entscheidungsstile (vgl. Zellentin 1992; vgl. Busch 1996). *Neo-institutionalistische* Ansätze sind ebenfalls von der funktionalistischen Schule beeinflusst. Die Dynamik der Integration geht hier nicht nur von einer immanenten Sachlogik aus, sondern auch von den supranationalen Organisationen, die die nationalstaatliche Politik koordinieren und formen, folglich also selbst zur Politikformulierung beitragen (vgl. als Überblick Keohane 1989).

Letztlich änderte dies jedoch wenig daran, daß die staatszentrierten Ansätze den Neofunktionalismus, der die europäische Integration in ihrer Blütezeit begleitete, sowohl politisch als auch theoretisch zunehmend verdrängten. "Indem sie Falsifizierbarkeit einschließt, die als minimale Bedingung für jedes wissenschaftliche Unternehmen erforderlich ist, hat die Theorie ohne Zweifel an Plausibilität gewonnen, allerdings auf Kosten ihres Anspruchs, die wichtigsten kausalen Variablen, d.h. die tiefere Dynamik regionaler Integration identifiziert zu haben. Dieser Revisionismus kostet den Neofunktionalismus seine theoretische Reputation als überzeugendste Erklärung der Prozesse und Triebkräfte des regionalen Wandels in Europa" (O'Neill 1996, 46).

Der direkte Ausdruck dafür, daß der Neofunktionalismus an Ausstrahlungskraft verloren hatte, war die (Re-)naissance realistisch inspirierter Konzeptionen. Der (liberale) *Intergouvernementalismus* gilt heute als das vorherrschende Paradigma in der europäischen Integrationsforschung. Im Gegensatz zum technokratischen Neofunktionalismus, der den "Tod der Politik" (Hoffmann) zur Voraussetzung hat, betont er die konstitutive Bedeutung der nationalstaatlichen Interessen für die europäische Integration. Integrationsfortschritte können nur dann erzielt werden, wenn die Interessen der wichtigsten Nationalstaaten - z.B. Deutschland und Frankreich - miteinander kompatibel sind (vgl. Hoffmann 1966). Die supranationale Politikfindung vermittelt sich über "intergovernmental bargains", in denen versucht wird, die z.T. konträren nationalstaatlichen Interessen zusammenzufassen (z.B. in "package deals"). Die politische Initialzündung des Intergouvernementalismus in Westeuropa war der Luxemburger Kompromiß 1966, der die nationalstaatlichen Interessen deutlich hervorhob (Vetorecht). Während ältere Ansätze die gesellschaftliche Generierung dieser Interessen in eine "black box" verbannten, erweitern neuere Arbeiten den Intergouvernementalismus zumindest partiell um die innenpolitische Perspektive. Regionale Kooperation wird nicht mehr allein auf die bessere Bewältigung ökonomischer Interdependenzen zurückgeführt, sondern auch darauf, daß die Nationalstaaten ihre Handlungsfähigkeit nach innen vergrößern wollen, Außenpolitik gleichzeitig also unter dem Einfluß innenpolitischer Faktoren steht (vgl. Moravcsik 1993). Die Nationalstaaten "poolen" ihre Souveränität auf supranationaler Ebene, um die politische Steuerung gemeinsam auszuüben (vgl. Keohane/Hoffmann 1990).



## 2. Ein neuer Brückenschlag, aber wie?

Obwohl sich die vorherrschenden Paradigmen des Neo-Funktionalismus und Intergouvernementalismus ausdifferenziert und angenähert haben, leben die jüngeren Diskussionen zum Teil noch immer von ihrem Widerstreit. *Auf der einen Seite* interpretiert der neuere Intergouvernementalismus die Maastrichter Verträge wie zuvor schon das Binnenmarkt-Projekt im wesentlichen als ein direktes Ergebnis der revitalisierten deutsch-französischen Beziehungen (vgl. Moravcsik 1991). Die Entwicklungen in der europäischen Sozialpolitik erscheinen demgegenüber nur als "Nebenschauplätze der Verhandlungen über die Wirtschafts- und Währungsunion und als relativ unwichtiges Merkmal innerhalb des gesamten Komplexes der Maastricht-Reformen" (Lange 1993, 27). *Auf der anderen Seite* sehen die Neofunktionalisten die Währungsunion als Ergebnis eines durch die supranationalen Institutionen geförderten, aber verspäteten "spill-overs" der Marktintegration, ohne die ausschlaggebenden ökonomischen und politischen Problemlagen und Kompromißstrukturen, infolge derer das Projekt Anfang der neunziger Jahre auf die Tagesordnung geriet, wirklich tiefgreifender erklären zu können.

Eigentlich ist diese schwelende und von Zeit zu Zeit aufbrechende Spannung recht verwunderlich, galt doch die dichotomische Perspektive, nach der die Integration entweder supranational oder intergouvernemental geprägt ist, bereits als überwunden. Die Einsichten des Neo-Institutionalismus und liberalen Intergouvernementalismus schienen innerhalb des *regimetheoretischen* Ansatzes relativ kohärent zusammengefaßt. So arbeitete dieser heraus, daß das Verhältnis zwischen der nationalen und supranationalen Regulation nicht schlicht als substituativ, sondern (strukturell) als komplementär zu begreifen ist. Denn auch wenn die einzelnen Nationalstaaten formell Kompetenzen an die supranationale Ebene abgeben, gewinnen sie - vermittelt über einen Prozeß der wechselseitigen Anpassung - oftmals (je nach Bereich) neue, gemeinschaftlich koordinierte Gestaltungsoptionen (zum Überblick der *regimetheoretischen* Diskussion vgl. Kohler-Koch 1989; Efinger u.a. 1990).

Ursprünglich entstand die Regimetheorie, die zweifelsohne stärker im neorealistischen Denken verankert ist, im Kontext der Debatten über den "US-Decline" (vgl. Krasner 1983; Keohane 1984). Sie reflektiert dabei den Sachverhalt, daß auch nach der Erosion der alten hegemonialen Konstellation die maßgeblichen institutionellen Arrangements fortbestehen und sogar neue geschaffen werden. Dies impliziert nicht nur die Erkenntnis, daß das einst anarchische Staatensystem nunmehr hochgradig interdependent ist, sondern zudem auch wesentlich durch die relativ eigenständige Funktionsweise internationaler Regimes reguliert wird. Diese operieren auf der Grundlage von kooperativ vereinbarten und allgemein anerkannten Prinzipien (Grundsätzen), Normen (Verhaltensstandards), Regeln (spezifische Verhaltensvorschriften) und Entscheidungsverfahren (Formen der

praktischen Vereinbahrung und Umsetzung). Außerdem konzentrieren sie sich auf bestimmte Regelungsbereiche. So sind im globalen Maßstab das GATT bzw. die WTO, der IWF, die UNO und die OSZE einige der bekanntesten internationalen Regimes. Im Vergleich hierzu läßt sich die politische Kooperationsstruktur der Europäischen Union nur schwerlich als ein bestimmter Regime-Typ klassifizieren. Keohane/Hoffmann (1990, 281f.) betrachten denn auch die EU eher als einen Regime-Mix, d.h. als Set komplexer, sich überlappender regulativer Netzwerke. Umstritten ist in dieser Diskussion allerdings, ob die in der institutionellen Struktur angelegten finanziellen und rechtlichen Ressourcentransfers zusammen mit den neu geschaffenen supranationalen Organen bereits einen korporativen Akteur erzeugt haben (so Schneider/Werle 1989). Denn trotz der forcierten Integration seit Mitte der achtziger Jahre bleiben die eigenständigen Interessen und auch die neuen Kompetenzen und Tätigkeitsbereiche der supranationalen Institutionen vielfach begrenzt.

Auch innerhalb des synthetisch angelegten Ausatzes der Regimetheorie lebt der Konflikt zwischen der neofunktionalistischen und neoinstitutionalistischen Sicht einerseits und den intergouvernementalistischen Argumenten andererseits weiter fort. Je nach Stand und Perspektiven der europäischen Integration schlägt das Pendel unterschiedlich aus; in Zeiten der Krisenstimmung, wie gegenwärtig, setzen die Intergouvernementalisten in der Regel die Akzente. Daß die integrationstheoretische Diskussion derart stimmungabhängig ist, liegt zum einen sicherlich in der Natur der Sache, ist zum anderen aber auch den Schwächen der vorherrschenden Paradigmen geschuldet, vor allem ihrem institutionalistisch verkürzten Zugriff auf den Integrationsprozeß. Diese Verkürzungen reproduzieren sich selbst noch in den Beiträgen zu einem "neuen Brückenschlag", den Neyer und Wolf (1996) nicht ohne Grund einklagen. So ist die Chiffre des "dynamischen Mehrebenensystems" (vgl. Jachtenfuchs/Kohler-Koch 1996), auf die sich die neueren Diskussionsbeiträge in der Regel beziehen, zwar sehr wohl in der Lage, die unterschiedlichen empirischen und theoretischen Untersuchungen zusammenzuführen und die komplexen Formen der Interessenvermittlung und Politikregulierung herauszuarbeiten, die nicht-institutionellen materiellen Grundlagen, Triebkräfte und Dynamiken der Integration bleiben zumeist jedoch im Dunkeln.

In scharfem Kontrast zur institutionalistischen Perspektive stehen zweifelsohne die *integrationstheoretischen Arbeiten in der Tradition des historischen Materialismus*. Bereits Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre entstanden eine Reihe marxistischer Analysen der europäischen Integration (vgl. z.B. Mandel 1968; Poulantzas 1975; Deppe 1975). Auch wenn deren Hypothesen und politische Schlußfolgerungen durchaus sehr verschieden waren, kreisten die übergreifenden Fragen um die Strukturen und Dynamiken einer europäischen Kapitalverflechtung, um die damit korrespondierende (In-)Stabilität des Integrationsprozesses, aber auch um die Möglichkeiten einer sozialistischen Transformation (vgl. van der Pijl 1996:



288f.). Ähnlich wie die Debatten des Mainstreams erlahmte auch die marxistische Diskussion gegen Ende der siebziger Jahre und wurde erst im Kontext des Binnenmarkt-Projekts wieder aufgenommen. Neben der nachlassenden Integrationsdynamik dürfte sich auch demotivierend ausgewirkt haben, daß die Option eines "dritten Wegs" für Europa mehr und mehr verblasste.

Seit die integrationstheoretischen Fragestellungen dann gegen Ende der achtziger Jahre wieder aufgegriffen werden, erfolgt dies innerhalb einer deutlich erweiterten Perspektive (vgl. u.a. Deppe/Weiner 1991; Deppe/Felder 1993). Zuvor hatten die marxistischen Arbeiten die (neo-)realistischen Annahmen vielfach übernommen, dabei jedoch kritisch gewendet. So sahen sie den Integrationsprozeß primär als Resultat eines zwischenstaatlichen Interessenausgleichs, der aufgrund der strukturellen Spannungen des international orientierten (Monopol-)Kapitals allerdings prekär blieb. Die Probleme, Triebkräfte und Motive der Integration wurden auf diesem Wege recht eng und direkt auf die Struktur der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und der diesen zugrunde liegenden Akkumulations- und Krisendynamik rückbezogen. In den neueren Arbeiten wird diese Argumentation nun keineswegs aufgegeben, jedoch sehr viel stärker als eine sozial, kulturell, politisch und institutionell vermittelte gesehen. Der Portgang der Integration ist nunmehr umfassender eingebettet in eine komplexe Bedingungskonstellation, in der neben den Strukturen der Welt (un)ordnung und den gesellschaftlichen Klassenverhältnissen auch anderen Faktoren, z.B. ökologischen Problemen oder den Geschlechterbeziehungen, und der relativen Eigenständigkeit der europäischen Institutionen wie strategischen Richtungsentscheidungen (politischen Projekten) eine größere Bedeutung zukommt.

Die Optionen und Grenzen der Vergemeinschaftung nationaler Kompetenzen werden grundsätzlich durch den Widerspruch zwischen der formalen Gleichheit der Mitgliedstaaten und ihrer realen materiellen Ungleichheit abgesteckt (vgl. Statz 1989, 27). Die Dynamiken, die sich dabei abzeichnen, erscheinen wesentlich als das Resultat der politischen Verhandlungs- und Bargainingprozesse. Von da her drängt sich nun eigentlich die Frage nach der wechselseitigen Ergänzung und Korrektur der institutionalistischen, regimetheoretischen und materialistischen Analysen auf. Allerdings erweist sich die Perspektive einer schlichten Erweiterung der unterschiedlichen Ansätze schnell als trügerisch. Offensichtlich entstammen die verschiedenen Konzeptionen konträren gesellschaftstheoretischen Perspektiven: Denn während die institutionalistischen und regimetheoretischen Analysen - ebenso übrigens auch die polit-ökonomischen Argumentationen in der Tradition der idealistischen und (neo-)realistischen Schule - eher Typen der "problem-solving" Theorie" (vgl. hierzu Cox 1995; ebenso Röttger 1996) repräsentieren, der es primär darum geht, die bestehenden gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen zu erhalten, untersucht die kritische politische Ökonomie die Perspektiven ihrer Überwindung.

### 3. Die gramscianische Hegemonietheorie und die europäische Integration

Die kritische Analyse befaßt sich in diesem Sinne zunächst mit dem sozialen Charakter des Integrationsprozesses, d.h. den tragenden Machtbeziehungen und Herrschaftsstrukturen, einschließlich der darin eingelagerten Widersprüche und Krisen. Konzeptionell erschließt sich deren Reproduktion und Vermittlung über die gramscianische Hegemonietheorie. Dieser Ansatz, der von Cox, Gill, van der Pijl u.a. (zum Überblick vgl. Bieling/Deppe 1996) für die Analyse der Internationalen Beziehungen fruchtbar gemacht wurde, läßt sich auch auf die Untersuchung des europäischen Integrationsprozesses anwenden. Aufschlußreich ist er insofern, als er zum einen die sozialen, kulturellen und politisch-institutionellen Kämpfe, über die sich die kapitalistische Akkumulations- und Krisendynamik vermittelt, verstärkt in den Mittelpunkt rückt. Darüber hinaus bereitet die Hegemonietheorie, indem sie den spezifischen Charakter der zivilgesellschaftlichen wie politischen Konflikte und Kämpfe zu ergründen versucht, zum anderen die Voraussetzungen dafür, die regime- und verhandlungstheoretischen Erkenntnisse des europäischen Integrationsprozesses kritisch gegenzulesen.

Den Ausgangspunkt dieser Bemühungen bildet die Reformulierung der gramscianischen Hegemoniekonzeption durch Cox (1983, 172f.): "Hegemonie auf der internationalen Ebene ist (...) nicht nur eine Ordnung von Staaten. Es ist eine Ordnung innerhalb einer Weltökonomie mit einer dominanten Produktionsweise, die alle Länder durchdringt und zu anderen, untergeordneten Produktionsweisen führt. Es ist auch ein Komplex internationaler Sozialbeziehungen, der die sozialen Klassen unterschiedlicher Länder verbindet. Welthegemonie ist als soziale Struktur, als ökonomische Struktur und als politische Struktur zu beschreiben; sie kann nicht nur eines beinhalten, sondern muß alle drei umfassen. Weiter drückt sich die Weltökonomie in universellen Normen, Institutionen und Mechanismen aus, die generelle Regeln festlegen für das Verhalten von Staaten und für die sozialen Kräfte, die die nationalen Grenzen überschreiten - Regeln, die die dominante Produktionsweise unterstützen."

Dieses Verständnis von Hegemonie, das Cox in der Interpretation der Pax Britannica und Pax Americana gewann, läßt sich unseres Erachtens auch auf die europäische Integration übertragen (ausführlich dazu Bieling/Deppe 1996a). Auch hier ist erkennbar, daß sich seit Anfang der achtziger Jahre auf Grundlage einer spezifisch europäischen Konstellation ökonomischer, sozialer und politischer Strukturen ein Block hegemonialer Kräfte formiert hat. Die Formulierung und Durchsetzung der europäischen Akkumulations- und Regulationsstrategien erfolgt dabei nicht nur über die Androhung von Zwang und Repression, sondern auch über die konsensstiftenden Mechanismen der ideologischen Führung (die europäische Integration als Wettbewerbsfaktor) und der materiellen Unter-



stützung (z.B. die Strukturfonds), über die Protest- und Widerstandspotentiale kleingearbeitet und absorbiert werden. Neben den ökonomischen und sozialen Prozessen kommt auch der politisch-institutionellen Regulation der gesellschaftlichen Entwicklung und Modernisierung eine zentrale Bedeutung zu. Gerade im europäischen Maßstab ist es den hegemonialen Kräften gelungen, ihre Varianten der Wettbewerbs- und Modernisierungsregulation institutionell und rechtlich abzusichern. Analog zu den internationalen Institutionen gilt demzufolge auch für die Entstehung und die Funktionsweise des europäischen Regulierungskomplexes, daß er, der selber das Resultat einer hegemonialen Konstellation ist, die Regeln festlegt, die die hegemoniale Expansion erleichtern. Zugleich werden in diesem Prozeß die Normen der Regulation ideologisch legitimiert, die Eliten der Peripherie kooptiert sowie die Ideen und Motive gegen-hegemonialer Kräfte neutralisiert (vgl. Cox 1983, 172).

Das Netzwerk europäischer Regimes ist so betrachtet nicht nur ein Ergebnis komplizierter Kompromisse und Bargaining-Prozesse, sondern - dies zeigen insbesondere die Phasen forcierter Integration - es ist stets auch grundsätzlicher Ausdruck einer komplementären sozioökonomischen und zwischenstaatlichen Interessenstruktur. Offensichtlich haben die herrschenden sozialen und politischen Kräfte einen transnationalen (europäischen) hegemonialen Block geformt. Die darin eingelagerten Divergenzen, Widersprüche und Konflikte sind zwar keineswegs aufgehoben, in den achtziger Jahren erschienen sie jedoch als sekundär und traten hinter die übergreifende gemeinsame Zielsetzung einer marktgetriebenen Modernisierung Europas zurück. Der neoliberal-monetaristische Basiskonsens verallgemeinerte sich insbesondere über die Integrationsprojekte des EWS (1979), des Binnenmarktes (1986) und nunmehr der Wirtschafts- und Währungsunion (WWU) (1991). Dies bedeutet nun keineswegs, daß der hierdurch geschaffene vertragliche und institutionelle Rahmen alle wirtschafts- und sozialpolitischen Differenzen einebnet. Insoweit er jedoch die Bedingungen der "competitive austerity" und "competitive deregulation" konstitutionell verankert, begrenzt er die nationalen wie regionalen Gestaltungs- und Variationsmöglichkeiten.

#### 4. Formwandel der neoliberalen Hegemonie in Europa

Die maßgeblichen sozialen und politischen Kräfte innerhalb des transnationalen hegemonialen Blocks entstammen zum einen dem weltmarktorientierten Geld- und Industriekapital (Banken, Versicherungen und TNK's) und zum anderen neoliberal-monetaristisch ausgerichteten Organisationen und Staatsapparaten (Parteien, Industrie- und Arbeitgeberverbände, Zentralbanken, Wirtschafts- und Finanzministerien etc.). Ihre propagandistischen Anliegen - die Deregulierungs-, Flexibilisierungs- und Privatisierungsphilosophien - gewannen in dem Maße an Konturen, wie es ihnen gelang, die sozialdemokratische Hegemonie ideologisch und praktisch auf-

zubrechen. Von struktureller Bedeutung war dabei, daß die korporatistischen Arrangements und sozialen Sicherungssysteme angesichts der niedrigen Wachstumsraten (BIP und Produktivität) und der steigenden Erwerbslosigkeit unter einen erhöhten Wettbewerbsdruck gerieten. Dies gab den neoliberalen Kräften auf der nationalen wie europäischen Ebene die Chance, nicht nur die einzelnen Kriterien und Instrumente, sondern den Charakter der politischen Regulation insgesamt zu verändern.

Der Aufstieg und die Verallgemeinerung des Neoliberalismus vermittelte sich einerseits zunächst über die Kernländer Westeuropas, d.h. den Thatcherismus in Großbritannien (1979), die geistig-moralische Wende in Deutschland (1982) und den austeritätspolitischen U-turn nach dem Scheitern der französischen Linkskoalition (1983). Wenn zuvor bereits die sozialdemokratischen Regierungen einige Versatzstücke neoliberalen Denkens adaptiert hatten, so wurde die neoliberale Offensive fortan auf der Grundlage klarer programmatischer Zielsetzungen vorangetrieben. Der neue neoliberale Basiskonsens bildete andererseits zugleich die Grundlage für die Revitalisierung der europäischen Integration. Die Gründung des EWS stand anfangs noch im Zeichen der Wechselkursberuhigung zwischen den westeuropäischen Währungen und der D-Mark, die als Weltwährung direkter von den Schwankungen des US-Dollars betroffen war. Zugleich erlaubte dieses System jedoch auch der dominanten Bundesbank, die Kriterien einer monetaristischen Geldpolitik zu europäisieren (vgl. Bonder u.a. 1992, 52f.). Die nachfolgenden Integrationsprojekte, nicht zuletzt das Binnenmarkt-Projekt, wurden hierdurch mit vorbereitet.

Gerade die Formulierung und Durchsetzung des Binnenmarkt-Projekts zeigt die gewachsene Bedeutung, die der politischen Repräsentanz auf europäischer Ebene zukommt. Zu erwähnen ist nicht nur die Initiativrolle der Kommission, insbesondere ihres Präsidenten Jacques Delors. Wichtiger scheint noch der Einfluß des European Round Table of Industrialists (ERT), der als informelles Koordinationszentrum des europäischen Finanz- und Industriekapitals die in der EEA festgeschriebenen Maßnahmen und Inhalte - vor allem die sog. "vier Freieiten" - bereits zuvor konzeptionell ausarbeitete (vgl. Holman/van der Pijl 1992: 21f.). Die "Europborie", die von diesem riesigen Deregulierungsprogramm ausströmte, markiert den vorläufigen Höhepunkt der neoliberalen Hegemonie. Trotz aller Zweifel an der Zuverlässigkeit der verkündeten Wachstums-, Produktivitäts- und Beschäftigungseffekte (vgl. Cecchini 1988) stand diese Initiative in den Augen der Mehrheit für die Wohlstandseffekte der europäischen Integration.

Auch wenn die Resultate des gemeinsamen Marktes mittlerweile nüchterner gesehen werden, sind selbst noch die letzten Beitritte (Schweden, Finnland, Österreich) wesentlich durch die wettbewerbspolitische Relevanz des Binnenmarktes motiviert. Mit der angestrebten Währungsunion ver-



binden sich hingegen kaum positive Erwartungen. Vor dem Hintergrund wachsender sozialer Problemlagen - Armut, Arbeitslosigkeit und soziale Unsicherheiten - treten die disziplinierenden Aspekte der neoliberalen Politik (Workfare, Arbeitszeitverdichtung, Austeritätspolitik) stärker hervor. Der "disciplinary constitutionalism" (Gill 1995) manifestiert sich in Europa zudem darin, daß vertraglich und institutionell Bedingungen festgeschrieben werden, über die die Geld- und teilweise auch die Fiskal- und Wirtschaftspolitik einer sog. "autonomen" Organisationen überantwortet, d.h. dem Einfluß der Bevölkerung entzogen werden, um den Primat monetärer Stabilität auch zukünftig festzuschreiben.

Diese Ignoranz der Macht und die Verselbständigung der politischen Regulation stößt in der Bevölkerung jedoch zunehmend auf Widerstand. Die allgemeine skeptische bis ablehnende Haltung gegenüber der WWU speist sich unter anderem aus dem sozialpolitischen Rückzug und der Beschäftigungspolitischen Abstinenz, die mit ihr verbunden werden. Gegenwärtig scheint es, daß die neoliberalen Modernisierungsstrategien, auch wenn sie von sozialdemokratischen Parteien vermehrt akzeptiert werden, sich nicht mehr aufgrund ihrer attraktiven und erfolgreichen Resultate behaupten können, sondern nur noch mangels wirklicher Alternativen. Noch treibt die "erschöpfte Gesellschaft" (van der Pijl 1997) im neoliberalen Fahrwasser weiter dahin und zehrt an ihren eigenen Reproduktionsgrundlagen. Dies erzeugt zweifelsohne Widerstandspotentiale. In welchem Ausmaß, in welchen Formen und mit welchem sozialen Gehalt und Charakter, ist keineswegs gewiß. Die historischen Erfahrungen zeigen, daß die zweite Phase der von Polanyi (1977) ausgemachten doppelten Bewegung, d.h. die gesellschaftliche Reaktion auf die destruktiven Effekte der entfesselten Marktlogik, durchaus sehr unterschiedlich aussehen kann. Nicht nur sozialdemokratische, auch autoritär-faschistische, aber auch sozialistische Varianten sind denkbar. Vieles wird vermutlich davon abhängen, ob es der Linken gelingt, auch im europäischen Rahmen wirklich alternative ausstrahlungs- und mobilisierungsfähige Projekte zu formulieren.

## Literatur

- Bellers, J./Häckel, E. (1990): Theorien internationaler Integration und internationaler Organisationen, in: Rittberger, V. (Hrsg.): Theorien der internationalen Beziehungen, PVS-Sonderheft 21, Opladen, S. 286-309.
- Bieling, H.-J./Deppe, F. (1996): Gramscianismus in der Internationalen Politischen Ökonomie; in: Das Argument 217, Jg. 38, Heft 5/6, S. 729-740.
- Bieling, H.-J./Deppe, F. (1996a): Internationalisierung. Integration und politische Regulierung; in: Jachtenfuchs, M./Kohler-Koch, B. (Hrsg.): Europäische Integration, Opladen, S. 481-511.
- Bonder, M. u.a. (1992): Deutschland in einer neuen Weltära. Die unbewältigte Herausforderung, Opladen.
- Busch, K. (1996): Spill-over-Dynamik und Spill-back-Potential in der europäischen Währungsintegration - ein Beitrag zur Integrationstheorie, in: Jachtenfuchs, M./Kohler-Koch, B. (Hrsg.): Europäische Integration, Opladen, S. 281-311.
- Cecchini, P. (1988): Europa '92. Der Vorteil des Binnenmarktes, Baden-Baden.

- Cox, R. W. (1983): Gramsci, Hegemony and International Relations: An Essay in Method; in: Millennium: Journal of International Studies, vol. 12, no. 2, S. 162-175.
- Cox, R. W. (1995): Critical Political Economy; in: Hettne, B. (ed.), International Political Economy. Understanding Global Disorder, London, S. 31-45.
- Deppe, F. (Hrsg.) (1975): Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG). Zur politischen Ökonomie der westeuropäischen Integration, Hamburg.
- Deppe F./Weiner, K.-P. (Hrsg.) (1991): Binnenmarkt '92. Zur Entwicklung der Arbeitsbeziehungen in Europa, Hamburg.
- Deppe F./Feider, M. (1993): Zur Post-Maastricht-Krise der Europäischen Gemeinschaft (EG), FEG-Arbeitspapier Nr. 10, Marburg.
- Effinger, M. u.a. (1990): Internationale Regime und internationale Politik; in: Rittberger, V. (Hrsg.): Theorien der internationalen Beziehungen, PVS-Sonderheft 21, Opladen, S. 263-285.
- Gill, S. (1995): Globalisation, Market Civilisation, and Disciplinary Neoliberalism; in: Millennium: Journal of International Studies, vol. 24, no. 3, S. 399-423.
- Haas, E. (1958): The Uniting of Europe, Stanford.
- Holman, O./van der Pijl, K. (1992): Restrukturierung the Ruling Class and European Unification, Working-Paper no. 28, Amsterdam.
- Hoffmann, S. (1966): Obstinate or Obsolete?, The Fate of the Nation State and the Case of Western Europe, in: Daedalus, vol. 96., S. 865-885.
- Jachtenfuchs, M./Kohler-Koch, B. (Hrsg.) (1996): Europäische Integration, Opladen.
- Keohane, R. O. (1984): After Hegemony. Cooperation and Discord in the World Political Economy, Princeton; New Jersey.
- Keohane, R. O. (1989): International Institutions and State Power, Essay in International Relations Theory, Boulder.
- Keohane, R.O./Hoffmann, S. (1990): Conclusions: Community Politics and Institutional Change, in: Wallace, W. (ed.): The Dynamics of European Integration, London, S. 276-300.
- Kohler-Koch, B. (Hrsg.) (1989): Regime in den internationalen Beziehungen, Baden-Baden.
- Krasner, Stephen D. (ed.) (1983): International Regimes, London.
- Lange, P. (1993): Maastricht and the Social Protocol: Why did they do it?, Politics and Society, vol 21, no.1.
- Mandel, E. (1968): Die EWG und die Konkurrenz Europa-Amerika, Frankfurt a.M.
- Moravcsik, A. (1991): Negotiating the Single European Act, in: Keohane, R.O./Hoffmann, S. (eds.): The new European Community - Decisionmaking and Institutional Change, Boulder, S. 41-84.
- Moravcsik, A. (1993): Preferences and Power in the European Community, A Liberal Intergovernmentalist Approach, in: Journal of Common Market Studies, vol. 31, no. 4., S. 473-524.
- Neyer, J./Wolf, D. (1996): Zusammenfügen was zusammengehört! Zur Notwendigkeit eines Brückenschlags zwischen alten und neuen Fragestellungen der Integrationsforschung; in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen, Jg. 3, Heft 2, S. 399-423.
- Nye, J. (1971): Peace in Parts, Integration and Conflict in the Regional Organization, Lanham.
- Polanyi, K. (1977): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen (Org. 1944), Wien.
- Poulantzas, N. (1975): Klassen im Kapitalismus heute, Hamburg.
- Röttger, B. (1996): Hegemonie und Weltmarktmacht. Kritische Theorie global-kapitalistischer Regulation; in: Bieling, H.-J./Deppe, F./Röttger, B., Weltmarkt, Hegemonie und europäische Integration. Kritische Beiträge zur Theorie der internationalen Beziehungen, FEG-Arbeitspapier Nr. 15, Marburg, S. 5-44.

Scharpf, F. W. (1985): Die Politikverflechtungsfälle: Europäische Integration und deutscher Föderalismus im Vergleich, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 26, Heft 4, S. 323-356.

Schneider, V./Werle, R. (1989): Vom Regime zum korporativen Akteur. Zur institutionellen Dynamik der Europäischen Gemeinschaft; in: Kohler-Koch, B. (Hrsg.), Regime in den internationalen Beziehungen, Baden-Baden, S. 409-434.

Statz, A. (1989): Die Entwicklung der europäischen Integration - ein Problemaufriß; in: Deppe, F. (Hrsg.), 1992 - Projekt Europa. Politik und Ökonomie in der Europäischen Gemeinschaft, Köln, S. 13-38.

van der Pijl, K. (1996): Vordenker der Weltpolitik. Einführung in die Internationale Politik aus ideengeschichtlicher Perspektive, Opladen.

van der Pijl, K. (1997): The History of Class Struggle: From Original Accumulation to Neoliberalism; in: Monthly Review, no. 5, S. 28-44.

Zellentin, G. (1992): Der Funktionalismus - eine Strategie gesamteuropäischer Integration?; in: Kreile, M. (Hrsg.): Die Integration Europas, PVS-Sonderheft 23, Opladen, S. 62-77.

Ziebur, G.: Zusammenfassung: Verflechtungsgrad und Handlungsfähigkeit, in: Regionale Verflechtung der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Analysen und theoretische Probleme. Schriften des Forschungsinstituts für Auswärtige Politik, Bd. 33, München, S. 295-311.

---

## Vorschau

### Z - Nr. 33

erscheint Anfang März 1998

mit dem Schwerpunktthema

#### "Kommunismus - Hundertfünfzig Jahre nach dem Kommunistischen Manifest"

mit Beiträgen von D. Boris, G. Fülberth, H. J. Krysmanski, Th. Kuczynski, D. Losurdo, H. Peters, A. Schaff, L. Sève, G. Stiehler, M. Zander

Außerdem Beiträge von G. Binus (Internationalisierung), H. Heininger, (Fordismus und SMK-Theorie), M. Domke (Klassen- und Geschlechterfrage II), M. Krätke (Politische Ökonomie von Marx), R. Hecker (internationale Marx-Rezeption), V. Oittinen/J. Heiskanen (Marxismus-Diskussion in Finnland) u.a.m.

\*\*\*

Z - Nr. 34 erscheint Anfang Juni 1998 mit dem Schwerpunktthema  
Staatsverschuldung/Staatshaushalt, Öffentlicher Sektor,  
Beschäftigungssystem und -alternativen

## Paul Boccara

### Europäische Währungspolitik: ein Alternativ-Konzept zur Einheitswährung

Die ersten Maßnahmen der Linksregierung in Frankreich beinhalten wichtige Herausforderungen für die Kämpfe der Arbeiter und anderer Bevölkerungsgruppen.

Im Gegensatz zur kritischen Haltung, die Jospin während des Wahlkampfes dem europäischen Stabilitätspakt gegenüber eingenommen hatte, wich die französische Regierung in den EU-Beratungen von Amsterdam vor den Anforderungen des Finanzkapitals zurück. Die geplanten Vorstöße für beschäftigungspolitische und soziale Lösungen wurden hinten gestellt. Trotzdem gibt es weiterhin Handlungsspielräume. So kann sich die europäische Einheitswährung oder aber eine andere Lösung der Währungsfrage durchaus noch zu einem entscheidenden Kampffeld entwickeln.

In Amsterdam wurden zwei wichtige Entscheidungen getroffen, zwischen denen es einen eklatanten Widerspruch gibt: Der beschlossene Stabilitätspakt auf der einen Seite und das Kapitel zur Beschäftigungspolitik andererseits sind miteinander unvereinbar, wobei der Inhalt des letzteren ebenfalls nicht befriedigen kann.

Es gibt darüber hinaus immanente Widersprüche innerhalb dieser beiden Ansätze. Der Stabilitätspakt verschärft die restriktive Wirkung der Kriterien von Maastricht. Denn die Kürzung der Ausgaben im sozialen Bereich - Bildung, Gesundheit, Wohnungsbau, öffentliche Dienstleistungen - wirkt wachstumshemmend und befördert damit den Trend zu rückläufigen öffentlichen Einnahmen, was wiederum die Verschuldung der öffentlichen Haushalte und der Sozialversicherungen erhöht. Gut gezielte und effizient gesteuerte zusätzliche öffentliche Ausgaben würden dagegen mittelfristig eine weitaus nachhaltigere Senkung der Staatsverschuldung bewirken, selbst wenn es vorübergehend zu einer gewissen Erhöhung der Fehlbeiträge in den öffentlichen Haushalten kommen sollte: Nur die Stimulierung des Wachstums bringt dauerhaft höhere Einnahmen.

Zum Beschäftigungsproblem brachte Amsterdam nur unverbindliche Empfehlungen. Es ist lediglich von einem höherem Beschäftigungsstand und nicht von Vollbeschäftigung die Rede, geschweige denn von Beschäftigungs- und Ausbildungsgarantien. Die französische Regierung hatte zusätzliche europäischen Ausgaben im Bereich der Infrastrukturversorgung gefordert. Die deutsche Delegation blockierte die dazu notwendige bessere Finanzausstattung des europäischen Haushalts.

Tatsächlich wäre zusätzliche Kreditaufnahme eine bessere Lösung, wenn diese im Rahmen von Geldschöpfung bei reduzierten Zinsbelastungen vor-



genommen würde: Das würde Arbeitsplätze schaffen und die Nachfrage in Europa stärken.

Dies steht aber im Widerspruch zu den Anforderungen der Einheitswährung, die mit ihrer Orientierung auf hohe Zinsen und Lohnabbau nur das Wachstum der Finanzmärkte fördert.

## I. Widersprüche, Tabus und Konservatismus der Kritik an der Europäischen Währungsunion

Die Kritik der alternativen und linken Ökonomen an der Währungsunion ist vielfach durch Widersprüchlichkeit, Tabus, Konservatismus und fehlende Kreativität gekennzeichnet.

### Widersprüche und Widersinnigkeiten

Einerseits wird durchaus gesehen, daß die Einführung des Euro negative Auswirkungen auf die Beschäftigung haben wird; andererseits aber wird gefordert, die Verwirklichung der Einheitswährung mit Maßnahmen zur Beschäftigungsförderung oder gar zur Vollbeschäftigung zu verhindern. Man erklärt zwar, daß die Maastricht-Kriterien, insbesondere die Defizitbegrenzung von 3 Prozent, aufgegeben werden müßten im Interesse einer expansiven Haushaltspolitik auf europäischer Ebene. Aber die Einheitswährung selbst (oder eher ein Ersatz wie z.B. eine gemeinsame Außenwährung) wird nicht in Frage gestellt. Dies verweist auf andere widersprüchliche oder unsinnige Forderungen: Die Lohnzusatzkosten sollten gesenkt werden, da so angeblich höhere Beschäftigung erreicht werden könne. Meiner Ansicht nach sollten vielmehr die hohen Fremdkapitalkosten reduziert werden, welche hohe Renditen an den Finanzmärkten beinhalten und so das Wachstum der Finanzinvestitionen auf Kosten der Beschäftigung fördern. Es geht also vor allem darum, die Zinsen zu senken um eine Kreditexpansion im Interesse von mehr Beschäftigung und Ausbildung zu ermöglichen.

### Tabus und vergessene Aspekte

In der Debatte über die Einheitswährung wird vor allem übersehen, daß es beim Euro in erster Linie um die Stärkung der europäischen Finanzmärkte und die Mobilisierung von Finanzkapitalanlagen geht. In Wirklichkeit fördert die Politik der Inflationsbekämpfung die inflationäre Aufblähung der Finanzmärkte bei gleichzeitigem Reallohnabbau und einer Beschränkung der Kreditaufnahme für Realinvestitionen, was deflationär wirkt. Zwar wird die Unzulänglichkeit der Gesamtnachfrage als Ursache der Dauerarbeitslosigkeit erkannt, übersehen wird aber nicht nur der Druck der Finanzmärkte, sondern auch der Einfluß der Angebotsbedingungen auf eben jene Gesamtnachfrage. Denn es handelt sich nicht hloß um die Unzulänglichkeit der Massenkauflkraft als Folge der massiven Einsparung von le-

bendiger Arbeit. Es geht ebenso um die Unzulänglichkeit der Nachfrage nach Gütern des konstanten Kapitals (sei es fixes oder zirkulierendes Kapital) relativ zum erzeugten Mehrwert und damit um in diesen Gütern enthaltener Arbeit. Dies erklärt sich aus der hohen Produktivität bei der Herstellung dieser Güter in den modernen Industrien und noch mehr bei der Bereitstellung der explosionsartig zunehmenden Dienstleistungen.

### Konservatismus in der Kritik

Während vorgegeben wird, den Monetarismus zu bekämpfen, bleiben viele kritische Autoren doch Gefangene von Vorstellungen, welche eine direkte Beziehung zwischen Lohn- und Sozialkosten einerseits und Inflation andererseits behaupten. Dies gilt selbst für jene, die in der gegenwärtigen deflationären Situation für Lohnerhöhungen plädieren. Übersehen wird die Bedeutung der Überakkumulation für die Inflation. Übersehen werden ebenfalls die Auswirkungen der beschränkten Nachfrage nach Kapitalgütern, eine Folge der neuen Technologien und der Informationsrevolution, die zu einer relativen Verbilligung der Produktion dieser Güter und Leistungen führen. Dies trägt ebenfalls zur Beschränkung der Gesamtnachfrage bei und befördert deflationäre Tendenzen. Auch wird in diesem Zusammenhang oft übersehen, daß die Ausdehnung der Finanzmärkte auf Kosten der produktiven Kreditvergabe erfolgt.

Heute wird vielfach unter dem Vorzeichen des Keynesianismus über die durch Arbeitseinkommen und öffentliche Ausgaben gespeiste Nachfrage diskutiert. Das ist aber ein sehr reduzierter Keynes. Dessen Analyse geht in Wirklichkeit viel weiter. So hat Keynes im Zusammenhang mit den öffentlichen Investitionen unterstrichen, daß diese nicht den einzelkapitalistischen Rentabilitätsgesichtspunkten unterliegen sollten.

Allerdings ist einzuräumen, daß staatliche Investitionen die Vergeudung öffentlicher Mittel begünstigen. Es müssen daher heute Kriterien der sozialen Effizienz entwickelt werden, die, dezentralisiert und basisnah, auch auf Unternehmen und auf die Kreditvergabe angewendet werden sollten. Eine einfache Ablehnung der einzelkapitalistischen Rentabilität als Maßstab reicht nicht aus.<sup>1</sup> Angesichts der durch die Informationsrevolution hervorgerufenen Steigerung der Produktivität muß heute weit über die Vorstellungen von Beveridge und der Neo-Keynesianer zur Vollbeschäftigung hinausgegangen werden. Ich schlage daher die schrittweise Verwirklichung eines Systems der "Ausbildungs- und Beschäftigungssicherheit" vor.

<sup>1</sup> Paul Boccaro, *Intervenir dans les gestions avec de nouveaux critères*, Paris 1985

## II. Die Herausforderungen der Informationsrevolution, das System der Ausbildungs- und Beschäftigungssicherheit und die neuen Kriterien sozialer Effizienz in den Unternehmen

### Die Herausforderungen der Informationsrevolution

Während die industrielle Revolution Funktionen der Hand durch Werkzeugmaschinen ersetzte, ist das Merkmal der Informationsrevolution der Ersatz von Gehirnfunktionen bei der Informationsverarbeitung durch materielle Produkte wie Computer.

Die Informationsrevolution vollendet den Prozeß der Ablösung von Handarbeit. Sie erzeugt damit gewaltige Einspareffekte nicht nur von lebendiger Arbeit, sondern auch von materiellen Mitteln relativ zu den Produktionsergebnissen. Dies erklärt die Unzulänglichkeit der Gesamtnachfrage, eine der Ursachen des heutigen Wirtschaftskriegs.

Die Aktivitäten der Informationsverarbeitung (Forschung, Aus- und Weiterbildung, Datenbeschaffung) überwiegen in der Tendenz die industriellen Funktionen der Herstellung. Wenn ich ein industrielles Erzeugnis verkaufe, gebe ich dieses vollständig ab und der Preis muß die Reproduktionskosten ersetzen. Verkaufe ich aber eine Information, dann kann ich weiter über diese verfügen und sie verwerten. Der Produzent der Information kann deren Produktionskosten also aufteilen, ebenso wie bei der Forschung und Entwicklung, deren Ergebnisse vielfach angewendet werden können. Dies ist um so eher möglich, wie es ausreichend ausgebildete, beschäftigte und mit den notwendigen Geräten ausgerüstete Menschen gibt, die diese Informationen verwenden können. Daher die Notwendigkeit, so umfassend wie möglich auszubilden und zu beschäftigen.

Im gegenwärtigen System dagegen streben die Unternehmen danach, die Informationskosten monopolartig abzuwälzen und die Konkurrenz auszuschalten. Dabei nutzen sie die Finanzmärkte zur Kontrolle großer multinationaler Konzernzusammenhänge auf Kosten der Arbeitsplätze, wobei sie den Verwerfungen des Finanzsektors ausgesetzt sind.<sup>2</sup>

Dieser Druck auf die soziale Sicherheit der Menschen und die Anforderungen der Informationsverarbeitung an ihre Tätigkeiten treffen zusammen mit den Folgen demographischer Umwälzungen, nämlich der Langlebigkeit und der Alterung der Bevölkerungen. Es geht dabei sowohl um die Verlängerung des Lebens als auch um den Geburtenrückgang, welcher in

<sup>2</sup> Paul Boccara. Révolution informationnelle et débuts possibles d'un nouveau type de régulation dans un système mixte ouvert. Mondes en développement, Tome 20, 1992, n° 79/80.

den entwickelten Industrieländern dazu beiträgt, weibliche Arbeitskraft verfügbar zu machen.<sup>3</sup>

Aber auch in anderen Teilen der Welt zeigen sich, rascher als man bisher dachte, trotz hohen Bevölkerungswachstums zusätzlich zu der verschlechterten Lebensqualität Effekte sinkender Geburtenhäufigkeit.<sup>4</sup>

Dies erfordert entweder die Durchsetzung von Alternativen zur gegenwärtigen Reproduktionsweise der Bevölkerung in quantitativer und qualitativer Hinsicht oder aber Lösungen, die die Sicherung von Beschäftigung, Ausbildung und kultureller Betätigung insbesondere für die Jugend, die Frauen und die älteren Arbeitnehmer gewährleisten.

Alles verweist also darauf, daß die konstruktive Gestaltung der kapitalistischen Märkte der Arbeit, der Güter und des Geldes erforderlich ist, sowohl auf lokaler Ebene wie im Weltmaßstab.

### Für Ausbildungs- und Beschäftigungssicherheit

Man kann die spontane Regulierung der Wirtschaft durch Arbeitslosigkeit und Beschäftigungsunsicherheit nur überwinden, wenn allen eine sinnvolle Arbeit und eine beschäftigungsorientierte Ausbildung garantiert wird. Das erfordert die Realisierung eines Systems der Ausbildungs- und Beschäftigungssicherheit.

Die "Überwindung" des Arbeitsmarktes bedeutet sowohl die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als auch die Bereitschaft zu sinnvoller Flexibilität bei den Arbeitenden: die Funktion der "Reservearmee" der Arbeitslosen ist durch intensive Aus- und Weiterbildung zu ersetzen. Statt Jugendliche und Erwachsene, Frauen und ältere Erwerbstätige, Völker und Nationen gegeneinander zu betzen ist es möglich, im Rahmen von sozialen Kämpfen vor Ort Arbeitslosigkeit und Beschäftigungsunsicherheit zu überwinden mit dem Kampfruf: "Unsicher Beschäftigte und Unterbeschäftigte aller Länder, vereinigt euch und kämpft!"<sup>5</sup>

Es geht also darum, die Arbeitslosigkeit abzuschaffen und ihre Anpassungsfunktion durch Aus- und Weiterbildung zu ersetzen, nicht um staatliche Beschäftigungsgarantien (wie in den Staatsverwaltungsgesellschaften, die sich sozialistisch nannten). Zur gleichen Zeit schafft ein breites angelegtes lebenslanges Lernen ein weites Feld von Nachfrage nach neuartigen und nahezu unbegrenzt ausdehnungsfähigen Beschäftigungsmöglichkeiten.

<sup>3</sup> Michel Loriaux. Du vieillissement démographique à l'intégration des âges: La révolution de la gèritude. Population, novembre-décembre 1995, n° 6.

<sup>4</sup> Jean Claude Chesnais, La bombe démographique, un pétard mouillé. La Recherche, septembre 1995, volume 26.

<sup>5</sup> "Précarisables et précarisés de les pays, unissez-vous et intervenez". Precarizados del Mundo, Unidos! - titre d'une interview que j'ai donnée au quotidien argentin "Pagina 12", publiée en octobre 1996.



Dies begünstigt ebenfalls den Einsatz von Forschung und Entwicklung zur Steigerung der Produktivität.<sup>6</sup>

### Kriterien sozialer Effizienz

Die reaktionäre Antwort auf die bestehenden Probleme ist die Privatisierung im globalen Maßstab. Dagegen muß eine Strategie der Renationalisierung eines neuen Typs gesetzt werden, die ebenso offen ist gegenüber der Arbeitermitverwaltung in dezentraler Form wie gegenüber Kooperationsbeziehungen auf nationaler und internationaler Ebene, global wie regional. Gemischte Eigentumsformen bei Übergewicht des öffentlichen und sozialen Einflusses sind angemessen.

Neben den einzelkapitalistischen Rentabilitätskriterien sollten Kriterien der sozialen Effizienz bei der Leitung der Unternehmen<sup>7</sup> an Gewicht gewinnen. Diese Kriterien beinhalten:

- höhere Effizienz des eingesetzten materiellen und monetären Kapitals im Verhältnis zum produzierten Gesamtmehrwert (Profit + Lohnsumme + öffentliche Abgaben);
- soziale Effizienz, gemessen am für die lohnabhängige Bevölkerung verfügbaren Teil des Mehrwerts (die relative Einsparung von Kapital reduziert den für den Akkumulationsprozeß erforderlichen Profit);
- höhere Produktivität von Sachkapital und Arbeit;
- die Intensität und Qualität der Kooperations- und Austauschbeziehungen zwischen den Unternehmen, sowohl lokal wie global.

### III. Hartnäckige Illusionen und übersehene Probleme der Einheitswährung<sup>8</sup>

#### Vereinigungssillusionen und die Endgültigkeit der Wechselkursfixierung

Die Fixierung der europäischen Wechselkurse als einmaliger Akt hat die Ausrichtung der neuen Einheitswährung an der international stärksten Waise (der DM) zum Ziel und nicht die Geldwertstabilität. Begünstigt werden Finanzinvestitionen und die Attraktivität für Geldkapitalanlagen (in Konkurrenz zum Dollar als Anlagewährung) auf Kosten der Beschäftigung, die unter den hohen Zinsen leidet.

<sup>6</sup> Paul Boccara, Pour une Sécurité d'emploi ou de formation. Issues, n° 47-48, 4ème trimestre 1995, 1er trimestre 1996.

<sup>7</sup> Nouvelles approches des gestion d'entreprises, Paris 1995, J.-Cl. Louchart avec participation de P. Boccara, A. Dubourg, Marcel Lepetit, Cl. Quin.

<sup>8</sup> Vgl. Paul Boccara, La monnaie unique contre l'emploi et le social. Economie et Politique, février-mars 1996.

Nicht die Spekulation, das Wachstum der Finanzmärkte ist das Problem

Es ist durchaus möglich, daß es im Weltmaßstab zu verstärkten Spekulationswellen kommt, sowohl im Verhältnis Euro/Dollar als auch im Verhältnis zu anderen Währungen (darunter dem Yen und den asiatischen Währungen). Aber das Hauptproblem sind nicht die Spekulationsrisiken gegen die europäischen Währungen sondern das Wachstum der Finanzinvestitionen auf Kosten der Beschäftigung.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen würde die europäische Einheitswährung, auch wenn es nur eine Außenwährung wäre, vor allem das Wachstum der Finanzanlagen begünstigen. Sie würde notwendigerweise höhere Zinsen erforderlich machen, um im Verhältnis zum Dollar attraktiver zu werden. Dies hätte wiederum negative Effekte auf die Beschäftigung.

### IV. Drei Vorschläge für eine gemeinsame europäische Währung und ein Vorschlag globalen Charakters<sup>9</sup>

#### Eine gemeinsame Währung oder der neue ECU

Dieser hätte zwei Merkmale:

1) Ein ECU, dessen Wert sich wie bisher an einem Währungskorb bemißt, allerdings mit folgenden Unterschieden zur gegenwärtigen Situation:

- Die Zusammensetzung des Währungskorbs wird zu Lasten der DM-Zone revidiert;
- Der ECU erhält alle Geldfunktionen, bleibt also nicht bloß Rechnungseinheit wie bisher, sondern wird Zahlungs- und Reservemedium;
- Die Währungsparitäten sind fest bei engen Schwankungsbreiten, aber sie sind veränderbar.

2) Der ECU wird Referenzwährung: Sein Wert wird bestimmt auf der Grundlage eines bestimmten Währungskorbs im Jahre T und bei konstanter Kaufkraft der Sozialprodukte der europäischen Länder. Dies würde vor allem erlauben, die Inflation zu ermitteln.

#### Ein europäischer Währungsfonds

Dieser Fonds würde sich stark von dem bestehenden Fonds für währungspolitische Zusammenarbeit (EFWZ) unterscheiden und gliche eher dem Internationalen Währungsfonds, mit Ziehungsrechten der bestehenden europäischen Währungen und Auszahlung in der gemeinsamen Währung.

<sup>9</sup> Vgl. Paul Boccara, U.E.M. et monnaie unique, critique et propositions alternatives. Economie et Politique, mars 1997.

- 1) Die Einlagen erfolgen in den nationalen Währungen und nicht, wie beim EFWZ, in Gold und Dollar.
- 2) Gegenseitige Ziehungsrechte in nationalem Geld, auf der Grundlage von Beiträgen in der gemeinsamen Währung, ohne Rückzahlungsverpflichtung und Zinsen: Es geht also um eine wirkliche Geldschöpfung.
- 3) Leitung: Es würde keine Zentralbank geben, sondern ein System der europäischen Notenbanken, einen gemeinsamen Währungsfonds und einen Rat für Währungsangelegenheiten, der vor allem aus den Vertretern der Mitgliedsstaaten bestehen sollte.

### Die Bedingungen für Geldschöpfung, Auszahlung und Beteiligung

- 1) Die Geldschöpfung sollte nach Maßgabe der Bedürfnisse an Liquidität und Kredit vor allem zur Ausweitung der Beschäftigung erfolgen. Angestrebt ist ein Wachstumstyp, welcher eine hohe Beschäftigungsintensität und die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten (Ausbildung, Forschung und Entwicklung) ermöglicht bei möglichst intensiven Kooperationsbeziehungen zwischen den Betrieben.
- 2) Die an der gemeinsamen Währung beteiligten Notenbanken werden mit Ziehungsrechten nach Maßgabe der jeweiligen Beschäftigungs- und Wachstumsziele ausgestattet. Der jeweils unterschiedliche Stand von Arbeitslosigkeit, Ausbildung, Produktivität usw. der Länder würde berücksichtigt.
- 3) Die nationalen Notenbanken sollten die gemeinsame Währung und die Ziehungsrechte nutzen, um ein niedriges Zinsniveau zu fördern, d.h. sie würden den Banken und Finanzinstitutionen der Ziehländer günstige Refinanzierungsmöglichkeiten einräumen und so die Nachfrage nach Produkten jener Länder fördern, auf die gezogen worden ist. Ziel ist immer die Schaffung von Arbeitsplätzen. Dies würde den innereuropäischen Warenaustausch zwischen den Unternehmen begünstigen, da die Kredite vor allem dem Kauf von Investitionsgütern dienen würden.

### Eine internationale Währungs- und Finanzordnung auf der Grundlage von gemeinsamem Weltgeld

Ein echtes gemeinsames Weltgeld kann auf der Grundlage der existierenden Sonderziehungsrechte (SZR) geschaffen werden. ECU und SZR sind historische Innovationen vom Ende des 20. Jahrhunderts, geschaffen in Abgrenzung gegen die Einführung von Einheitswährungen, die es bereits gab. So war z.B. nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 eine Einheitswährung geschaffen worden.

Dieses gemeinsame, auf der Grundlage der SZR geschaffene Weltgeld sollte von einem neuen Internationalen Währungsfonds verwaltet werden und neben den existierenden Währungen bestehen. Man sollte aber nicht nur eine weit größere Geldmenge als bisher schaffen, sondern ebenfalls

Zuteilungs- und Verwendungskriterien im Sinne von mehr Beschäftigung und menschlicher Entwicklung festlegen.

### V. Mehr gemeinsames und nationales Geld für mehr europäischen Handel, Beschäftigung, Ausbildung und intensivere Kooperationsbeziehungen

#### Monetarisierung der innereuropäischen Handelsbilanzüberschüsse und Verwendung der gemeinsamen Währung für mehr Nachfrage, Beschäftigung und Ausbildung

Die Angst vor wachsenden Handelsbilanzdefiziten zwischen den europäischen Ländern und den entsprechenden Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie z.B. in den 80er Jahren zwischen Deutschland und Frankreich zum Nachteil Frankreichs bestanden, erklären zweifelsohne die gegenwärtige Beschränkung des gegenseitigen Warenaustauschs.

Die Schaffung einer gemeinsamen Währung und die Zuteilung von Liquidität an Defizitländer würde dagegen den innereuropäischen Handel fördern und Arbeitsplätze in Europa sichern. So könnte z.B. die Bank von Frankreich eine bestimmte Menge der gemeinsamen Währung zugeteilt bekommen und sie zur Refinanzierung französischer Geschäftsbanken benutzen. Die so refinanzierten Kredite wären um so billiger (bis hin zu negativen Zinsen), je beschäftigungsintensiver die damit finanzierten Investitionen sind. Es könnten auch z.B. durch Ziehung auf die DM französische Importe aus Deutschland finanziert werden, mit denen in Frankreich Arbeitsplätze geschaffen werden, wodurch gleichzeitig in Deutschland Wachstum und Beschäftigung gesichert würden.

Das gemeinsame Geld wäre nur im Rahmen Europas konvertibel und könnte nur dort verwendet werden. Die gemeinsame europäische Währung wäre also in gewissem Sinne von den internationalen Finanzmärkten abgeschnitten und könnte nur innereuropäisch investiv verwendet werden. Es wäre also im wesentlichen eine rein europäische Binnenwährung.

#### Geldmengenzpolitik gegen Inflation und Deflation

Diese Schaffung einer gemeinsamen europäischen Binnenwährung könnte unter bestimmten Bedingungen inflationär wirken, wobei allerdings darauf zu achten wäre, daß die Inflationsraten niedrig bleiben.

Es ist aber ebenso darauf zu achten, daß keine deflationären Effekte auf Kosten von Wachstum und Beschäftigung auftreten. Eine reine Antiinflation- und Deregulierungspolitik im Interesse finanzieller Rentabilitätskriterien ist abzulehnen. Ein neuer Typ der Geldmengenzregulierung sollte zwar eine begrenzte Rentabilität sichern, dabei aber das Gewicht dieses Kriteriums zugunsten sozialer Maßstäbe zurückdrängen.



Dies verweist auf die Notwendigkeit, im Rahmen von mehr Kooperationsbeziehungen die Kosten von Forschung und Entwicklung besser zu verteilen. Eine solche arbeitsteilige Kooperation würden auch die Einsparung von Sach- und Geldkapital ermöglichen. Dies vor allem deshalb, weil es nicht mehr notwendig wäre, große Unternehmenskomplexe zu kontrollieren, um die hohen Entwicklungskosten über monopolistische Marktpositionen zu rentabilisieren.

Die Rolle eines gemeinsamen Weltgelds im Interesse von Beschäftigung und nachhaltiger Entwicklung gegen den Druck des Geldkapitals und der Finanzmärkte

Die gemeinsame europäische Währung könnte weiterhin eingesetzt werden, um Kredite und Importe europäischer Nachbarländer im Süden und im Osten zu finanzieren, denen Ziehungsrechte auf nationale europäische Währungen eingeräumt werden müßten.

Dies könnte ein Beitrag zur Schaffung eines gemeinsamen Weltgelds sein, welches im Rahmen eines wahrhaft internationalen Währungsfonds die Entwicklungszusammenarbeit fördern würde.

Es ist vor allem die Währungsspekulation, die es dem internationalen Geldkapital ermöglicht, Druck im Sinne von deflationären Wirtschaftspolitiken gegen Sozialausgaben und Beschäftigung auszuüben. Mit einem gemeinsamen Weltgeld, welches die Ziehung auf jede beliebige nationale Währung ermöglicht, gäbe es neue Geldschöpfungsmöglichkeiten, die den Einfluß des Spekulationskapitals begrenzen. Die Geldschöpfung sollte allerdings nicht inflationär verwendet werden sondern nur, um die Unterauslastung von Produktionskapazitäten, Unterbeschäftigung und Ausbildungsmängel zu bekämpfen.

Das gemeinsame Weltgeld würde sich insbesondere vom Dollar unterscheiden, welcher trotz seiner Weltgeltung eine nationale Währung ist. Daher ist er auch immer wieder Gegenstand spekulativer Attacken. Eine europäische Einheitswährung, die mit dem Dollar als Weltgeld rivalisiert, würde nur dazu beitragen, die internationalen Gegensätze und den Wirtschaftskrieg zu verschärfen.

Die Ereignisse der letzten Monate auf den asiatischen Geld- und Kapitalmärkten zeigen deutlich, was passieren kann, wenn sich einige Währungen am Dollar als dominierender Währung ausrichten. Sie machen deutlich, welche Risiken für Wachstum und Beschäftigung spekulativ motivierte Korrekturbewegungen mit sich bringen.

Der Orientierung der europäischen Währungen an der DM im Interesse von Kapitalanlagen und Finanzkontrollen entspricht die Ausrichtung der ostasiatischen Währungen am Dollar, ebenfalls im Interesse finanzieller Dominanz und Attraktivität. Diese Währungszusammenhänge können jedoch immer wieder unter dem Druck interner Gegensätze zerbrechen.

Dagegen sollte versucht werden, zu einer international abgestimmten Geldmengenpolitik zu kommen, welche sowohl die gemeinsame Währung als auch die nationalen Gelder betrifft. Ziel der Absprachen wäre - auf der Grundlage von sozialen Effizienzkriterien - die Förderung von besserer Ausbildung, von mehr Beschäftigung und internationaler Kooperation auf dem Gebiet von Forschung und Entwicklung. Dies würde den Übergang zu einem sinnvollen Wirtschaftswachstum erlauben, welches nicht auf Hegemoniebeziehungen und Wirtschaftskrieg, sondern auf Entwicklung der Menschen beruht.

Die Ablösung des Geldes vom Gold beinhaltet - gerade jetzt am Beginn der Informationsrevolution - eine gefährliche Ambivalenz.

Einerseits begünstigt die Demonetisierung des Goldes das Zurückdrängen der Goldspekulation im Interesse der Spekulation auf Wertpapiere. Die explosionsartige Zunahme von Wertpapieren aller Art und das rapide Wachstum der Finanzmärkte prägt die Situation mehr als jemals zuvor. Geld- und Kreditschöpfung befördern ebenfalls das Wachstum der Finanzmärkte, auch wenn es immer wieder zu Zusammenbrüchen und Pleiten kommt. Die Geld- und Kreditschöpfung stimuliert die ständige Erweiterung der Finanzsphäre, ohne daß die Verlängerung der Schuldenketten durch die Verpflichtung zur Einlösung in Gold begrenzt würde. Die klassische Korrekturfunktion des Goldes, die darin bestand, daß Goldpreiserhöhungen und steigende Zinsen im Zuge von zusätzlichen Goldfunden gestoppt wurden, wirkt nicht mehr. Dies ist mit ein Grund für die beispiellose Ausdehnung der Finanzmärkte auf Kosten von Produktion und Beschäftigung.

Andererseits könnte ein gemeinsames Weltgeld - im Gegensatz zur heute vorherrschenden Währungsspekulation, welche durch die Einführung des Euro nur noch gesteigert würde - heute völlig anders reguliert werden als das klassische Weltgeld, welches eben das Gold war und in sehr begrenzter Weise auch noch ist. Schließlich war es die Goldwährung, durch welche die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals vermittelt wurden. Die Verwertungsrate des Kapitals könnte in dem Maße gesenkt werden, wie sich dessen Nützlichkeit von seinem Wert unterscheidet. Die damit verfügbar werdenden Mittel könnten im Interesse der Menschen und ihrer Entwicklung verwendet werden.

## VI. Sofortmaßnahmen und die Terminfrage<sup>10</sup>

Viele kritische Debatten stellen heute den Inhalt und die Fristen der angestrebten europäischen Einheitswährung in Frage.

<sup>10</sup> Vgl. Paul Bocara, *Sur le report de l'Euro, son ajournement, le dépassement du traité de Maastricht. Economie et Politique, mars-avril 1997.*

### Ambivalente Wirkungen einer Verschiebung des Euro

Bei einer Verschiebung kann es sowohl um eine Verschärfung der Maastricht-Kriterien im Interesse hegemonialer Positionen gehen als auch um eine Lockerung der Zwänge, die auf Beschäftigungspolitik und Sozialausgaben lasten.

Es gibt also zwei ganz gegensätzliche Positionen, die beide an einer Verschiebung interessiert sein könnten. Aber könnte nicht auch ein Konglomerat beider Positionen zu einer Verschiebung führen? Und könnte im Sinne der zweiten Position nicht Zeit gewonnen werden, um über die Verschiebung hinaus jene sozialen Kräfte zu mobilisieren, die eine Alternative durchzusetzen können?

### Beschäftigungsförderung durch Kreditaufnahme und die Reform der Europäischen Investitionsbank nach den Beschlüssen von Amsterdam

Die deutsche Regierung hat eine von Frankreich befürwortete Ausweitung des Haushalts der europäischen Union über höhere Beiträge der Mitgliedsländer blockiert. Man kann in der Tat darüber diskutieren, ob höhere Abführungen seitens der Mitgliedsländer an den europäischen Haushalt sinnvoll sind. Die Finanzierung von zusätzlichen Arbeitsplätzen über die öffentlichen Haushalte kann zur Vergeudung von Mitteln und zu Ausgabenbeschränkungen an anderer Stelle führen.

Dagegen könnte die Finanzierung über Geldschöpfung in der gemeinsamen Währung, also über Kredite, wieder jenen Ländern (z.B. Deutschland) zugute kommen, auf die gezogen wird. Dies würde auch die Kontrolle der Auflagen hinsichtlich der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Effizienz der verausgabten Fonds ermöglichen.

Die in Amsterdam vorgeschlagene Lösung, nämlich die Rolle der Europäischen Investitionsbank (EIB) zu stärken, verweist in der Tat auf eine Finanzierung durch Bankkredite. Allerdings ist anzumerken, dass die EIB sich nur über die Finanzmärkte refinanzieren kann und somit den hohen, beschäftigungsfeindlichen Zinsen unterliegt. Die verfügbaren Erträge zur Vergabe besonders günstiger Kredite sind dagegen beschränkt. Die EIB müsste also reformiert werden. Dann könnte sie in der Tat im Mittelpunkt einer Struktur stehen, welche zinsgünstige Kredite zur Finanzierung von beschäftigungsintensiven Investitionen vergibt. Sie müsste in die Lage versetzt werden, im Rahmen einer gemeinsamen europäischen Währung Geldschöpfung zu betreiben.

### Gemeinsame Aktionen für alternative Finanzierungsformen von mehr Beschäftigung, Ausbildung und Kooperation in Europa

Schon heute können die Kämpfe und Reformen im nationalen Rahmen in folgenden Punkten gemeinsame Ziele verfolgen:

- Höhere Ausgaben im sozialen Bereich für die wirksame Entwicklung der Humanressourcen, ohne die Beschränkung der Konvergenzkriterien von Maastricht;
- Senkung der Zinsbelastung und zusätzliche mittel- bzw. langfristige Kredite zu Vorzugsbedingungen im Interesse von Investitionen zur Steigerung der Beschäftigung in quantitativer und qualitativer Hinsicht;
- Eine präventive Besteuerung von Finanzerträgen, insbesondere auf Finanzanlagen im Ausland;
- Kooperationsbeziehungen neuen Typs zwischen öffentlichen, halbstaatlichen und privaten Finanzinstitutionen im Gegensatz zu ruinöser Konkurrenz und Privatisierungspolitik. Dies würde gleichzeitig innovative Formen der Zusammenarbeit mit Unternehmen der Produktion und der Dienstleistungen befördern;
- Beteiligung der Arbeiter, ihrer Verbände und Gewerkschaften und ihrer gewählten Repräsentanten an Finanzierungsentscheidungen und an den Entscheidungen über die Verwendung von finanziellen und nichtfinanziellen Unternehmensfonds im Sinne einer höheren sozialen Effizienz. Dies sollte im lokalen und regionalen Maßstab beginnen und sich darüber hinaus auf die nationale Ebene, auf die europäische Region und weltweit erstrecken.

### Wachsende Risiken, die Beschleunigung des europäischen Prozesses, hartnäckige Illusionen und die Öffnung einer Alternative

Die Versammlung der Finanzminister vom 13. September 1997 in Luxemburg hat gezeigt, daß die Festlegung der Wechselkurse in Europa spekulativem Druck ausgesetzt sein wird. Dies könnte Einfluß haben auf die Beziehung zwischen der DM und den anderen Währungen und somit auf die Entscheidung über den Wert des Euro. Daher wurde der Termin der endgültigen Wechselkursfixierung auf den Zeitpunkt der Entscheidung über die Mitgliedschaft in der Währungsunion vorverlegt. Der faktische Verzicht der französischen Regierung auf Maßnahmen der Wechselkurskontrolle und ebenso auf die Erhöhung des europäischen Haushalts wurde damit offenbar. Luxemburg hat gezeigt, daß der Marsch in die Einheitswährung im Interesse der Finanzmärkte und der Durchsetzung von Hegemonialbeziehungen beschleunigt werden soll. Die von der sozialistischen Partei Frankreichs ebenso wie von der deutschen Sozialdemokratie gehegten Vorstellungen, beschäftigungspolitische Maßnahmen, so wie sie



auf der Europakonferenz im November 1997 diskutiert werden sollen, seien mit der Einheitswährung vereinbar, haben sich als Illusion erwiesen.

Die Erklärungen der französischen und deutschen Verantwortlichen zu den ernststen Folgen einer Verschiebung des Euro haben deutlich gemacht, worum es geht. In Deutschland wird gegen die Befürworter einer Verschiebung eingewandt, daß es im Interesse einer starken deutschen Position besser wäre, die mit einer planmäßigen Verwirklichung der Währungsunion verbundenen Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. In Frankreich schlugen die Kommunisten eine Volksabstimmung vor.

Aber unabhängig davon, ob es nun zu einer Verschiebung kommt oder nicht, wird angesichts zunehmender Widersprüche auf dem Weg zum Euro die Bereitschaft europäischer Wirtschaftswissenschaftler, Gewerkschafter und Vertreter politischer Parteien zunehmen, sich im Interesse von mehr Beschäftigung und einer wirklichen Zusammenarbeit intensiver abzustimmen. Auf den entsprechenden Treffen werden weiterhin Konzepte diskutiert werden, welche Kompromissen mit den Zwängen der Einheitswährung und des internationalen Wirtschaftskriegs das Wort reden. Illusionen hinsichtlich der Rolle des Staates, den Möglichkeiten einer europäischen Regierung und einer bloß externen Einheitswährung werden eine Rolle spielen.

Diese Zusammenkünfte bieten aber auch die Gelegenheit, Alternativen im Sinne eines gemeinsamen Geldes zu formulieren, welches mit den nationalen Währungen verknüpft ist. Solche Alternativen sind notwendig zur Förderung von Aktionen gegen die Herrschaft der Finanzmärkte, für mehr Beschäftigung und die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, für gemeinsame Entwicklungsanstrengungen in Europa im Interesse einer Zusammenarbeit mit unseren Nachbarn und im Weltmaßstab.

*Übersetzung: Jörg Goldberg*

*Bruno Carchedi*

## Die italienische Linke und die EU-Integration

Die Situation in Italien weist heute im Vergleich zu der der wichtigsten europäischen Länder sowohl in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht als auch auf institutioneller Ebene, d.h. im Hinblick auf die Verfassungsorgane und politischen Institutionen, zahlreiche - im allgemeinen negative - Besonderheiten auf, die sich vor allem seit Ende der 80er Jahre abzeichnen.

### Der Wandel der politischen Szene

In erster Linie ist dabei das Verschwinden der wichtigsten Parteien, die das politische Leben Italiens und seine Institutionen mehr als vierzig Jahre lang bestimmt hatten, und das Entstehen neuer politischer Gruppierungen zu nennen. Mit dem Zusammenbruch der UdSSR und infolge eines jahrzehntelangen Prozesses politischer Angleichung verschwand die KPI und verwandelte sich in die Demokratische Partei der Linken (PDS). Dieser Namenswechsel signalisierte in aller Form und endgültig die Abkehr der Führungsgruppe dieser Partei von ihrem früheren Bekenntnis hin zu einer sozialdemokratischen und reformistischen Ideologie und ihre überzeugte und rückhaltlose Übernahme der liberalistischen Ideologie. Die linke Minderheit innerhalb der KPI weigerte sich, diesen Umschwung mitzuvollziehen, und gründete nach dem Zusammenschluß mit Democrazia Proletaria und mit anderen kleineren Gruppierungen der alternativen Linken die Partei der Kommunistischen Neugründung (Rifondazione Comunista), die, nicht in konservativer, sondern in innovativer Weise, an den Werten und der Ideologie der fortschrittlichsten Erfahrungen der kommunistischen und der Arbeiterbewegung anknüpft. Auch die PSI, die Italienische Sozialistische Partei, verschwand von der Bildfläche, hinweggefegt von Skandalen und von der Anklage, die gegen ihren Parteisekretär Craxi und alle wichtigen Parteiführer erhoben worden war, die dann wegen Korruption verurteilt wurden. Auch die Democrazia Christiana löste sich auf, ebenfalls tief in Korruptionsaffären und in die enge Verflechtung von Politik und Geschäftemacherei verstrickt.

Anders als im Fall der KPI fiel das Ende der DC auch mit ihrem Zerfall zusammen. Aus der Asche der früheren Partei erstanden in der Tat drei kleinere Parteien, nämlich CCD und CDU, die gegenwärtig dem rechten Lager (dem sogenannten "Freiheitspol") angehören, und die PPI, die sich dem Mitte-Links-Bündnis (der "Olivenbaum"-Koalition) angeschlossen hat, während der Großteil der sozialen Basis der früheren christdemokratischen Partei den neugegründeten Rechtsparteien - Forza Italia, Alleanza



auf der Europakonferenz im November 1997 diskutiert werden sollen, seien mit der Einheitswährung vereinbar, haben sich als Illusion erwiesen.

Die Erklärungen der französischen und deutschen Verantwortlichen zu den ernstesten Folgen einer Verschiebung des Euro haben deutlich gemacht, worum es geht. In Deutschland wird gegen die Befürworter einer Verschiebung eingewandt, daß es im Interesse einer starken deutschen Position besser wäre, die mit einer planmäßigen Verwirklichung der Währungsunion verbundenen Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. In Frankreich schlugen die Kommunisten eine Volksabstimmung vor.

Aber unabhängig davon, ob es nun zu einer Verschiebung kommt oder nicht, wird angesichts zunehmender Widersprüche auf dem Weg zum Euro die Bereitschaft europäischer Wirtschaftswissenschaftler, Gewerkschafter und Vertreter politischer Parteien zunehmen, sich im Interesse von mehr Beschäftigung und einer wirklichen Zusammenarbeit intensiver abzustimmen. Auf den entsprechenden Treffen werden weiterhin Konzepte diskutiert werden, welche Kompromissen mit den Zwängen der Einheitswährung und des internationalen Wirtschaftskriegs das Wort reden. Illusionen hinsichtlich der Rolle des Staates, den Möglichkeiten einer europäischen Regierung und einer bloß externen Einheitswährung werden eine Rolle spielen.

Diese Zusammenkünfte bieten aber auch die Gelegenheit, Alternativen im Sinne eines gemeinsamen Geldes zu formulieren, welches mit den nationalen Währungen verknüpft ist. Solche Alternativen sind notwendig zur Förderung von Aktionen gegen die Herrschaft der Finanzmärkte, für mehr Beschäftigung und die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, für gemeinsame Entwicklungsanstrengungen in Europa im Interesse einer Zusammenarbeit mit unseren Nachbarn und im Weltmaßstab.

*Übersetzung: Jörg Goldberg*

*Bruno Carchedi*

## Die italienische Linke und die EU-Integration

Die Situation in Italien weist heute im Vergleich zu der der wichtigsten europäischen Länder sowohl in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht als auch auf institutioneller Ebene, d.h. im Hinblick auf die Verfassungsorgane und politischen Institutionen, zahlreiche - im allgemeinen negative - Besonderheiten auf, die sich vor allem seit Ende der 80er Jahre abzeichnen.

### Der Wandel der politischen Szene

In erster Linie ist dabei das Verschwinden der wichtigsten Parteien, die das politische Leben Italiens und seine Institutionen mehr als vierzig Jahre lang bestimmt hatten, und das Entstehen neuer politischer Gruppierungen zu nennen. Mit dem Zusammenbruch der UdSSR und infolge eines jahrzehntelangen Prozesses politischer Angleichung verschwand die KPI und verwandelte sich in die Demokratische Partei der Linken (PDS). Dieser Namenswechsel signalisierte in aller Form und endgültig die Umkehr der Führungsgruppe dieser Partei von ihrem früheren Bekenntnis hin zu einer sozialdemokratischen und reformistischen Ideologie und ihre überzeugte und rückhaltlose Übernahme der liberalistischen Ideologie. Die linke Minderheit innerhalb der KPI weigerte sich, diesen Umschwung mitzuvollziehen, und gründete nach dem Zusammenschluß mit Democrazia Proletaria und mit anderen kleineren Gruppierungen der alternativen Linken die Partei der Kommunistischen Neugründung (Rifondazione Comunista), die, nicht in konservativer, sondern in innovativer Weise, an den Werten und der Ideologie der fortschrittlichsten Erfahrungen der kommunistischen und der Arbeiterbewegung anknüpft. Auch die PSI, die Italienische Sozialistische Partei, verschwand von der Bildfläche, hinweggefegt von Skandalen und von der Anklage, die gegen ihren Parteisekretär Craxi und alle wichtigen Parteiführer erhoben worden war, die dann wegen Korruption verurteilt wurden. Auch die Democrazia Christiana löste sich auf, ebenfalls tief in Korruptionsaffären und in die enge Verflechtung von Politik und Geschäftemacherei verstrickt.

Anders als im Fall der KPI fiel das Ende der DC auch mit ihrem Zerfall zusammen. Aus der Asche der früheren Partei erstanden in der Tat drei kleinere Parteien, nämlich CCD und CDU, die gegenwärtig dem rechten Lager (dem sogenannten "Freiheitsspol") angehören, und die PPI, die sich dem Mitte-Links-Bündnis (der "Olivenbaum"-Koalition) angeschlossen hat, während der Großteil der sozialen Basis der früheren christdemokratischen Partei den neugegründeten Rechtsparteien - Forza Italia, Alleanza

Dies begünstigt ebenfalls den Einsatz von Forschung und Entwicklung zur Steigerung der Produktivität.<sup>6</sup>

### Kriterien sozialer Effizienz

Die reaktionäre Antwort auf die bestehenden Probleme ist die Privatisierung im globalen Maßstab. Dagegen muß eine Strategie der Renationalisierung eines neuen Typs gesetzt werden, die ebenso offen ist gegenüber der Arbeitermitverwaltung in dezentraler Form wie gegenüber Kooperationsbeziehungen auf nationaler und internationaler Ebene, global wie regional. Gemischte Eigentumsformen bei Übergewicht des öffentlichen und sozialen Einflusses sind angemessen.

Neben den einzelkapitalistischen Rentabilitätskriterien sollten Kriterien der sozialen Effizienz bei der Leitung der Unternehmen<sup>7</sup> an Gewicht gewinnen. Diese Kriterien beinhalten:

- höhere Effizienz des eingesetzten materiellen und monetären Kapitals im Verhältnis zum produzierten Gesamtmehrwert (Profit + Lohnsumme + öffentliche Abgaben);
- soziale Effizienz, gemessen am für die lohnabhängige Bevölkerung verfügbaren Teil des Mehrwerts (die relative Einsparung von Kapital reduziert den für den Akkumulationsprozeß erforderlichen Profit);
- höhere Produktivität von Sachkapital und Arbeit;
- die Intensität und Qualität der Kooperations- und Austauschbeziehungen zwischen den Unternehmen, sowohl lokal wie global.

### III. Hartnäckige Illusionen und übersehene Probleme der Einheitswährung<sup>8</sup>

#### Vereinigungsillusionen und die Endgültigkeit der Wechselkursfixierung

Die Fixierung der europäischen Wechselkurse als einmaliger Akt hat die Ausrichtung der neuen Einheitswährung an der international stärksten Devisen (der DM) zum Ziel und nicht die Geldwertstabilität. Begünstigt werden Finanzinvestitionen und die Attraktivität für Geldkapitalanlagen (in Konkurrenz zum Dollar als Anlagewährung) auf Kosten der Beschäftigung, die unter den hohen Zinsen leidet.

<sup>6</sup> Paul Boccard, *Pour une Sécurité d'emploi ou de formation. Issues*, n° 47-48, 4ème trimestre 1995, 1er trimestre 1996.

<sup>7</sup> *Nouvelles approches des gestion d'entreprises*, Paris 1995, J.-Cl. Louchart avec participation de P. Boccard, A. Dubourg, Marcel Lepetit, Cl. Quin.

<sup>8</sup> Vgl. Paul Boccard, *La monnaie unique contre l'emploi et le social. Economie et Politique*, février-mars 1996.

Nicht die Spekulation, das Wachstum der Finanzmärkte ist das Problem

Es ist durchaus möglich, daß es im Weltmaßstab zu verstärkten Spekulationswellen kommt, sowohl im Verhältnis Euro/Dollar als auch im Verhältnis zu anderen Währungen (darunter dem Yen und den asiatischen Währungen). Aber das Hauptproblem sind nicht die Spekulationsrisiken gegen die europäischen Währungen sondern das Wachstum der Finanzinvestitionen auf Kosten der Beschäftigung.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen würde die europäische Einheitswährung, auch wenn es nur eine Außenwährung wäre, vor allem das Wachstum der Finanzanlagen begünstigen. Sie würde notwendigerweise höhere Zinsen erforderlich machen, um im Verhältnis zum Dollar attraktiver zu werden. Dies hätte wiederum negative Effekte auf die Beschäftigung.

### IV. Drei Vorschläge für eine gemeinsame europäische Währung und ein Vorschlag globalen Charakters<sup>9</sup>

#### Eine gemeinsame Währung oder der neue ECU

Dieser hätte zwei Merkmale:

1) Ein ECU, dessen Wert sich wie bisher an einem Währungskorb bemißt, allerdings mit folgenden Unterschieden zur gegenwärtigen Situation:

- Die Zusammensetzung des Währungskorbs wird zu Lasten der DM-Zone revidiert;
- Der ECU erhält alle Geldfunktionen, bleibt also nicht bloß Rechnungseinheit wie bisher, sondern wird Zahlungs- und Reservemedium;
- Die Währungsparitäten sind fest bei engen Schwankungsbreiten, aber sie sind veränderbar.

2) Der ECU wird Referenzwährung: Sein Wert wird bestimmt auf der Grundlage eines bestimmten Währungskorbs im Jahre T und bei konstanter Kaufkraft der Sozialprodukte der europäischen Länder. Dies würde vor allem erlauben, die Inflation zu ermitteln.

#### Ein europäischer Währungsfonds

Dieser Fonds würde sich stark von dem bestehenden Fonds für währungspolitische Zusammenarbeit (EFWZ) unterscheiden und gliche eher dem Internationalen Währungsfonds, mit Ziehungsrechten der bestehenden europäischen Währungen und Auszahlung in der gemeinsamen Währung.

<sup>9</sup> Vgl. Paul Boccard, *U.E.M. et monnaie unique, critique et propositions alternatives. Economie et Politique*, mars 1997.



- 1) Die Einlagen erfolgen in den nationalen Währungen und nicht, wie beim EFWZ, in Gold und Dollar.
- 2) Gegenseitige Ziehungsrechte in nationalem Geld, auf der Grundlage von Beiträgen in der gemeinsamen Währung, ohne Rückzahlungsverpflichtung und Zinsen: Es geht also um eine wirkliche Geldschöpfung.
- 3) Leitung: Es würde keine Zentralbank geben, sondern ein System der europäischen Notenbanken, einen gemeinsamen Währungsfonds und einen Rat für Währungsangelegenheiten, der vor allem aus den Vertretern der Mitgliedsstaaten bestehen sollte.

#### Die Bedingungen für Geldschöpfung, Auszahlung und Beteiligung

- 1) Die Geldschöpfung sollte nach Maßgabe der Bedürfnisse an Liquidität und Kredit vor allem zur Ausweitung der Beschäftigung erfolgen. Angestrebt ist ein Wachstumstyp, welcher eine hohe Beschäftigungsintensität und die Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten (Ausbildung, Forschung und Entwicklung) ermöglicht bei möglichst intensiven Kooperationsbeziehungen zwischen den Betrieben.
- 2) Die an der gemeinsamen Währung beteiligten Notenbanken werden mit Ziehungsrechten nach Maßgabe der jeweiligen Beschäftigungs- und Wachstumsziele ausgestattet. Der jeweils unterschiedliche Stand von Arbeitslosigkeit, Ausbildung, Produktivität usw. der Länder würde berücksichtigt.
- 3) Die nationalen Notenbanken sollten die gemeinsame Währung und die Ziehungsrechte nutzen, um ein niedriges Zinsniveau zu fördern, d.h. sie würden den Banken und Finanzinstitutionen der Ziehländer günstige Refinanzierungsmöglichkeiten einräumen und so die Nachfrage nach Produkten jener Länder fördern, auf die gezogen worden ist. Ziel ist immer die Schaffung von Arbeitsplätzen. Dies würde den innereuropäischen Warenaustausch zwischen den Unternehmen begünstigen, da die Kredite vor allem dem Kauf von Investitionsgütern dienen würden.

#### Eine internationale Währungs- und Finanzordnung auf der Grundlage von gemeinsamem Weltgeld

Ein echtes gemeinsames Weltgeld kann auf der Grundlage der existierenden Sonderziehungsrechte (SZR) geschaffen werden. ECU und SZR sind historische Innovationen vom Ende des 20. Jahrhunderts, geschaffen in Abgrenzung gegen die Einführung von Einheitswährungen, die es bereits gab. So war z.B. nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 eine Einheitswährung geschaffen worden.

Dieses gemeinsame, auf der Grundlage der SZR geschaffene Weltgeld sollte von einem neuen Internationalen Währungsfonds verwaltet werden und neben den existierenden Währungen bestehen. Man sollte aber nicht nur eine weit größere Geldmenge als bisher schaffen, sondern ebenfalls

Zuteilungs- und Verwendungskriterien im Sinne von mehr Beschäftigung und menschlicher Entwicklung festlegen.

#### V. Mehr gemeinsames und nationales Geld für mehr europäischen Handel, Beschäftigung, Ausbildung und intensivere Kooperationsbeziehungen

##### Monetarisierung der innereuropäischen Handelsbilanzüberschüsse und Verwendung der gemeinsamen Währung für mehr Nachfrage, Beschäftigung und Ausbildung

Die Angst vor wachsenden Handelsbilanzdefiziten zwischen den europäischen Ländern und den entsprechenden Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie z.B. in den 80er Jahren zwischen Deutschland und Frankreich zum Nachteil Frankreichs bestanden, erklären zweifelsohne die gegenwärtige Beschränkung des gegenseitigen Warenaustauschs.

Die Schaffung einer gemeinsamen Währung und die Zuteilung von Liquidität an Defizitländer würde dagegen den innereuropäischen Handel fördern und Arbeitsplätze in Europa sichern. So könnte z.B. die Bank von Frankreich eine bestimmte Menge der gemeinsamen Währung zugeteilt bekommen und sie zur Refinanzierung französischer Geschäftsbanken benutzen. Die so refinanzierten Kredite wären um so billiger (bis hin zu negativen Zinsen), je beschäftigungsintensiver die damit finanzierten Investitionen sind. Es könnten auch z.B. durch Ziehung auf die DM französische Importe aus Deutschland finanziert werden, mit denen in Frankreich Arbeitsplätze geschaffen werden, wodurch gleichzeitig in Deutschland Wachstum und Beschäftigung gesichert würden.

Das gemeinsame Geld wäre nur im Rahmen Europas konvertibel und könnte nur dort verwendet werden. Die gemeinsame europäische Währung wäre also in gewissem Sinne von den internationalen Finanzmärkten abgeschnitten und könnte nur innereuropäisch investiv verwendet werden. Es wäre also im wesentlichen eine rein europäische Binnenwährung.

#### Geldmengenpolitik gegen Inflation und Deflation

Diese Schaffung einer gemeinsamen europäischen Binnenwährung könnte unter bestimmten Bedingungen inflationär wirken, wobei allerdings darauf zu achten wäre, daß die Inflationsraten niedrig bleiben.

Es ist aber ebenso darauf zu achten, daß keine deflationären Effekte auf Kosten von Wachstum und Beschäftigung auftreten. Eine reine Antiinflation- und Deregulierungspolitik im Interesse finanzieller Rentabilitätskriterien ist abzulehnen. Ein neuer Typ der Geldmengenregulierung sollte zwar eine begrenzte Rentabilität sichern, dabei aber das Gewicht dieses Kriteriums zugunsten sozialer Maßstäbe zurückdrängen.



Dies verweist auf die Notwendigkeit, im Rahmen von mehr Kooperationsbeziehungen die Kosten von Forschung und Entwicklung besser zu verteilen. Eine solche arbeitsteilige Kooperation würden auch die Einsparung von Sach- und Geldkapital ermöglichen. Dies vor allem deshalb, weil es nicht mehr notwendig wäre, große Unternehmenskomplexe zu kontrollieren, um die hohen Entwicklungskosten über monopolistische Marktpositionen zu rentabilisieren.

Die Rolle eines gemeinsamen Weltgelds im Interesse von Beschäftigung und nachhaltiger Entwicklung gegen den Druck des Geldkapitals und der Finanzmärkte

Die gemeinsame europäische Währung könnte weiterhin eingesetzt werden, um Kredite und Importe europäischer Nachbarländer im Süden und im Osten zu finanzieren, denen Ziehungsrechte auf nationale europäische Währungen eingeräumt werden müßten.

Dies könnte ein Beitrag zur Schaffung eines gemeinsamen Weltgelds sein, welches im Rahmen eines wahrhaft internationalen Währungsfonds die Entwicklungszusammenarbeit fördern würde.

Es ist vor allem die Währungsspekulation, die es dem internationalen Geldkapital ermöglicht, Druck im Sinne von deflationären Wirtschaftspolitiken gegen Sozialausgaben und Beschäftigung auszuüben. Mit einem gemeinsamen Weltgeld, welches die Ziehung auf jede beliebige nationale Währung ermöglicht, gäbe es neue Geldschöpfungsmöglichkeiten, die den Einfluß des Spekulationskapitals begrenzen. Die Geldschöpfung sollte allerdings nicht inflationär verwendet werden sondern nur, um die Unter- auslastung von Produktionskapazitäten, Unterbeschäftigung und Ausbildungsmängel zu bekämpfen.

Das gemeinsame Weltgeld würde sich insbesondere vom Dollar unterscheiden, welcher trotz seiner Weltgeltung eine nationale Währung ist. Daher ist er auch immer wieder Gegenstand spekulativer Attacken. Eine europäische Einheitswährung, die mit dem Dollar als Weltgeld rivalisiert, würde nur dazu beitragen, die internationalen Gegensätze und den Wirtschaftskrieg zu verschärfen.

Die Ereignisse der letzten Monate auf den asiatischen Geld- und Kapitalmärkten zeigen deutlich, was passieren kann, wenn sich einige Währungen am Dollar als dominierender Währung ausrichten. Sie machen deutlich, welche Risiken für Wachstum und Beschäftigung spekulativ motivierte Korrekturbewegungen mit sich bringen.

Der Orientierung der europäischen Währungen an der DM im Interesse von Kapitalanlagen und Finanzkontrollen entspricht die Ausrichtung der ostasiatischen Währungen am Dollar, ebenfalls im Interesse finanzieller Dominanz und Attraktivität. Diese Währungszusammenhänge können jedoch immer wieder unter dem Druck interner Gegensätze zerbrechen.

Dagegen sollte versucht werden, zu einer international abgestimmten Geldmengenpolitik zu kommen, welche sowohl die gemeinsame Währung als auch die nationalen Gelder betrifft. Ziel der Absprachen wäre - auf der Grundlage von sozialen Effizienzkriterien - die Förderung von besserer Ausbildung, von mehr Beschäftigung und internationaler Kooperation auf dem Gebiet von Forschung und Entwicklung. Dies würde den Übergang zu einem sinnvollen Wirtschaftswachstum erlauben, welches nicht auf Hege- moniebeziehungen und Wirtschaftskrieg, sondern auf Entwicklung der Menschen beruht.

Die Ablösung des Geldes vom Gold beinhaltet - gerade jetzt am Beginn der Informationsrevolution - eine gefährliche Ambivalenz.

Einerseits begünstigt die Demonetisierung des Goldes das Zurückdrängen der Goldspekulation im Interesse der Spekulation auf Wertpapiere. Die explosionsartige Zunahme von Wertpapieren aller Art und das rapide Wachstum der Finanzmärkte prägt die Situation mehr als jemals zuvor. Geld- und Kreditschöpfung befördern ebenfalls das Wachstum der Finanzmärkte, auch wenn es immer wieder zu Zusammenbrüchen und Pleiten kommt. Die Geld- und Kreditschöpfung stimuliert die ständige Erweiterung der Finanzsphäre, ohne daß die Verlängerung der Schuldenketten durch die Verpflichtung zur Einlösung in Gold begrenzt würde. Die klassische Korrekturfunktion des Goldes, die darin bestand, daß Goldpreiserhöhungen und steigende Zinsen im Zuge von zusätzlichen Goldfunden gestoppt wurden, wirkt nicht mehr. Dies ist mit ein Grund für die beispiellose Ausdehnung der Finanzmärkte auf Kosten von Produktion und Beschäftigung.

Andererseits könnte ein gemeinsames Weltgeld - im Gegensatz zur heute vorherrschenden Währungsspekulation, welche durch die Einführung des Euro nur noch gesteigert würde - heute völlig anders reguliert werden als das klassische Weltgeld, welches eben das Gold war und in sehr begrenzter Weise auch noch ist. Schließlich war es die Goldwährung, durch welche die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals vermittelt wurden. Die Verwertungsrate des Kapitals könnte in dem Maße gesenkt werden, wie sich dessen Nützlichkeit von seinem Wert unterscheidet. Die damit verfügbar werdenden Mittel könnten im Interesse der Menschen und ihrer Entwicklung verwendet werden.

## VI. Sofortmaßnahmen und die Terminfrage<sup>10</sup>

Viele kritische Debatten stellen heute den Inhalt und die Fristen der angestrebten europäischen Einheitswährung in Frage.

<sup>10</sup> Vgl. Paul Bocara, *Sur le report de l'Euro, son ajournement, le dépassement du traité de Maastricht. Economie et Politique*, mars-avril 1997.

### Ambivalente Wirkungen einer Verschiebung des Euro

Bei einer Verschiebung kann es sowohl um eine Verschärfung der Maastricht-Kriterien im Interesse hegemonialer Positionen gehen als auch um eine Lockerung der Zwänge, die auf Beschäftigungspolitik und Sozialausgaben lasten.

Es gibt also zwei ganz gegensätzliche Positionen, die beide an einer Verschiebung interessiert sein könnten. Aber könnte nicht auch ein Konglomerat beider Positionen zu einer Verschiebung führen? Und könnte im Sinne der zweiten Position nicht Zeit gewonnen werden, um über die Verschiebung hinaus jene sozialen Kräfte zu mobilisieren, die eine Alternative durchzusetzen können?

### Beschäftigungsförderung durch Kreditaufnahme und die Reform der Europäischen Investitionsbank nach den Beschlüssen von Amsterdam

Die deutsche Regierung hat eine von Frankreich befürwortete Ausweitung des Haushalts der europäischen Union über höhere Beiträge der Mitgliedsländer blockiert. Man kann in der Tat darüber diskutieren, ob höhere Abführungen seitens der Mitgliedsländer an den europäischen Haushalt sinnvoll sind. Die Finanzierung von zusätzlichen Arbeitsplätzen über die öffentlichen Haushalte kann zur Vergeudung von Mitteln und zu Ausgabenbeschränkungen an anderer Stelle führen.

Dagegen könnte die Finanzierung über Geldschöpfung in der gemeinsamen Währung, also über Kredite, wieder jenen Ländern (z.B. Deutschland) zugute kommen, auf die gezogen wird. Dies würde auch die Kontrolle der Auflagen hinsichtlich der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Effizienz der verausgabten Fonds ermöglichen.

Die in Amsterdam vorgeschlagene Lösung, nämlich die Rolle der Europäischen Investitionsbank (EIB) zu stärken, verweist in der Tat auf eine Finanzierung durch Bankkredite. Allerdings ist anzumerken, dass die EIB sich nur über die Finanzmärkte refinanzieren kann und somit den hohen, beschäftigungsfeindlichen Zinsen unterliegt. Die verfügbaren Erträge zur Vergabe besonders günstiger Kredite sind dagegen beschränkt. Die EIB müsste also reformiert werden. Dann könnte sie in der Tat im Mittelpunkt einer Struktur stehen, welche zinsgünstige Kredite zur Finanzierung von beschäftigungsintensiven Investitionen vergibt. Sie müsste in die Lage versetzt werden, im Rahmen einer gemeinsamen europäischen Währung Geldschöpfung zu betreiben.

### Gemeinsame Aktionen für alternative Finanzierungsformen von mehr Beschäftigung, Ausbildung und Kooperation in Europa

Schon heute können die Kämpfe und Reformen im nationalen Rahmen in folgenden Punkten gemeinsame Ziele verfolgen:

- Höhere Ausgaben im sozialen Bereich für die wirksame Entwicklung der Humanressourcen, ohne die Beschränkung der Konvergenzkriterien von Maastricht;
- Senkung der Zinsbelastung und zusätzliche mittel- bzw. langfristige Kredite zu Vorzugsbedingungen im Interesse von Investitionen zur Steigerung der Beschäftigung in quantitativer und qualitativer Hinsicht;
- Eine präventive Besteuerung von Finanzerträgen, insbesondere auf Finanzanlagen im Ausland;
- Kooperationsbeziehungen neuen Typs zwischen öffentlichen, halbstaatlichen und privaten Finanzinstitutionen im Gegensatz zu ruinöser Konkurrenz und Privatisierungspolitik. Dies würde gleichzeitig innovative Formen der Zusammenarbeit mit Unternehmen der Produktion und der Dienstleistungen befördern;
- Beteiligung der Arbeiter, ihrer Verbände und Gewerkschaften und ihrer gewählten Repräsentanten an Finanzierungsentscheidungen und an den Entscheidungen über die Verwendung von finanziellen und nichtfinanziellen Unternehmensfonds im Sinne einer höheren sozialen Effizienz. Dies sollte im lokalen und regionalen Maßstab beginnen und sich darüber hinaus auf die nationale Ebene, auf die europäische Region und weltweit erstrecken.

Wachsende Risiken, die Beschleunigung des europäischen Prozesses, hartnäckige Illusionen und die Öffnung einer Alternative

Die Versammlung der Finanzminister vom 13. September 1997 in Luxemburg hat gezeigt, daß die Festlegung der Wechselkurse in Europa spekulativem Druck ausgesetzt sein wird. Dies könnte Einfluß haben auf die Beziehung zwischen der DM und den anderen Währungen und somit auf die Entscheidung über den Wert des Euro. Daher wurde der Termin der endgültigen Wechselkursfixierung auf den Zeitpunkt der Entscheidung über die Mitgliedschaft in der Währungsunion vorverlegt. Der faktische Verzicht der französischen Regierung auf Maßnahmen der Wechselkurskontrolle und ebenso auf die Erhöhung des europäischen Haushalts wurde damit offenbar. Luxemburg hat gezeigt, daß der Marsch in die Einheitswährung im Interesse der Finanzmärkte und der Durchsetzung von Hegemonialbeziehungen beschleunigt werden soll. Die von der sozialistischen Partei Frankreichs ebenso wie von der deutschen Sozialdemokratie gehegten Vorstellungen, beschäftigungspolitische Maßnahmen, so wie sie



auf der Europakonferenz im November 1997 diskutiert werden sollen, seien mit der Einheitswährung vereinbar, haben sich als Illusion erwiesen.

Die Erklärungen der französischen und deutschen Verantwortlichen zu den ernstesten Folgen einer Verschiebung des Euro haben deutlich gemacht, worum es geht. In Deutschland wird gegen die Befürworter einer Verschiebung eingewandt, daß es im Interesse einer starken deutschen Position besser wäre, die mit einer planmäßigen Verwirklichung der Währungsunion verbundenen Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. In Frankreich schlugen die Kommunisten eine Volksabstimmung vor.

Aber unabhängig davon, ob es nun zu einer Verschiebung kommt oder nicht, wird angesichts zunehmender Widersprüche auf dem Weg zum Euro die Bereitschaft europäischer Wirtschaftswissenschaftler, Gewerkschafter und Vertreter politischer Parteien zunehmen, sich im Interesse von mehr Beschäftigung und einer wirklichen Zusammenarbeit intensiver abzustimmen. Auf den entsprechenden Treffen werden weiterhin Konzepte diskutiert werden, welche Kompromissen mit den Zwängen der Einheitswährung und des internationalen Wirtschaftskriegs das Wort reden. Illusionen hinsichtlich der Rolle des Staates, den Möglichkeiten einer europäischen Regierung und einer bloß externen Einheitswährung werden eine Rolle spielen.

Diese Zusammenkünfte bieten aber auch die Gelegenheit, Alternativen im Sinne eines gemeinsamen Geldes zu formulieren, welches mit den nationalen Währungen verknüpft ist. Solche Alternativen sind notwendig zur Förderung von Aktionen gegen die Herrschaft der Finanzmärkte, für mehr Beschäftigung und die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, für gemeinsame Entwicklungsanstrengungen in Europa im Interesse einer Zusammenarbeit mit unseren Nachbarn und im Weltmaßstab.

*Übersetzung: Jörg Goldberg*

*Bruno Carchedi*

## Die italienische Linke und die EU-Integration

Die Situation in Italien weist heute im Vergleich zu der der wichtigsten europäischen Länder sowohl in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht als auch auf institutioneller Ebene, d.h. im Hinblick auf die Verfassungsorgane und politischen Institutionen, zahlreiche - im allgemeinen negative - Besonderheiten auf, die sich vor allem seit Ende der 80er Jahre abzeichnen.

### Der Wandel der politischen Szene

In erster Linie ist dabei das Verschwinden der wichtigsten Parteien, die das politische Leben Italiens und seine Institutionen mehr als vierzig Jahre lang bestimmt hatten, und das Entstehen neuer politischer Gruppierungen zu nennen. Mit dem Zusammenbruch der UdSSR und infolge eines jahrzehntelangen Prozesses politischer Angleichung verschwand die KPI und verwandelte sich in die Demokratische Partei der Linken (PDS). Dieser Namenswechsel signalisierte in aller Form und endgültig die Ahkehr der Führungsgruppe dieser Partei von ihrem früheren Bekenntnis hin zu einer sozialdemokratischen und reformistischen Ideologie und ihre überzeugte und rückhaltlose Übernahme der liberalistischen Ideologie. Die linke Minderheit innerhalb der KPI weigerte sich, diesen Umschwung mitzuvollziehen, und gründete nach dem Zusammenschluß mit Democrazia Proletaria und mit anderen kleineren Gruppierungen der alternativen Linken die Partei der Kommunistischen Neugründung (Rifondazione Comunista), die, nicht in konservativer, sondern in innovativer Weise, an den Werten und der Ideologie der fortschrittlichsten Erfahrungen der kommunistischen und der Arbeiterbewegung anknüpft. Auch die PSI, die Italienische Sozialistische Partei, verschwand von der Bildfläche, hinweggefegt von Skandalen und von der Anklage, die gegen ihren Parteisekretär Craxi und alle wichtigen Parteiführer erhoben worden war, die dann wegen Korruption verurteilt wurden. Auch die Democrazia Christiana löste sich auf, ebenfalls tief in Korruptionsaffären und in die enge Verflechtung von Politik und Geschäftemacherei verstrickt.

Anders als im Fall der KPI fiel das Ende der DC auch mit ihrem Zerfall zusammen. Aus der Asche der früheren Partei erstanden in der Tat drei kleinere Parteien, nämlich CCD und CDU, die gegenwärtig dem rechten Lager (dem sogenannten "Freiheitspol") angehören, und die PPI, die sich dem Mitte-Links-Bündnis (der "Olivenbaum"-Koalition) angeschlossen hat, während der Großteil der sozialen Basis der früheren christdemokratischen Partei den neugegründeten Rechtsparteien - Porza Italia, Alleanza

Nazionale und Lega Nord - zur ihren Wahlerfolgen verholfen hat. Auch die in der Nachkriegszeit gegründete neofaschistische Partei MSI (Italienische Soziale Bewegung) verwandelte sich in eine neue rechte Partei, Alleanza Nazionale, die man annäherungsweise als "postfaschistisch" bezeichnen kann, da ihr ausdrückliches Bekenntnis zu den Grundlagen der parlamentarischen Demokratie bis heute nicht mit der geringsten Selbstkritik in bezug auf ihre offen faschistische Vergangenheit einhergeht. Eine Minderheit der alten MSI, die sich gegen die Änderung des Namens und der politischen Linie gewendet hatte, gründete die gegenwärtige MSI, eine kleine politische Gruppierung, die praktisch ohne Einfluß ist. Gleichzeitig formierten sich die neuen Rechtsparteien: Alleanza Nazionale, Forza Italia - das Polit-Unternehmen Berlusconi, eines Unternehmers, der Craxi politisch nahesteht und von diesem in den 80er Jahren gefördert, begünstigt und protegiert wurde - und schließlich die Lega Nord, die von Anfang an Rassismus und den Haß gegen Süditalien auf ihre Fahnen geschrieben hat und seit kurzem für die Sezession Norditaliens vom übrigen Italien eintritt.

### Der Wandel des politischen Systems

Dieser stürmische Transformations- und Evolutionsprozeß der Parteienlandschaft ging Hand in Hand mit einer gleichzeitigen Veränderung und Evolution auf dem Gebiet der politischen Institutionen. Das bis dahin geltende Verhältniswahlrecht wurde per Volksentscheid, der auch von der PDS unterstützt worden war, durch ein neues Wahlrecht abgelöst, in dem überwiegend Elemente des Mehrheitswahlrechts enthalten sind. Das Ziel war, die Parteienrepräsentanz zu "vereinfachen", d.h. eine Begrenzung der Zahl der im Parlament vertretenen Parteien zu erzwingen, und ein Zwei-Parteien-System (bipolarismo) herbeizuführen. Darüber hinaus arbeitet das Parlament gegenwärtig an einer negativ zu bewertenden Verfassungsänderung, deren Ziel es ist, ein Präsidialsystem einzuführen, das mittels einer direkten Beziehung zwischen dem gewählten "Führer" und dem "Volk" und einer möglichst weitgehenden Einengung der Rolle des Parlaments und der Parteien eine bessere "Regierbarkeit" gewährleisten soll - selbstverständlich auf Kosten der repräsentativen Demokratie. Es handelt sich dabei nicht um eine förmliche Absage an die parlamentarische Demokratie, sondern vielmehr um ihre Umwandlung in eine plebiszitäre Demokratie, in der die Rolle der demokratischen Beteiligung, die von den Massenorganisationen - Gewerkschaften, Parteien, Organisationen der Zivilgesellschaft, usw. - wahrgenommen wird, abgelöst und überlagert ist von der direkten Verbindung zwischen der charismatischen Figur des gewählten Führers und den Wählern, die sich darauf beschränken, in regelmäßigen Abständen ihren Konsens auszudrücken. Einen Konsens, der gerade infolge der Schwächung der Organismen demokratischer Mitgestaltung in Politik und Gesellschaft in noch stärkerem Maße als heute von den Medien manipuliert werden könnte.

Während das Interesse der Rechten am Zustandekommen derartiger Veränderungen nur allzu verständlich ist, bleibt es ein Rätsel, warum die PDS und die anderen Mitte-Links-Parteien diese Bestrebungen gutheißen, die auf den Abbau der Demokratie und der Teilnahme der Bürger und Werktätigen am öffentlichen Leben zielen. Denn wenn diese Tendenz weiter an Boden gewinnen sollte, würden ihr am Ende doch höchstwahrscheinlich auch die PDS und die Parteien der linken Mitte zum Opfer fallen.

### Theoretisches Scheitern und Konsensfähigkeit des Neoliberalismus

Es ist bitter, feststellen zu müssen, daß Italien auch heute noch einen "Sonderfall" darstellt, wenn auch in einem anderen Sinn als früher. Während Italien sich nämlich in den 70er Jahren in Europa als das Land hervortat, in dem der Klassenkampf am heftigsten und die antikapitalistische Linke am stärksten war, ist Italien heute das Land, das den deutlichsten Rechtsdruck erlebt und in dem die Mobilisierung der Massen einen absoluten Tiefstand erreicht hat, ja niedriger ist als in den meisten anderen Ländern.

Wir stehen heute vor der theoretischen Krise des Neoliberalismus. Diese pseudowissenschaftliche Wirtschaftstheorie, die aus der Mottenkiste der reaktionären ökonomischen Propagandaschriften von Hayek und Konsorten stammt, ist in den letzten zwanzig Jahren in allen westlichen Ländern zum politischen und gesellschaftspolitischen Regierungsprogramm erhoben worden, mit dem erklärten Ziel - wie es hieß -, den Wirtschaftsaufschwung und das Wirtschaftswachstum zu fördern. Aber weit davon entfernt, diese Ziele zu erreichen, ist es - abgesehen von konjunkturellen Schwankungen - überall dort, wo die neoliberalistischen Rezepte angewendet wurden, zu einer deutlichen Verschlechterung des Wirtschaftswachstums gekommen. Der Neoliberalismus ist also nicht nur vom sozialen Standpunkt aus gescheitert, da er die Erhöhung der Arbeitslosigkeit begünstigt und eine Zunahme der sozialen Unterschiede und der Marginalisierung herbeigeführt hat, sondern er hat auch vom Standpunkt des Kapitals aus versagt, da er überall die Tendenz zur Stagnation und zur Verlangsamung der Akkumulationsraten gefördert hat, selbst in Ländern wie den USA und Großbritannien, wo man die Tatsachen durch statistische Tricks zu kaschieren sucht.

Angesichts des theoretischen, wirtschaftlichen und sozialen Scheiterns des Neoliberalismus ist es in den letzten Jahren in Europa - in Frankreich, Deutschland, Belgien, Griechenland usw. - wiederholt zu eindrucksvollen sozialen Kämpfen der Massen gegen den Angriff auf die Arbeitsplätze und den Sozialstaat gekommen, und diese Kämpfe waren häufig von einem politischen Bewußtsein getragen, das - wenigstens zum Teil - über rein gewerkschaftliche Forderungen hinausging. Davon kann in Italien nicht die



Rede sein. Es ist nicht leicht zu verstehen, warum Italien auch heute wieder einen Sonderfall darstellt. Zur Erklärung genügt es nämlich nicht, die Verantwortung einzig darauf zurückzuführen, daß Italien von einer Koalition der linken Mitte regiert wird, die von außen von Rifondazione Comunista unterstützt wird, welche ihrerseits mit den Gewerkschaften "dialogisiert" und die wirtschaftspolitischen Entscheidungen zu entschärfen sucht, daß also eine Situation entstanden ist, in der die Vermittlung zwischen den politischen und gesellschaftlichen Kräften an die Stelle des sozialen Konfliktes getreten ist.

In Italien - ebenso wie in anderen europäischen Ländern - wurde der Sieg des Neoliberalismus auf gesellschaftlicher, ideologischer und kultureller Ebene erst möglich aufgrund der bedeutenden strukturellen und gesellschaftlichen Veränderungen des Kapitalismus, auf die die verschiedenen Kräfte der Linken, reformistisch oder radikal, auf politischer oder gewerkschaftlicher Ebene, keine angemessene Gegenstrategie entwickeln konnten oder wollten. Aber mehr als anderswo in Europa fand und findet diese theoretische und ökonomische Krise des Neoliberalismus in Italien keine Entsprechung in einer vergleichbaren Krise der Werte und des Konsenses. Der Neoliberalismus ist nämlich nach wie vor sehr stark und mit seinen unsozialen und individualistischen Denkmustern nicht nur im Bewußtsein des Volkes, sondern auch in breiten Teilen der gemäßigten politischen und sozialen Linken fest verwurzelt. Zudem hat die dramatische Krise, die die politischen Organisationen der historischen wie auch der neuen italienischen Linken in den 80er Jahren durchmachten, einen gewaltigen Rückstand an theoretischer Ausarbeitung und infolgedessen an der Fähigkeit, mit den heutigen gesellschaftlichen Widersprüchen umzugehen, hinterlassen.

Das hat dazu geführt, daß die verschiedenen Kräfte der Linken und ihre soziale Basis heute wie ein Boxer im Ring dastehen, der sich nach einem Hagel von gegnerischen Schlägen zwar noch auf den Beinen halten kann, aber keine klaren Reflexe mehr hat und zu keinem ordentlichen Gegenschlag mehr fähig ist.

### Modernität des Kapitals: Mafia und Korruption

Die Folgen der neoliberalen Politik äußern sich nicht nur in dem Angriff auf die Beschäftigung, in immer unsicherer werdenden Arbeitsverhältnissen, im Abbau der Leistungen des Sozialstaates (Gesundheitswesen, Renten, Bildung und Ausbildung usw.), sondern auch in dem bereits in die Wege geleiteten Angriff auf die Verfassung, auf den schon hingewiesen wurde, und darüber hinaus in dem gravierenden, immer noch ungelösten Problem der Mafia und der Korruption. Dazu kommt als neues Problem das der Sezession. Sowohl das Problem von Mafia und Korruption als auch das der Sezession deuten keineswegs auf einen Entwicklungsrückstand des italienischen Kapitalismus hin, sondern sind vielmehr Ausdruck der

Modernität dieser Entwicklung. Aber während das Problem Mafia und Korruption für die demokratischen Kräfte eine historische Herausforderung in neuen Formen darstellt, ist das Problem Sezession auf der politischen Szene Italiens ein absolutes Novum. Sich diesen Herausforderungen zu stellen, ist in erster Linie Aufgabe der Arbeiterbewegung.

Vor allem für die Lohnabhängigen und für die Kräfte der alternativen Linken kommt es darauf an, den Einfluß der mit der Mafia verstrickten Teile der italienischen Bourgeoisie zurückzudrängen, denn die Verbindungen zur Mafia und die Infiltration zahlreicher staatlicher Bereiche (Justiz, Polizei, Parlament, Regierungsparteien usw.) durch die organisierte Kriminalität waren seit jeher ein Instrument der sozialen Kontrolle und des Kampfes gegen die Arbeitnehmer, vor allem in Süditalien. Wichtig war es und ist es, das Phänomen unter Kontrolle zu halten, und zwar sowohl auf dem Wege des gerichtlichen Vergleichs als auch durch gezielte Strafverfolgung. In den letzten Jahren ist der Kampf gegen die Mafia dank der Initiative bestimmter Bereiche der Justiz und auch unter dem Eindruck einiger aufsehenerregender Attentate auf hochrangige Repräsentanten des Staates verstärkt worden und hat auch einige eindeutige Erfolge erzielt. Ähnliches läßt sich auch für die illegale Verflechtung von Politik und Geschäftemacherei sagen, d.h. für die Korruption in großem Stil dank der Kungelei zwischen bestimmten Parteien (DC und PSI gestern, Forza Italia heute) und einigen Bereichen des italienischen Kapitalismus und des Staates.

Früher wären diese Bereiche der Justiz rasch unschädlich gemacht worden, im Guten oder im Bösen. Heute begehen die Dinge anders, zumindest vorläufig. Das Vorgehen gegen Korruption und Mafia in den letzten Jahren kam nämlich zweifellos dem Ziel der Ablösung einer politischen Schicht von Christdemokraten und Sozialisten entgegen, die man nicht länger für fähig hielt, die Interessen des Kapitals politisch zu vertreten und die schwierige Phase des Übergangs zu einem politischen System und neuen Institutionen, der sogen. "Zweiten Republik", zu bewältigen. Und auch die nicht enden wollenden Schwierigkeiten, die Berlusconi und seine engsten Mitarbeiter mit der Justiz haben, stehen wahrscheinlich in engem Zusammenhang damit, daß diese politische Kraft, ebenso wie andere Parteien der rechten Mitte, aufgrund ihrer plump anti-gewerkschaftlichen Haltung, ihrer politischen Unbedarftheit und der Unerfahrenheit ihres Führungspersonals im Umgang mit Politik und Gewerkschaften gewiß nicht ideal ist, um eine komplexe kapitalistische Gesellschaft wie die italienische, die sich in einer Übergangsphase befindet, zu führen. Die italienische Unternehmerschaft sieht sich daher gezwungen, die "Olivenbaum"-Koalition als das kleinere Übel nicht allzusehr zu behindern, zumal die Wirtschafts- und Europapolitik der Mitte-Links-Koalition in ihrem Kern den Interessen des Großkapitals in jeder Hinsicht entgegenkommt.

Ein unbeteiligter Beobachter könnte nun annehmen, daß es im Interesse der Rechten liegt, jene Bereiche der Justiz unter Beschuß zu nehmen, die



im Kampf gegen die Großkriminalität und die Korruption großen Stils besonders aktiv sind, und daß umgekehrt die Linke, alle Kräfte der Linken, daran interessiert sein sollten, diesen Bereichen der Justiz Rückendeckung zu gehen. Dem ist nicht so. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, so waren wichtige Teile der Mitte-Links-Koalition und vor allem die PDS immer äußerst halbherzig und zurückhaltend, wenn es darum ging, das Vorgehen der Staatsanwaltschaft von Palermo gegen die Mafia und den Kampf der Mailänder Staatsanwaltschaft (des sogenannten Pools der "Saubereren Hände") gegen die Korruption zu unterstützen. Nicht selten beteiligen sie sich sogar an den politischen Kampagnen der Rechten gegen diese Staatsanwälte. Und der Grund dafür liegt klar auf der Hand. Eindeutig für diese Teile der Staatsanwaltschaft Partei zu ergreifen und sie vor den blindwütigen Attacken der Rechtsparteien in Schutz zu nehmen, hieße, in einen offenen Konflikt zu Forza Italia, der wichtigsten Partei des rechten Pols, zu geraten und das prekäre Gleichgewicht aufs Spiel zu setzen, das so mühsam in dem Parlamentsausschuß (der sogenannten Bicamerale) zustande gekommen war, der die geplanten Verfassungsänderungen hin zum Präsidialsystem ausarbeiten und dem Parlament vorlegen soll. Und das ist das Letzte, was die gegenwärtige Führungsspitze der PDS will.

Und doch ist die Mafia in Italien heute zweifellos gefährlicher als früher. Die engen Bande zwischen Mafia und Democrazia Cristiana, die fast fünfzig Jahre lang die politische Szene Italiens prägten, sind in der Tat abgelöst worden von der Verbindung zwischen der Mafia und Forza Italia und Fininvest (dem Konzern Berlusconi). Aber während die DC eine Partei der Mitte war, zu deren realistischen Zielen nicht die antidemokratische Umwälzung der Verfassung gehörte, ist das vorrangige Ziel von Forza Italia und den anderen Parteien des rechten Pols der Übergang zu einem marktradikalen Präsidialsystem, der sogenannten Zweiten Republik. Wir haben es also heute mit einer Verflechtung von kriminellen Interessen und subversiven institutionellen Zielen (im Sinne eines Umsturzes der Verfassungsorgane) zu tun, die in der italienischen Geschichte beispiellos ist.

### Modernität des Kapitals: der reaktionäre Separatismus

So wie die Mafia und die Korruption in Italien stärker ausgeprägt sind als in den anderen EU-Ländern, so ist auch der Plan der Sezession, der von einer erklärtermaßen rechten und reaktionären Kraft vorangetrieben wird, ein Phänomen, das in Italien schärfere Formen annimmt als in den übrigen Ländern der EU. In Italien ist es die Partei von Bossi, die Lega Nord, die das Ziel der Sezession verfolgt. Und auch in diesem Fall liegt es vor allem im Interesse der Arbeitnehmer und der alternativen Linken, diesem politischen Plan entgegenzutreten. Nicht nur weil die Lega Nord in ihrem wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Programm einen weit radikaleren Markt fetischismus vertritt als der "Freiheitspol", und nicht nur, weil das

Programm der Lega Nord eine rassistische und gegen Süditalien gerichtete Politik enthält, sondern auch, weil der Plan einer Abtrennung Norditaliens vom übrigen Land bedeutet, die arbeitende Bevölkerung des Nordens von jener des übrigen Italien zu spalten. So ist es nur logisch, daß die Lega Nord und ihre vorläufig erst in Ansätzen vorhandene Gewerkschaft sich gegen Manteltarifverträge wenden und für höhere Löhne eintreten, allerdings nur für die Arbeitnehmer Norditaliens.

Um erfolgreich zu sein und die tatkräftige Unterstützung der Werktätigen zu finden, muß der Kampf gegen die Sezessionsbestrebungen sich allerdings der patriotischen und nationalistischen Rhetorik entledigen, die den rechten Pol, die Regierung und den derzeitigen Staatspräsidenten Scalfaro kennzeichnet. Es muß klar herausgearbeitet werden, daß es sich um einen Kampf gegen eine reaktionäre Partei handelt, die an die Stelle der Identität als Klasse und Solidarität der Arbeitnehmer, die die historischen Grundlagen der Arbeiterbewegung bilden, eine neue regressive territoriale und ethnische (oder, besser gesagt, pseudoethnische) Identität und eine angehliche Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Lohnabhängigen und Unternehmern Norditaliens im Gegensatz zu Süditalien und der Regierung in Rom setzen und auf diesem Wege die Arbeiterbewegung spalten will.

Unser unbeteiligter Beobachter könnte annehmen, daß es vor allem im Interesse der Linken, und zwar aller Kräfte der Linken, liegen müßte, den sezessionistischen Kräften mit aller Entschlossenheit entgegenzutreten und auf die Worte und die politische Propaganda Taten folgen zu lassen. Aber auch hier liegt er wieder falsch. So unglaublich es erscheinen mag, es gibt nicht wenige Kommunen, in denen Vertreter der Lega Nord auch heute noch gemeinsam nicht nur mit den Parteien des rechten Pols, sondern auch mit denen der "Olivenbaum"-Koalition auf der Regierungsbank sitzen. Die Angst, ein paar Stadtratsposten zu verlieren, ist offensichtlich stärker als die "patriotischen Ideale" der einen und das Anliegen der Einheit der Lohnabhängigen für die anderen.

Erst in letzter Zeit scheinen endlich die Bedingungen für einen politischen und gewerkschaftlichen Widerstand heranzureifen. Mitte September veranstalteten Rifondazione Comunista, Umweltschutzorganisationen, Autonome und Jugendzentren in Venedig eine eindrucksvolle Demonstration gegen die Lega Nord (der die PDS unentschuldig fernblieb). Ende September fanden dann in Mailand und Venedig große Massenkundgebungen gegen die Sezessionsbestrebungen statt, die von den drei großen Gewerkschaftszentralen CGIL, CISL und UIL organisiert worden waren und denen Hunderte von Versammlungen am Arbeitsplatz vorausgegangen waren, wo das Problem der Sezession endlich als tödliche Gefahr für die Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung dargestellt wurde. Um die Bedeutung dieses Ereignisses zu erfassen, muß man sich vor Augen halten, daß die Gewerkschaft bis dahin niemals ausdrücklich gegen die Lega Nord



Stellung bezogen hatte, mit dem - für einen Außenstehenden paradoxen - Ergebnis, daß es in Norditalien nicht wenige Gewerkschaftsmitglieder (auch der CGIL) gab, die gleichzeitig aktive Mitglieder oder Wähler der Lega waren. Erst als die Lega die Ansicht äußerte, eine landesweite Kampagne gegen die drei großen Gewerkschaftszentralen zu starten, die als wichtigste Elemente des nationalen Zusammenhalts erkannt wurden, sahen sich die Gewerkschaftsführer veranlaßt, die Initiative zu ergreifen, alle opportunistischen Positionen aufzugeben und ihre Mitglieder zum Kampf gegen die Lega und das von ihr verbreitete Gedankengut aufzurufen, auch auf die Gefahr hin, daß manche Arbeiter der norditalienischen Fabriken ihre Mitgliedschaft im Gewerkschaftsbund aufkündigen.

### Auf dem Weg zu einem neuen Internationalismus?

Vor diesem Hintergrund vielschichtiger innenpolitischer Probleme darf es nicht verwundern, daß die politische Aufmerksamkeit und die Europa-Debatte in Italien bisher nicht so lebhaft waren wie anderswo. Was Italien mit den anderen europäischen Ländern gemein hat, ist das Mißtrauen, mit dem die Öffentlichkeit - auch die linke - den Themen des europäischen Integrationsprozesses nach wie vor begegnet, nicht nur, weil die "Europa-Frage" traditionsgemäß ein Thema der Rechten ist und von einer Aura unerträglicher Europa-Rhetorik umgeben war, sondern auch, weil Europa immer dann als Argument herhalten mußte, wenn es galt, eine restriktive Wirtschafts- und Sozialpolitik auf Kosten der Lohnabhängigen durchzusetzen. Hinzu kommt im Falle Italiens, daß die Kräfte der Linken zum Europagedanken nie eine eigenständige Position vertreten haben. Die gemäßigte Linke, die heute Regierungspartei ist, hat sich immer unkritisch zu den ökonomischen und institutionellen Zielen der EU bekannt und hat den Gründungsverträgen der Gemeinschaft und in jüngerer Zeit dem Inhalt des Maastricht-Vertrages und den darauffolgenden Vereinbarungen rückhaltlos zugestimmt.

Die alternative Linke dagegen hat sich insofern als subaltern erwiesen, als sie die Frage schlichtweg ignoriert, ihre konkrete Politik und Gewerkschaftsarbeit fast ausschließlich im nationalen Rahmen betrieben und ihren Internationalismus im wesentlichen auf das solidarische Engagement zugunsten der nationalen Befreiungsbewegungen in den Ländern der Dritten Welt beschränkt hat. Dabei ist ihr entgangen, daß der Aufbau Europas in den antisozialen und antidemokratischen Formen, in denen er sich seit den Römischen Verträgen vollzieht, für einen neuartigen Internationalismus, der sich auf die Solidarität, aber auch auf die Wahrung der materiellen Interessen der europäischen Arbeitnehmer gründet, einen besonders günstigen Nährboden abgeben könnte. Einen Internationalismus, der dazu bestimmt wäre, nicht nur für eine politisierte Avantgarde, sondern für die Massen zum Klassenbewußtsein zu werden.

Erst in jüngster Zeit wird sich die alternative Linke in Italien bewußt, daß es ein "Problem Europa" gibt und daß eine aktiv mitgestaltete Wiederhebelung des gesellschaftlichen und politischen Antagonismus in Italien auch bedeutet, in Westeuropa in derselben Richtung aktiv zu werden - und umgekehrt. Es setzt sich also endlich das Bewußtsein durch, daß die Europäische Union, die sich in zunehmendem Maße zu einem Gebilde von Staaten entwickelt, das in bezug auf die Märkte und die großen Marktdimensionen des kapitalistischen Großunternehmens wirklich integriert und mit wirklichen Regierungsorganen ausgestattet ist, auch ein Gebilde von Staaten ist, deren politische und kulturelle Entwicklungen immer stärker ineinandergreifen und sich immer weiter annähern.

Aber es setzt sich gleichzeitig die Erkenntnis durch, daß die Europäische Union auch die Antwort des europäischen Großkapitals - und seiner sowohl marktradikalen als auch sozialdemokratischen Repräsentanten - auf die Herausforderungen ist, die die kapitalistische Globalisierung für Westeuropa darstellt. Und daß es folglich notwendig ist, sich nicht darauf zu beschränken, die Massen zum Kampf gegen Maastricht und seine sozialen Folgen aufzurufen, sondern daß es darauf ankommt, die Leitlinien einer alternativen europäischen Architektur zu umreißen, die auf der Seite der arbeitenden Menschen steht. Denn das ist die notwendige Voraussetzung, um angemessene Orte und Instrumente der Politik zu entwickeln, die von ihren Dimensionen her geeignet sind, es mit dem im europäischen Rahmen agierenden Großkapital und der globalisierten Großfinanz aufzunehmen, die notwendige Orte und Instrumente demokratischen Lebens und demokratischer Beteiligung auf supranationaler Ebene sind, Orte und Instrumente für eine linke Regierung, die stark genug sind, entsprechend den Erwartungen der Lohnabhängigen und der Mehrheit der Gesellschaft in die Wirtschaft einzugreifen.

*Übersetzung: Christel DalBosco*

Jörg Cezanne

## Alles neu macht der Mai?

New Labour, new unionism, new Britain

"Mit New Labour's derzeitiger Politik werden die Armen ärmer und zahlreicher und die Reichen reicher und mächtiger werden. ArbeiterInnen und Gewerkschaften werden noch mehr an Einfluß verlieren, während die Unternehmer überbandnehmen. So sicher wie die Nacht auf den Tag folgt, wird steigende Arbeitslosigkeit boben Zinsraten und reduzierten öffentlichen Ausgaben folgen. Es liegt an der Gewerkschaftsbewegung, besser früher als später eine Regierung zu stoppen, die nur dem Namen nach Labour ist."

Mit dieser Einschätzung wartete im September des Jahres das Labour Left Briefing, die Monatszeitschrift der linken Opposition innerhalb der Labour-Party, auf. Die Labour-Linke steht dabei in scharfem Gegensatz zu dem öffentlichen Ansehen der populärsten Regierung seit Clement Attlees Labour-Nachkriegsregierung. Die Labour-Partei hatte am 1. Mai nicht nur einen erdrutschartigen Wahlsieg gelandet und die Konservative Partei zu einer zweitklassigen politischen Kraft degradiert. In Schottland und Wales verfügen die Konservativen über keinen einzigen Parlamentssitz mehr. In der Wahlnacht verloren gleich acht Minister ihre Parlamentssitze, prominentestes Opfer war der als Nachfolger von Partei- und Regierungschef John Major hochgehandelte rechte Verteidigungsminister Michael Portillo.

In geradezu atemberaubender Entschlossenheit ging die neue Regierung seit Mai daran, ihre Wahlversprechungen zu erfüllen. Mit einer Steuer auf die Gewinne der unter den Konservativen privatisierten Versorgungsunternehmen soll ein Arbeitsbeschaffungsprogramm unter dem Titel "Von Sozialhilfe zur Arbeit" finanziert werden. 250.000 jungen Arbeitslosen unter 25 Jahren sowie 300.000 Langzeitarbeitslosen soll dies den Weg in die Erwerbsarbeit erleichtern. Die Klassenstärken in den Grundschulen sollen gesenkt werden, Mittel dafür werden durch die Streichung von Zuschüssen an Privatschulen freigemacht. Das desolate Gesundheitssystem soll durch die Abschaffung des unter den Konservativen eingeführten "internen Marktes" entbürokratisiert und dadurch eingesparte Mittel für die Verkürzung der teilweise exorbitant langen Wartelisten eingesetzt werden. Mit Volksabstimmungen in Schottland, Wales und London sollen dezentrale politische Einheiten geschaffen werden. Einnahmen aus der Ende 1994 eingeführten Lotterie sollen neben Kunst, Sport und Denkmalerhaltung auch für besondere Bildungs- und Gesundheitsmaßnahmen verwendet werden können. Die Regierung macht sich für ein internationales Abkommen zur Ächtung von Landminen stark und gibt den Blockade-Kurs in den Gremien der Europäischen Union auf. Dabei kommen ihr die

ökonomischen Rahmenbedingungen zugute. Im September sank die Zahl der arbeitslos Gemeldeten im 19. Monat hintereinander und erreichte einen seit 17 Jahren nicht erreichten Stand unterhalb von 1,5 Millionen. Nach dem Börsengang der größten ehemaligen Wohnungsbaugenossenschaften haben viele Briten in diesem Jahr zusätzliche Einkünfte aus dem Verkauf von Aktien in durchschnittlicher Höhe von 5.000 Pfund erzielt. Dementsprechend hoch sind die Verkaufszahlen im Einzelhandel und in der Automobilbranche.

## Heraufziehende Konflikte

Dennoch deutet alles darauf hin, daß die "Flitterwochen" der Regierung (seit Mai hat sich der Vorsprung Labours vor den Konservativen bei Meinungsumfragen noch vergrößert) nicht von Dauer sein werden. Das größte Problem von "New Labour", wie die Blair'sche Umgründung der Labour-Partei sich selbst bezeichnet, ist dabei die dramatische Lücke zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen an die neue Regierung und dem, was New Labour politisch zu liefern bereit ist. Dieser Abstand war bereits in der Wahlnacht deutlich geworden, ohne allerdings größere öffentliche Aufmerksamkeit zu erlangen. In einer am Wahltag durchgeführten Umfrage sprach sich eine deutliche Mehrheit der WählerInnen für Einkommenssteuernerhöhungen zur Finanzierung von Verbesserungen im Gesundheits-, Schul- und Sozialwesen aus. Dies widersprach zentral dem gehetsmühlenartig wiederholten Bekenntnis von New Labour und anderen Teilen der politischen Klasse, daß Steuererhöhungen von den WählerInnen nicht gewollt seien. Es entlarvt die zentrale Säule der gegenwärtigen Finanzpolitik der Regierung eher als Politikverweigerung denn als Umsetzung des Wählerwillens.

Künftige Konfliktlinien zeichnen sich besonders im sozialen Bereich ab, wo New Labour eine vollständige Umstrukturierung des Wohlfahrtsstaates angekündigt hat. "Das Undenkbare denken" ist die Aufgabe an den zuständigen Staatssekretär Frank Field, woraufhin denn auch Vorschläge wie die Privatisierung der staatlichen Rente oder Gehühren für die Konsultation eines Arztes als mögliche Maßnahmen in Regierungspapieren auftauchen. Die Bekämpfung der Armut soll nach Regierungsvorstellungen im wesentlichen ohne zusätzliche finanzielle Mittel erfolgen. Das Ausmaß des Problems, vor dem die neugebildete ministerielle Sonderarbeitsgruppe steht, ist immens: 5 Millionen leben in Haushalten ohne Einkommen aus Arbeit; 3 Millionen Menschen hausen in 1.300 heruntergekommenen öffentlichen Wohnquartieren mit verrottenden Wohnungen, z.T. flächendeckender Arbeitslosigkeit und allen Erscheinungen sozialer Verelendung; 150.000 Familien sind ohne festen Wohnsitz, und rund 100.000 Kinder in England und Wales allein besuchen keinen Schulunterricht, weil sie als "disruptive pupils" (den Unterricht störende, aggressive SchülerInnen) der Schule ver-



wiesen wurden. 1,7 Millionen Alleinerziehende - die höchste Zahl in Europa - sind zu 70 Prozent von staatlichen Transferleistungen abhängig.

Der politische Umgang mit den Alleinerziehenden (vor allem junge Frauen ohne Berufsausbildung) macht die soziale Philosophie von New Labour deutlich. So soll die noch von den Konservativen vorgesehene Kürzung von Sonderzuschüssen an Alleinerziehende (von der damaligen Labour-Opposition heftig bekämpft) durchgeführt werden. Gleichzeitig sollen Alleinerziehende unter dem Schlagwort "empowerment" (Befähigung) zu "einem Gespräch im Job-Centre geladen" werden, wie es euphemistisch heißt, um ihnen bei der Suche nach Arbeit behilflich zu sein. Das entscheidende Problem der Betreuung von Kleinkindern wird allerdings nur unzureichend in Angriff genommen. Elegant übergangen wird, daß die meisten Jobs, die für ungelernete Berufsanfängerinnen zugänglich sind, so schlecht bezahlt werden, daß sie unter dem Sozialhilfesatz liegen. Dem ganzen Ansatz unterliegt eine Sicht der sozialen Probleme, die von Begriffen wie "Kultur der Abhängigkeit", "Mißbrauch von Sozialleistungen", "Ende des Wohlfahrtsstaates" und der "underclass"-Debatte (vgl. Herkommer 1996) geprägt ist. Nun ist nicht zu bestreiten, daß das Sozialsystem Fallen enthält, aus denen schwer herauskommt, wer einmal in sie hineingeraten ist, daß es zur Bevormundung neigt und eher Ruhigstellung und Hoffnungslosigkeit statt Befähigung und Ermutigung bewirkt. Im Ansatz von New Labour aber werden der globale Verdrängungswettbewerb zur sakrosankten Rahmenbedingung und die Bedürftigen zum eigentlichen Problem gemacht - als jene, die den arbeitenden Mittelschichten auf der Tasche liegen. Der Sozialstaat wird zum unzeitgemäßen Überbleibsel "alter" Politikansätze.

Nicht unähnlich diesem Vorgehen und noch konfliktträchtiger sind die Pläne des Bildungsministeriums für die Einführung von Studiengebühren. Eine jährliche Gebühr von 1.000 Pfund (rund 2.800 DM) für Vollzeit-StudentInnen soll die Mittel für die im Rahmen der Blair'schen Bildungsoffensive als notwendig erachteten 500.000 zusätzlichen Studienplätze bringen. Die Gebühren werden als Kredit gewährt und sind nach dem Studium einkommensabhängig über einen Zeitraum von maximal 23 Jahren zurückzuzahlen. Die Aufgabe des freien Zugangs zu Bildung wird noch durch die Umwandlung bisher gewährter Stundenzuschüsse für StudentInnen aus einkommensschwachen Familien in ihrer sozialen Brutalität verstärkt. Diesen bleibt zwar die Stundengebühr erspart, dafür wird aber die bislang gewährte Ausbildungsförderung für StudentInnen aus Haushalten mit weniger als 16.000 Pfund Jahreseinkommen auf Kreditfinanzierung umgestellt. Die "ärmsten" StudentInnen werden so die Hochschule mit bis zu 40.000 DM Schulden verlassen.

Die Grundlinien der New Labour-Politik im sozialen Bereich lassen sich an zwei Punkten deutlich machen: Einerseits ist es die Versicherung, in den ersten beiden Jahren der neuen Regierung die noch von den Konservativen erstellte Finanzplanung einzuhalten und keine Einkommens-

steuererhöhung durchzuführen. Dies war nicht nur eine Wahlkampf-Konzession an "Mittel-England", wie die bereits zitierten Umfragen zu Steuererhöhungen belegen. Es ist auch eine willkürliche Strategie, die der neoliberalen Doktrin folgt, daß Staatsausgaben per se ökonomisch schädlich sind und der Sozialstaat an seinem Ende angekommen ist. Nicht die Feststellung, daß Armut nicht zu bekämpfen ist, indem mensch "Geld hinterber wirft", wie Peter Mandelson, Minister ohne Aufgabenbereich und Leiter der Sonderarbeitsgruppe zur Armutsbekämpfung linken Kritikern entgegenhielt, sondern die absurde Vorstellung, daß dies ohne jegliche Umverteilung geschehen könne, macht den zweiten Kernpunkt aus. Dieses Konzept bezeichnen die rechten Vordenker der Fabian-Society gelegentlich als "Niedrigkosten-Sozialismus". Dabei ist selbst nach herkömmlichen ökonomischen Kriterien Spielraum vorhanden: Mit einem Einkommenssteuer-Spitzensatz von nur 40 Prozent liegt Großbritannien in Europa am unteren Ende und selbst im globalen Vergleich mit den Tiger-Staaten und Schwellenländern in guter "Wettbewerbsposition". Aber: Umverteilung ist nicht gewollt.

### Labour und die Gewerkschaften

Eine der zentralen Fragen der künftigen Entwicklung Großbritanniens dürfte die nach dem Verhältnis von Labour und den Gewerkschaften sein. Mit der Unterzeichnung der Europäischen Sozialcharta und der Rücknahme des Betätigungsverbots für die Gewerkschaften im Datenverarbeitungszentrum der Regierung GCHQ hat Blair symbolische Schritte zur Rehabilitation der trade unions getan. Aber die Fakten sind eindeutig: kein einziges der Anti-Gewerkschaftsgesetze der Thatcher-Zeit soll zurückgenommen werden. Ausdrücklich bekennt sich New Labour zu einem "flexiblen Arbeitsmarkt". Zwei Projekte der Regierung werden die kommenden Monate bestimmen: die Einführung eines Mindestlohns und die Neuregelung der betrieblichen Anerkennung von Gewerkschaften. Der TUC fordert einen Stundenlohn von 4,42 Pfund (rund 12,- DM) als Minimum. Die Bedeutung könnte nicht größer sein: nach Unterlagen des National Statistics Office verdienen 4,5 Millionen, ein knappes Fünftel der Beschäftigten, weniger als diesen Satz. Eine unabhängige Kommission soll der Regierung einen Vorschlag unterbreiten. Schon jetzt aber ist klar, daß über die Geltung des Mindestlohns für unter 25-jährige eine politische Auseinandersetzung kaum zu vermeiden sein wird. Wichtige Berater von Tony Blair betrachten es als wesentliches Element eines flexiblen Arbeitsmarktes, die Beschäftigung von unter 25-jährigen weiterhin auch unterhalb des Mindestlohns zuzulassen. Eine gesetzliche Regelung der Zulassung von Gewerkschaften im Betrieb wäre in Großbritannien eine historische Neuerung. Die Pläne der Regierung sehen vor, daß Gewerkschaften von der Unternehmerseite dann anzuerkennen sind, wenn 50 Prozent der Beschäftigten im Betrieb sich in einer Abstimmung dafür aussprechen.



Auch hier steckt der Teufel im Detail: Wie wird definiert, auf welcher Ebene abgestimmt wird? Konzernweit, im Betrieb, im Bereich? Ein weiterer Auseinandersetzungspunkt dürfte die Neuregelung des Kündigungsschutzes werden. Von den Konservativen war ein Zeitraum von zwei Jahren eingeführt worden, in dem es Unternehmen möglich ist, Arbeiter und Angestellte "unfairer" zu entlassen - eine Art zweijähriger Probezeit also. Die Abschaffung dieser Regelung ist allerdings vorerst auf die lange Bank geschoben.

Die britischen Gewerkschaften tun sich schwer mit der Umstellung. Das Vorgehen der Führung ist von großer Vorsicht gekennzeichnet. Nach Jahren der Einfluß- und Mitgliederverluste - vom Höchststand 1979 mit 13 Millionen Mitgliedern sank die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder 1996 auf 7,2 Millionen - scheinen die Gewerkschaftsführer das brüchig gewordenen Verhältnis von New Labour und Gewerkschaften nicht belasten zu wollen. Dies zeigte sich auch auf dem jüngsten Labour-Parteitag im September, als die großen Gewerkschaften jegliche Abstimmungskonfrontation vermieden und alle Vorlagen der Führung - darunter so brisante wie jene über Studiengebühren, einen Ersatz der alternden Trident-Atomraketen oder über die Ablehnung der Re-Nationalisierung der (teil-)privatisierten britischen Eisenbahnen - passieren ließen, z.T. in direktem Bruch mit ihrem Mandat.

Die Gewerkschaftsführungen versuchen unter dem Schlagwort "new unionism" eine Art Sozialpartnerschaft auf niedrigstem Niveau. Dies reflektiert die verschiedenen, z.T. dramatischen Veränderungen der industriellen Landschaft in Großbritannien. Das Anwachsen des Dienstleistungssektors insbesondere im "reichen" Südosten resultiert in einem Abschied von "alten" industriellen Kampfformen. So verzichten eine wachsende Zahl von Gewerkschaften grundsätzlich auf das Mittel des Streiks, und im vierten Jahr hintereinander stieg die Zahl der Unternehmer, die eine enge Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften pflegen auf nunmehr 43 Prozent aller Unternehmen mit anerkannten Gewerkschaften. Aber die politischen Rahmenbedingungen sind für Gewerkschaften und Unternehmen ungleich. Im Kern bleibt es so, daß geschwächte Gewerkschaften, ihres Einflusses auf die regierende Partei weitgehend beraubt, sich einer traditionell extrem gewerkschaftsfeindlichen Managerkaste als Verhandlungspartner andienen. Kämpfe wie die der Liverpools Dockarbeiter, die seit zwei Jahren für ihre Wiedereinstellung kämpfen, nachdem sie von der Hafengesellschaft wegen eines Solidaritätsstreiks entlassen worden waren, geraten dabei immer mehr an den Rand des Geschehens. Um so signifikanter ist der Anstieg gewerkschaftlicher Kampfmaßnahmen im vergangenen Jahr. Sowohl TUC als auch die Arbeitsrechtsanwälte von Dobb Lupton erwarten zunehmende Unruhe in den Betrieben für das kommende Jahr und eine wachsende Streikbereitschaft - allerdings auf historisch niedrigem Stand.

Aber noch weitreichendere Ereignisse warten auf die Gewerkschaften. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, wann die New Labour-Führung die or-

ganisatorische Verbindung mit den Gewerkschaften kappen wird. Noch sind die Gewerkschaften die wesentliche finanzielle Stütze der Partei - ihre Beiträge tragen zu 54 Prozent zu den Einnahmen bei (Fulton 1996). Dabei wurde allerdings ihr Stimmenanteil auf den Parteitagen und bei Vorstandswahlen - traditionell von der Führung der Einzelgewerkschaften en bloc ausgeführt - in den vergangenen Jahren erheblich zurückgestutzt. Mit dem Wahlsieg hat Tony Blair nun die Möglichkeit, die Parteienfinanzierung im Rahmen seines angestrebten konstitutionellen Wandels (s.u.) umzustellen. Unter Demokratie-Gesichtspunkten wäre eine Finanzierung der Parteien aus öffentlichen Mitteln sogar ein Fortschritt: Es würde das Ungleichgewicht zwischen Labour und Tories, die sich traditionell aus den Kriegskassen der Großunternehmen bedienen konnten, zumindest mildern. Für die Arbeiterbewegung aber würde sich die politische Landschaft Großbritanniens völlig neu gestalten. Im Zusammenhang mit weiteren Maßnahmen des konstitutionellen Wandels wie der möglichen Einführung des Verhältniswahlrechts könnte sich die tiefgreifendste Veränderung des politischen Systems Großbritanniens seit der Gründung der Labour Partei 1906 ergeben. Vielleicht haben die Gewerkschaften gar nicht so viel zu verlieren, sondern vielmehr neue Möglichkeiten zu gewinnen. Michael Hindley, linker Europaparlamentarier der Labour Partei, hat schon einen Bericht über "Gewerkschaften und politische Finanzierung in Europa" in Auftrag gegeben. Und Ian Willmore, ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Labour-Schattenkabinett, warnt: "Unter einer Labour-Regierung wird Großbritannien 'einen flexibleren Arbeitsmarkt als selbst die USA' haben, wie die Öffentlichkeitsarbeit der Parteizentrale behauptet. Blair will die Verbindung von Gewerkschaften und Partei brechen. Im Austausch dafür bietet er Thatcherismus mit einem vagen menschlichen Antlitz. Das ist nicht Modernität, es ist ein fauler Handel." (Willmore 1997)

### Veränderungen im politischen System?

Eine ungeahnte politische Dynamik könnte der von New Labour angestrebte konstitutionelle Wandel - von Verfassungsreform kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil Großbritannien gar keine Verfassung hat - entfalten. In Volksentscheiden hat sich bereits eine überwältigende Mehrheit für ein schottisches Parlament und eine knappe für eine Walisische Versammlung ausgesprochen. Im November erhielten die BürgerInnen von London die Gelegenheit, über die (Wieder-)Einrichtung der von Margaret Thatcher aufgelösten Körperschaft für Groß-London und die Direktwahl eines Oberbürgermeisters zu entscheiden. Weitere regionale Versammlungen etwa für den Nordwesten sind Programm, stehen aber weit unten auf der Prioritätenliste. Diese Dezentralisierung des unter den Konservativen zentralistisch geführten Vereinigten Königreichs soll durch eine Reform des Oberhauses ergänzt werden. Gewisse Reformen des zwar in



seinem Ansehen angeschlagenen, grundsätzlich aber unangefochtenen Königshauses werden ebenfalls unvermeidlich sein. Die größten Verwerfungen könnten sich aber aus der Einführung des Verhältniswahlrechts ergeben. Dieses soll erstmals bei den Wahlen für die schottischen und walisischen Regionalparlamente respektive Versammlungen 1999 angewendet werden. Nun dürfte die Regierung die Ergebnisse dieser Wahlen abwarten, bevor sie eine Entscheidung für die nationalen Parlamentswahlen trifft, und es ist nicht unbedingt zu erwarten, daß dies schon für die nächsten Wahlen im Jahr 2002 der Fall sein wird. Dennoch wären die Auswirkungen einer solchen Veränderung gravierend, was sich am Ergebnis der vergangenen Unterhauswahlen ablesen läßt. Ein landesweiter Stimmenanteil von 44% brachte Labour 418 Unterhausitze, 31% für die Konservativen ergaben 165 und 17% für die Liberalen brachten diesen 51 Abgeordnete. 7% der abgegebenen Stimmen gingen an andere Parteien, vor allem in Wales, Schottland und Nord-Irland. Das Verhältniswahlrecht würde also tendenziell kleinere Parteien stärken und wahrscheinlich Koalitionsregierungen erforderlich machen. Eine mögliche Reaktion darauf könnte in der Zusammenführung von New Labour und der Liberalen Partei liegen, möglicherweise unter Ausschluß der Labour-Linken.

Läßt sich so etwas wie ein New Labour-Projekt ausmachen? Ist Tony Blair gar der erste Regierungschef der zweiten Moderne? "Not really", würde die zur Untertreibung neigende englische Lady sagen. Ökonomischer Neoliberalismus, wenn auch mit weniger missionarischem Eifer als unter Thatcher, verbindet sich mit einer Staatsauffassung, in der Regulierung nicht tabu, aber der Selbstregulierung nachgeordnet ist. Eine fortlaufende Modernisierung, deren Ziel diffuse, christlich fundierte Gerechtigkeitsvorstellungen sind, die sich am ehesten mit einem allerdings konservativen Kommunitarismus in Deckung bringen lassen, soll Großbritannien "zu einem Leuchtturm für die Welt" machen. "Mitgefühl mit einer scharfen Kante" soll der Leitgedanke in einem neuen "Zeitalter des Gebens" werden. "Bildung, Bildung, Bildung" ist das Mittel, mit dem die Nation, die "niemals die größte sein kann und nicht mehr die mächtigste sein wird", "die beste" werden soll. (Alle Zitate aus Tony Blairs Parteitagrede vom 30.9.97) Wem Verhältniswahlrecht, Sozialpartnerschaft, die Reduzierung, wenn auch nicht völlige Aufgabe erblicher politischer Ämter oder die Einrichtung von Regionalparlamenten bereits als Kennzeichen einer reflexiven Modernisierung ausreichen, dem dürften die Unterscheidungsmerkmale von erster und zweiter Moderne abhanden gekommen sein.

### Formierung linker Gegenmacht?

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß unabhängig von New Labours Versuch der Kanalisierung das Wahlergebnis eine ganze Reihe anderer Aspekte hat - allen voran die beschriebene Lücke zwischen öffentlichen Erwartungen und New Labour-Programmatik. Vieles wird davon abhän-

gen, inwieweit es den Linkskräften in und außerhalb der Labour Partei gelingt, jenen Eindruck vom Wahltag, daß sich hier eine lange Zeit entmündigte Mehrheit der Bevölkerung auf der politischen Bühne zurückmeldet, in politische Bewegung umzusetzen. Das wird zunächst nicht einfach sein, weil auch viele Linke offensichtlich bereit sind, der neuen Regierung eine Schonfrist zu gewähren. Und es fehlt sowohl an einer überzeugenden politischen Alternative als auch an den politischen Organisationsformen, in denen eine solche Alternative entwickelt und politisch wirksam umgesetzt werden könnte. Verschiedene Erscheinungen geben allerdings Anlaß zu verhaltenem Optimismus. So signalisiert das hervorragende Abschneiden der Labour-Linken bei den Wahlen zur Nationalen Exekutive auf dem Parteitag im September - in scharfem Kontrast zu der ansonsten vollständigen Kontrolle des Parteitags durch die Parteiführung -, daß auch innerhalb der Labour-Partei das Unbehagen mit einer allzu rasanten Abkehr von Zielen und Traditionen der Arbeiterbewegung wächst. Das Wahlergebnis erlaubt den Linken, auf eine Zukunft innerhalb der Partei zu hoffen. Zum anderen bat das Referendum in Schottland gezeigt, daß die Regierung, die im Wahlkampf die Kunst, "dem Volk auf's Maul zu schauen", zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Politik gemacht hatte, für politischen Druck durchaus empfindlich ist. So kam sie schottischen Forderungen mit einer zunächst nicht gewollten, recht weitgehenden Abtretung politischer Kompetenzen nach. Und es ist auch nicht ausgeschlossen, daß bei wachsender öffentlicher Auseinandersetzung die Differenzen innerhalb der Regierung zwischen "Blairites" und gemäßigten Kräften zunehmen werden.

Die Grüne Partei befindet sich zwar politisch wie organisatorisch in einem desolaten Zustand. Von Interesse sind aber Bemühungen verschiedener kleinerer Gruppierungen aus Grünen und der aus der ehemaligen Kommunistischen Partei hervorgegangenen Demokratischen Linken (DL) unter Beteiligung einzelner Labour- oder Socialist Party (SP)-Mitglieder, eine grün-sozialistischen Sammlungsbewegung unter dem Namen Green Left zu bilden. Dies ist auch durchaus vor dem Hintergrund der Einführung des Verhältniswahlrechts interessant. In Schottland hatte sich eine Bündnisliste (die Scottish Socialist Alliance) bereits an den Unterhauswahlen beteiligt.

Daneben gibt es auf der Linken noch drei Parteiprojekte. Arthur Scargills Sozialistische Labour Partei (SLP) stellt dabei den Versuch dar, auf traditionell-sozialistischen Positionen und mit einem traditionell-autoritären Organisationsmodell die sozialistische Linke insbesondere aus der Labour-Partei und den Gewerkschaften zu sammeln. Bislang bat dieser Versuch keinen großen Erfolg gehabt, wenn auch nicht auszuschließen ist, daß zukünftige Entwicklungen innerhalb der Labour Partei der SLP Zulauf beschern könnten. Der Alleinvertretungsanspruch Scargills und seiner Partei macht allerdings eine Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen auf der Linken schwer. Als Reaktion auf Scargills Vorpreschen in der Organisationsfrage haben sich in der Sozialistischen Partei (SP) vor allem



Anhänger der aus der Labour Partei ausgeschlossenen, trotzkistisch-inspirierten Militant-Strömung zusammengefunden und sich mit ebenfalls geringem Erfolg an den Unterhauswahlen beteiligt. Die SP schwankt dabei zwischen Vorstellungen einer Avantgarde-Partei und dem Versuch der Zusammenführung eines weiteren linken Spektrums. Und schließlich ist die Socialist Workers Party (SWP), eine sektiererische trotzkistische Partei mit relativ starker Mitgliedschaft nicht zu vergessen, die allerdings nach Meinung eines politischen Beobachters "alles zerstört, was sie anrührt." Die Demokratische Linke (DL) hat sich aus der unmittelbaren politischen Auseinandersetzung weitgehend verabschiedet und sieht ihre Rolle heute in der Moderation und Förderung des Dialogs aller Kräfte links der Liberalen. Für die Mehrheitsstimmung dürfte die Veränderung der Satzung auf der letzten Konferenz kennzeichnend sein: Die Bestimmung "Unsere Vision von Gesellschaft ist nicht mit Kapitalismus in Übereinstimmung zu bringen" wurde ersetzt durch "Unsere Vision von Gesellschaft unterscheidet sich vom Kapitalismus".

Inhaltlich entscheidend für die Formierung linker Gegenmacht dürften zwei Themenkomplexe werden. Zum einen, ob es den verschiedenen linken Gruppierungen gelingt, die politisch bewußtlose Hinnahme der Globalisierungstendenzen, des Standortwettbewerbs und der freien Marktrhetorik zu einem politischen Thema zu machen. Und zum zweiten und damit in engem Zusammenhang, ob es gelingt, über reine Abwehrkämpfe gegen die weitere Zerschlagung des Sozialstaates hinaus zu einem überzeugenden Alternativkonzept zu kommen. Die Wahlen vom 1. Mai haben die lange verschlossene Tür für gesellschaftliche Veränderungen geöffnet. Der Kampf darum, das "knarrende und verrostete Tor" (Hilary Wainwright) ganz aufzustoßen, hat gerade erst begonnen.

Der Autor dankt Hilary Wainwright (Red Pepper) und Graham Bash (Labour Left Briefing) für Gesprächsbereitschaft, wertvolle Einsichten und Informationen.

## Literatur

Lionel Fulton, *Veränderte Beziehungen zwischen Labour und den britischen Gewerkschaften*, WSI-Mitteilungen 12/1996, S. 792-794

Labour Left Briefing, *Labour in name only*, LLB September 1997

Sebastian Herkommer, *Das Konzept der "underclass"*, in: Z 26 (Juni 1996), S. 76-87

Peter Mandelson, *Labour's next steps: tackling social exclusion*, Fabian Society Pamphlet 581, London 1997

Hilary Wainwright, *Forcing open a creaky door*, red pepper no 35, April 1997

Ian Willmore, *New bible offers a rotten bargain*, The Guardian 29.9.97

Kai Michelsen

## Schweden - Wohlfahrtsstaat gerettet?

### 1. Turbulenzen in den 90er Jahren

Die 90er Jahre begannen für die Schweden mit einer schweren Rezession und einer bürgerlichen Regierungskoalition unter dem konservativen Ministerpräsidenten Bildt. Inzwischen hat sich die ökonomische Situation verbessert. Die Überschüsse in der Handelsbilanz sind beträchtlich angewachsen; nach ihrer schweren Krise zählen die schwedischen Banken inzwischen zu den profitabelsten West-Europas. Die Inflationsraten - ein zentrales Problem der beiden vorangegangenen Jahrzehnte - sind niedrig und die Erwerbseinkommen steigen. Für 1998 wird ein ausgeglichener Staatshaushalt angenommen. Ebenfalls erwartet wird eine schnelle Reduzierung der Staatsverschuldung (zu der allerdings auch ein Privatisierungsprogramm im Umfang von drei Prozent des BIP beitragen soll) (OECD 1997, 124; Statistika centralbyrån 1997a u. 1997b; McIvor 1997a).

Auch stellt die Sozialdemokratie (SAP) seit 1994 wieder die Regierung. Dennoch ist fraglich, ob Schweden an die Zeiten des alten sozialdemokratischen Erfolgsmodells anknüpfen wird. Bisher bat sich die konjunkturelle Belebung nicht in Beschäftigungszuwächse übertragen, und angesichts der Sparpolitik wurde schon hämisch gefragt, ob sich Schweden nicht in ein "Modell des wohlfahrtsstaatlichen Abbaus" verwandelt habe (Jungblut 1995).

Im Jahr 1990 waren 4,5 Millionen Menschen beschäftigt, 1996 ca. 500.000 weniger. Allein im Bergbau und im verarbeitenden Gewerbe mußte zwischen 1990 und 1994 ein Beschäftigungsrückgang von mehr als 20 Prozent auf 761.000 Erwerbstätige verzeichnet werden. Auch im öffentlichen Sektor kam es zu einem Stellenabbau. Der Beschäftigungsrückgang verteilte sich gleichmäßig auf einen Rückzug vom Arbeitsmarkt (die Zahl der Erwerbspersonen liegt 1996 um ca. 250.000 niedriger als 1990) und einen Anstieg der Arbeitslosigkeit, von der 1990 69.000 Menschen (1,5 Prozent der Erwerbsbevölkerung) und 1996 trotz einer Ausweitung der aktiven Arbeitsmarktpolitik 347.000 Personen (8,1 Prozent der Erwerbsbevölkerung) betroffen waren (Statistika centralbyrån 1997c). Nach Eurostat-Angaben (1997a) lag die saisonbereinigte Arbeitslosenquote (bei einem anderen Berechnungsverfahren) im Mai 1997 bei SchwedInnen unter 25 Jahren bei 22,2 Prozent.

Wurde schon die bürgerliche Regierungskoalition zwischen 1991 und 1994 in ihrer Sparpolitik partiell von der SAP unterstützt, interpretierte der in den Wahlen 1994 erfolgreiche sozialdemokratische Ministerpräsident



Carlsson die Entscheidung der Wähler zugunsten der SAP als "Auftrag für einen strengen Sparkurs" (FR vom 20.9.1994). Gespart werden sollte nicht weniger, allenfalls sozial gerechter. Sein sozialdemokratischer Nachfolger Persson setzte den Kurs fort. So kam es im Anschluß an den Ausbruch der Krise zu einer langen Liste von Kürzungen und Zugangsbeschränkungen. Verschärft wurden die Anspruchsvoraussetzungen für Leistungen aufgrund arbeitsbedingter Schädigungen. Einkommensersatzleistungen bei Arbeitsunfällen und -schäden, im Krankheitsfall und bei Arbeitslosigkeit wurden gesenkt. Die Bemessung und Anpassung von Renten wurde zuungunsten der Empfänger verändert. Zu Kürzungen kam es auch beim Elternurlaub sowie beim Wohn- und Kindergeld. In der Krankenversicherung und der Rentenversicherung wurden Sozialbeiträge für Lohn- und Gehaltsempfänger eingeführt (vgl. Köhler 1997, 27ff.; Petersson 1997, 51ff.).

Die Arbeitslosigkeit und die Kürzungen sozialer Leistungen haben große Teile der Bevölkerung hart getroffen. Die Anzahl der Sozialhilfeempfänger ist von 515.285 (1990) auf 720.783 (1996) gestiegen, d.h. von 6 Prozent der schwedischen Bevölkerung auf 8,2 Prozent (Statistiska centralbyrån 1997d). Auch für allemerziehende Frauen hat sich die Lage verschlechtert. Unter ihnen hat sich der Anteil derer mit einem Einkommen unterhalb des Sozialhilfeniveaus zwischen 1992 und 1996 von 13 Prozent auf 27 Prozent mehr als verdoppelt (Pettersson 1996, 27).

## 2. Der schwedische Wohlfahrtsstaat: Abbau, Umbau, Modernisierung?

Mit der Arbeitslosigkeit und den Kürzungen sozialstaatlicher Leistungen wuchs die Unzufriedenheit der Bevölkerung. Auf den Protest der Gewerkschaften stießen auch Gesetze zur Flexibilisierung des Arbeitsmarktes mit Kündigungs-Erleichterungen für die Unternehmen (auch im öffentlichen Sektor), mehr befristeten Beschäftigungsverhältnissen und einer Aufweichung des "Last-In-first-out"-Prinzips (Schunter-Kleemann 1997, 39). Reformen des öffentlichen Sektors nach marktähnlichen Organisationsprinzipien und mit einer - vorsichtigen - Einbeziehung privater Anbieter baren ebenfalls politischen Zündstoff.

Den Unmut von Teilen "traditioneller" sozialdemokratischer Wähler und der Parteilinken im Nacken und die Wahlen 1998 sowie für 1999 erwartete Überschüsse im Staatshaushalt vor Augen hat Ministerpräsident Persson das Ende der Kürzungen ausgerufen und "sieben fette Jahre" angekündigt (Altenbockum 1997). Im Unterschied zu zuvor angekündigten Steuersenkungen für niedrige und mittlere Einkommen - Schweden liegt mit 55,2 Prozent des BIP an Steuern und Sozialabgaben 1996 in der EU an der Spitze (Eurostat 1997) - hat Persson auf dem SAP-Parteikongreß in Sundsvall 1997 angekündigt, daß Steuersenkungen im Vorfeld der Wahlen 1998 eine geringe Rolle spielen würden. Stattdessen sollen bis 1999 für so-

zialstaatliche Leistungen und den öffentlichen Sektor insgesamt 16 Milliarden SEK zusätzlich zur Verfügung gestellt werden. Mit den zusätzlichen Mitteln sollen 20.000 Arbeitsplätze im öffentlichen Sektor gesichert werden, als Ziel gibt die Regierung eine Halbierung der Arbeitslosigkeit bis zum Jahr 2000 an. An zweiter Stelle der Prioritätenliste rangiert der Abbau der Staatsverschuldung (McIvor 1997b; FAZ vom 11.9.1997).<sup>1</sup>

Der Umschwung in der sozialdemokratischen Parteiführung ist mit Vorsicht zu bewerten. In der SAP gehen die Auffassungen über die Zukunft des Sozialstaats auseinander. Konflikte gibt es um die Fragen, in welchem Umfang ökonomische Notwendigkeiten sozialpolitische Reformen verlangen und wie "Markt", "Staat" und "Zivilgesellschaft" aufeinander bezogen werden sollen (vgl. Feld 1997, 1108ff.). Bereits in den 80er Jahren begannen sich sozialdemokratische Positionen zu verschieben. "Ökonomische Notwendigkeiten" gewannen im Rahmen einer exportorientierten Wettbewerbsstrategie gegenüber sozialpolitischen und emanzipatorischen Zielsetzungen an Gewicht.<sup>2</sup> Die öffentlichen Ausgaben sollten stabil gehalten werden, die Kredit- und Devisenmärkte wurden dereguliert. Die sozialdemokratischen Regierungen versuchten, die Tarifparteien zu einer an Wettbewerbsfähigkeit und Preisstabilität orientierten Lohnpolitik zu bewegen.<sup>3</sup> Als die Preissteigerungen weiterhin hoch ausfielen, bekam die Reichsbank Ende der 80er Jahre den Auftrag, den Wechselkurs der Krone gegenüber dem ECU stabil zu halten und ihre Geldpolitik mit Hilfe dieses "externen Ankers" nicht mehr an Vollbeschäftigungszielen auszurichten, sondern an der Preisstabilität.<sup>4</sup>

Die Optimisten unter den Anhängern des schwedischen Sozialstaats führen ins Feld, daß er in der schwedischen Bevölkerung nach wie vor ein hohes Ansehen genießt und nicht in seinen Grundfesten in Frage gestellt oder durch Kürzungen in seiner Substanz angegriffen wird. Zum Beispiel vertritt Gisela Pettersson (1996, 277) die Auffassung, daß ein "Neues Modell Schweden" entstehen könnte, wenn es Persson gelänge, "gegen den Mainstream in Europa anzuschwimmen, d.h. die Arbeitslosigkeit und die Staatsverschuldung abzubauen, ohne dies auf Kosten der sozial Schwachen zu

<sup>1</sup> Vermutlich zielen die Ankündigungen nicht nur auf die Revitalisierung des sozialpolitischen Images der SAP, sondern auch auf die Zufriedenheit der - überwiegend weiblichen - Beschäftigten im öffentlichen Sektor, die unter der Sparpolitik und dem Stellenabbau erheblich zu leiden hatten. Sie bilden bisher ein wichtiges Klientel der SAP. Seit den letzten Wahlen 1994 hat die Venstrepartiet, die ehemalige kommunistische Partei Schwedens, ihr Engagement im öffentlichen Sektor verstärkt und gegen die Kürzungen, Entlassungen, Restrukturierungen und Privatisierungen protestiert (vgl. Wörlund 1995, 286; Schwedisches Institut 1996a).

<sup>2</sup> Eine kritische Betrachtung der sozialdemokratischen Politik der 80er Jahre findet sich bei Pontusson (1993) und Ryner (1994 u. 1997).

<sup>3</sup> Zur Entwicklung der und den Auseinandersetzungen um die Tarifpolitik siehe Mesch (1992) und Kjellberg (1992).

<sup>4</sup> Zur Diskussion um die Gründe und Notwendigkeiten dieses Schritts siehe Notermans (1993 u. 1994) und Moses (1994).



tun und ohne die Grundlagen der Wohlfahrtsstaats-Prinzipien zu verraten". Diese "Neue Modell Schweden" würde zwar weniger "generös" als bisher ausfallen, aber für das nächste Jahrtausend tauglich sein.<sup>5</sup>

Aber es ist problematisch, die Veränderungen des schwedischen Wohlfahrtsstaates lediglich als "notwendige Einsparungen mit einem auf Modernisierung zielenden Umbau der jeweiligen sozialstaatlichen Institutionen" (vgl. Köhler 1997, 30) zu fassen. Ob die aktuellen Maßnahmen sich langfristig als Modernisierung des "universalistischen Wohlfahrtsstaates"<sup>6</sup> oder als eine Abkehr von seinen Prinzipien entpuppen werden, ist noch offen. Zum einen stellt sich die Frage nach den politischen Machtverhältnissen. Obwohl es in den Reichstagswahlen 1994 zu einem Linksrutsch kam, haben Arbeitgeber und die konservative Partei Moderata ihre Bemühungen um die Demontage des Wohlfahrtsstaates kontinuierlich verstärkt. Zusätzlich verlaufen die Konfliktlinien in verschiedenen Bereichen der politischen Auseinandersetzung nicht mehr nur zwischen den politischen Parteien und Parteienblöcken, sondern sie haben sich zunehmend in die Parteien hinein verlagert, insbesondere in die SAP als größte Partei.

Zweitens kann ein verringertes Leistungsniveau des universalistischen Wohlfahrtsstaates die Positionen seiner Kritiker stärken, wenn die soziale Absicherung und andere Leistungen als unzureichend empfunden werden und eine individuelle Risikoversorge an Attraktivität gewinnt. Offen ist auch, wie sich der geplante Umbau der Rentenversicherung auswirken wird. Die einheitliche Grundrente und die erwerbseinkommensabhängige Zusatzrente sollen in einem Schema vereint werden, in dem sich die Rente aus einem Mindestrentensockel und einem nach dem Lebenseinkommen berechneten Betrag zusammensetzt. Die Finanzierung soll aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmerabgaben in einer Höhe von jeweils 9,25 Prozent des Bruttoentgelts erfolgen. Von den zusammen 18,5 Prozent können die Versicherten zwei Prozent auf der Basis eigener Entscheidungen anlegen; erwartet wird, daß davon hauptsächlich der private Sektor profitiert. Den staatlichen Pensionsfonds soll gestattet werden, in größerem Umfang als bisher Aktien zu erwerben (Brown-Humes 1997; Köhler 1997).

<sup>5</sup> Verschiedene Einschätzungen (von Gewerkschaftern, Politikern und aus dem Arbeitgeberlager) über die Zukunft des schwedischen Wohlfahrtsstaates und notwendige Umbaumaßnahmen finden sich u.a. in Petersson (1997).

<sup>6</sup> In seiner Typologie von Wohlfahrtsstaaten charakterisiert Esping-Andersen (1990) den "universalistischen Wohlfahrtsstaat" durch folgende Punkte: ein für die gesamte Bevölkerung gleicher Zugang zu einheitlich regulierten und in der Regel steuerfinanzierten sozialstaatlichen Leistungen; ein hohes Niveau der sozialstaatlichen Leistungen; eine einkommensabhängige Komponente bei Einkommensersatzleistungen und ein hoher Beschäftigungsanteil des öffentlichen Sektors. Diese Merkmale sind wesentliche Bestandteile eines sozialdemokratischen Wohlfahrtsregimes. Das Arrangement fördert demnach eine breite Zustimmung - gerade auch in der neuen Mittelschicht - zu den wohlfahrtsstaatlichen Leistungen, stärkt sozialdemokratische Positionen und eröffnet politische Spielräume für eine partielle Zusammenarbeit mit bürgerlich-liberalen Parteien.

Mit einer Veränderung der Bemessungsgrundlage - nicht mehr die besten fünfzehn Jahre wie bisher, sondern der gesamte Erwerbstätigkeitszeitraum soll in der Berechnung der Rente zugrundegelegt werden - wird die Erwerbsarbeitszentriertheit des Sicherungssystems verstärkt. Benachteiligt werden Personengruppen, die über längere Zeiträume hinweg nicht erwerbstätig sind - z. B. in Phasen der Kindererziehung oder Arbeitslosigkeit -, es sei denn, Ausgleichsregelungen werden eingeführt, die jedoch als Ausnahmeregelungen im Gegensatz zu "universalistischen" Regelungen als einzelne zum Gegenstand politischer Auseinandersetzung werden können und dementsprechend leichter anzugreifen sind. Zweitens wird mit den zur Disposition stehenden zwei Prozent des individuellen Beitragsvolumens eine individuelle Komponente in das kollektive Sozialversicherungssystem eingeführt, ein Element der privaten Risikoversorge wird in die öffentlichen Systeme eingebaut. Drittens wird das gesamte System - und über das System seine Mitglieder - in die "share-holder-community" integriert. Der Idee, Märkte demokratisch zu regulieren und zu kontrollieren, wandelt sich in den Versuch, vom Casino-Kapitalismus zu profitieren. Auch steigen mit der Kürzung der Einkommensersatzleistungen insgesamt die Anreize zu einer privaten Risikoversorge. Zusammenfassend stellt sich die Frage, ob die Reform sich positiv auf die Zustimmung der Bevölkerung zum öffentlichen Rentenversicherungssystem und damit zum Wohlfahrtsstaat auswirkt, oder ob die Tür zu weiterreichenden Veränderungen aufgestoßen wird.

### 3. Schweden und die europäische Integration

Die schwedische Regierung entschied sich zu Beginn der 90er Jahre für den Beitritt zur EG/EU und wurde 1995 Mitglied, nachdem dies zuvor als mit der schwedischen Neutralitätspolitik unvereinbar gegolten hatte. Aus Sicht der Beitrittsbefürworter ging es weniger um den Zugang zum Binnenmarkt, der durch den Vertrag über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) von 1992 gesichert war, sondern um Mitsprachemöglichkeiten auf der EU-Ebene. Zum einen tritt Schweden für die Erweiterung um ost- und mitteleuropäische Länder ein, insbesondere für die Aufnahme der baltischen Republiken, um die Ostsee-Region ökonomisch und politisch zu entwickeln und zu stabilisieren. Die schwedische Regierung hat außerdem angekündigt, auf der europäischen Ebene für eine "Union der Beschäftigung" sowie für Sozial- und Umweltschutzstandards einzutreten (vgl. Schwedisches Institut 1996b).

Politisch ist der Beitritt jedoch heikel. Die schwedische Bevölkerung stimmte in einem Referendum dem EU-Beitritt nur mit knapper Mehrheit zu. Die Anhänger der Sozialdemokratie sind in dieser Frage gespalten. Bei den Wahlen zum europäischen Parlament 1995 erzielte die SAP bei einer geringen Wahlbeteiligung von lediglich 41,4 Prozent mit 28,1 Prozent ihr schlechtestes Ergebnis seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für



Männer im Jahre 1911. Gewinner waren die integrationskritischen Parteien. Die Linkspartei konnte ihren Stimmenanteil gegenüber den Reichstagswahlen 1994 auf 12,9 Prozent verdoppeln, die Grünen mit 17,2 Prozent sogar mehr als verdreifachen. Daß die Thematik nicht nur für die SAP heikel ist, hat der Wahlkampf um die Reichstagsmandate 1994 gezeigt, als die Auseinandersetzung um die Mitgliedschaft von den bestimmenden Parteien ausgeklammert und auf die Zeit nach dem Wahlkampf verschoben wurde (Wörlund 1995). Es wundert nicht, daß die SAP angekündigt hat, vorerst nicht an der dritten Stufe auf dem Weg zur Währungsunion teil-, sondern zunächst nur eine Beobachterposition einzunehmen.

Die Kritiker des Beitritts - eine Mehrheit der Frauen, der Gewerkschaftsmitglieder und der Bevölkerung in Nordschweden - befürchten u.a. Nachteile für Frauen und einen Abbau von Sozial- und Umweltschutzstandards. Die Abneigung wurde auch durch den Zeitpunkt des Beitrittsgesuchs verstärkt: Er fiel mit der Wirtschaftskrise zusammen. Die Koppelung der Krone an den ECU und der Anstieg der Zinsen verschärfte vorübergehend die Rezession. Das sozialdemokratische Sparpaket zur Konsolidierung der öffentlichen Haushalte erblickte als Konvergenzprogramm das Licht der Welt.

Die prognostizierte günstige wirtschaftliche Entwicklung kann dazu beitragen, die Kritik an der europäischen Integration zu verringern. Sie wird voraussichtlich die Position der schwedischen Sozialdemokratie bis zu den nächsten Wahlen festigen und innere Spannungen vorübergehend überbrücken. Auch wenn die sozialdemokratische Politik eher als eine Patt-Situation verschiedener Lager als durch eine einheitliche Linie gekennzeichnet scheint, verstärkt sie im Ergebnis in der europäischen Sozialdemokratie derzeit eher den "Jospin-" als den "Blair-Flügel". Über die Stabilität dieses Arrangements werden die Reichstagswahlen 1998 Aufschluß geben.

## Literatur

- Brown-Humes (1997): Overhaul to ease squeeze on funds, in: *Financial Times* vom 1. Juli 1997
- Burt, T. (1997): Further surgery for improving patient, in: *Financial Times* vom 1.7.1997
- Clement, W./Mahon, R. (Hrsg.) (1994): *Swedish Social Democracy. A Model in Transition*, Toronto
- Esping-Andersen, G. (1990): *The Three Worlds of Welfare Capitalism*, Princeton
- Eurostat (1997): Schweden und Dänemark an der Spitze. Steuern und Sozialabgaben in der EU, Eurostat Pressemitteilungen, europa.eu.int./en.comm/eurostat/compres/de/6097/6206097.de, 3.9.1997
- Eurostat (1997a): EU-Arbeitslosenquote weiter bei 10,8%, in: Eurostat news release, Nr. 49, 1997, 9. Juli 1997
- Feld, R. (1997): Von Schweden lernen..., in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 9/1997, S. 1104-1112
- Ferner, A./Hyman, R. (Hrsg.) (1992): *Industrial Relations in the New Europe*, Oxford/Cambridge

- Gill, S. (1997): *Globalization, Democratization and Multilateralism*, Tokyo/New York/Paris
- Jungblut, M. (1995): Schweden - wieder ein Modellfall?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6.11.1995 (Verlagsbeilage)
- Kjellberg, A. (1992): Sweden: Can the Model Survive?, in: Ferner/Hyman 1992, S. 88-142
- Köhler, P.A. (1997): Dänemark und Schweden: Der "skandinavische Wohlfahrtsstaat" auf Reformkurs, in: *Sozialer Fortschritt* 1-2/1997, S. 25-30
- McIvor, G. (1997a): Streamlined survivors, in: *Financial Times* vom 1.7.1997
- McIvor, G. (1997b): Forecast budget surplus for 1999 to be spent on welfare. Sweden abandons tax cut plans, in: *Financial Times* vom 9.9.1997
- Mesch, M. (1992): Wirtschafts- und Lohnpolitik in Schweden 1982-1991, in: *Wirtschaft und Gesellschaft* 4 (1992), S. 471-513
- Moses, J.W. (1994): Abdication from National Policy Autonomy: What's Left to Leave?, in: *Politics & Society* 2 (1994), S. 125-148
- Notermans, T. (1993): The Abdication from National Policy Autonomy: Why the Macroeconomic Policy Regime Has Become So Unfavorable to Labor, in: *Politics & Society* 2 (1993), S. 133-167
- Notermans, T. (1994): Social Democracy in Open Economies: A Reply to Jonathan Moses, in: *Politics & Society* 2 (1994), S. 149-164
- OECD (1997): OECD-Wirtschaftsausblick 61, Juni 1997, S. 123-125
- Pettersson (1996): Schweden und der Wohlfahrtsstaat. Ein Modell im Umbruch, in: *WSI-Mitteilungen* 4/1996, S. 273-277
- Pettersson, G. (1997): Wohlfahrtsstaat ade? Das "Modell Schweden" im Umbau, Hamburg
- Pontusson, J. (1992): At the End of the Third Road. Swedish Social Democracy in Crisis, in: *Politics & Society* 3 (1992), S. 305-332
- Ryner, M. (1994): Economic Policy in the 1980s: "The Third Way", the Swedish Model and the Transition from Fordism to Post-Fordism, in: Clement/Mahon (1994), S. 245-284
- Ryner, M. (1997): Nordic Welfare Capitalism in the Emerging Global Political Economy, in: Gill (1997), S. 19-59
- Schunter-Kleemann, S. (1997): Skeptikerinnen der Europäischen Union. Frauen in Norwegen und Schweden, in: *spw. Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft*, Heft 95, 1997
- Sozialpolitische Umschau (1997): Anteil von Teilzeit-Jobs im europäischen Vergleich, Nr. 321/1997 vom 14.7.1997
- Statistiska centralbyrån (1997a): National Account and Prices, [www.scb.se/scbeng/swfig/swfg9en.htm](http://www.scb.se/scbeng/swfig/swfg9en.htm), 29.8.1997
- Statistiska Centralbyrån (1997b): Trade, [www.scb.se/scbeng/swfig/swfg6en.htm](http://www.scb.se/scbeng/swfig/swfg6en.htm), 29.8.1997
- Statistiska centralbyrån (1997c): Labour market, [www.scb.se/scbeng/swfig/swfg8en.htm](http://www.scb.se/scbeng/swfig/swfg8en.htm), 29.8.1997
- Statistiska centralbyrån (1997d): Social welfare, [www.scb.se/scbeng/swfig/swfg10en.htm](http://www.scb.se/scbeng/swfig/swfg10en.htm), 29.8.1997
- Schwedisches Institut (Hrsg.) (1996a): Die politischen Parteien Schwedens, [www.si.se/deutsch/tatsachen/parteien.html](http://www.si.se/deutsch/tatsachen/parteien.html), 28.8.1997
- Schwedisches Institut (Hrsg.) (1996b): Schweden in der Europäischen Union, [www.si.se/deutsch/tatsachen/eut.html](http://www.si.se/deutsch/tatsachen/eut.html), 28.8.1997
- Wörlund, I. (1995): The Swedish Parliamentary Election of September 1994, in: *Scandinavian Political Studies* (1995), Vol. 18, No. 4, S. 285-291

## Finnland: Nykyaikaistaan Suomeksi<sup>1</sup>

### 1. Vom "Japan des Nordens" zur "Lama": der großen Depression in Finnland

"(...) The future of the welfare state concerns all of us. Our Nordic welfare state society is beset by a crisis that threatens its survival. We must now ask ourselves whether we shall have to abandon the welfare state, or whether we can reform it to meet the needs of the 21st century" (Ahtisaari 1996: 1).

Diese Worte äußerte der finnische Staatspräsident Martti Ahtisaari am 20. November 1996 vor den Vertretern des größten Unternehmerverbandes, der Konföderation der finnischen Industrie und Arbeitgeber, in Helsinki. Er hielt seine Rede nur sechs Jahre nach der schwersten Wirtschaftskrise der neueren finnischen Geschichte, die zahlreiche gesellschaftliche, ökonomische und politische Transformationsprozesse in Gang setzte. In diesen sechs Jahren veränderte der finnische Wohlfahrtsstaat sein "Gesicht" entscheidend.

Vorausgegangen war eine Entwicklung, die Finnland - im Vergleich mit dem skandinavischen Prototyp Schweden - erst sehr spät zum modernen industrialisierten nordischen Wohlfahrtsstaat werden ließ. Finnland hat(te) eine Außenseiterrolle. Die Nachbarmächte Schweden und Rußland bzw. die Sowjetunion<sup>2</sup> waren lange Zeit prägend für die finnische Entwicklung. Aus der besonderen Lage zwischen der Sowjetunion und dem Westen resultierte die "Finnlandisierung": die Isolation von der Weltpolitik ohne politische Anbindung an den "Westen" oder den "Osten", allerdings mit günstigen wirtschaftlichen Beziehungen zu beiden Blöcken. Der Assoziierungsvertrag mit der EFTA, das Clearing-Abkommen<sup>3</sup> sowie der Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand (Krosby 1981) mit der Sowjetunion stabilisierten die ökonomische Entwicklung des Landes.

<sup>1</sup> Deutsch: Modernisieren auf Finnisch.

<sup>2</sup> Finnland gehörte bis 1809 zum schwedischen Reich und nach dem schwedisch-russischen Krieg von 1808/09 bis 1917 zum zaristischen Rußland. Erst am 6. Dezember 1917 wurde die finnische Unabhängigkeit proklamiert (dazu: Alapuro 1988).

<sup>3</sup> Das "Clearing" ist ein Abrechnungsverfahren, welches mittels Aufrechnung den Ausgleich von Verbindlichkeiten und Forderungen aus dem Austausch von Waren und Dienstleistungen zweier Länder reguliert. Sowjetische Lieferanten waren demnach verpflichtet, ihre Exporterlöse (sogenannte Clearing-Rubel) aus dem Finnland-Geschäft (Öl-Gaslieferungen) auch in Finnland zu investieren.

Aufgrund des anhaltenden wirtschaftlichen Wachstums, der energiepolitischen Unabhängigkeit<sup>4</sup> und steigenden Wohlstands kam es in den 70er und verstärkt in den 80er Jahren zu einer Befestigung und Ausweitung einer wohlfahrtsstaatlichen Sozialpolitik, die dem schwedischen Beispiel in großen Teilen folgte. Finnland erlebte eine nachholende ökonomische Modernisierung mit gegenüber den OECD-Staaten überdurchschnittlichen Wachstums- und Produktivitätszuwächsen sowie weit unterdurchschnittlichen Arbeitslosenzahlen (OECD 1995). Gerade die 80er Jahre sollten das sozialpolitisch und wirtschaftlich boomende Jahrzehnt sein: Finnland wurde zum "Japan des Nordens".

Diese prosperierende Epoche fand jedoch mit der schwersten Krise nach dem 2. Weltkrieg 1990 ihr Ende. Finnland versank in einer Depression, die die Ausmaße der Wirtschaftskrise der 30er Jahre weit überstieg. Die Weltwirtschaft entwickelte sich krisenhaft, der ehemals wichtigste Handelspartner, die Sowjetunion, existierte nicht mehr, und eine Krise der Staatsfinanzen erschütterte das Land. Die Arbeitslosigkeit stieg innerhalb von nur fünf Jahren von 3,4% auf annähernd 20%. Die Rezession der frühen 90er Jahre traf Finnland besonders hart. Die Hauptursachen lagen in der überhitzten Konjunktur der 80er Jahre und der damit verbundenen Zunahme des Leistungsbilanzdefizits. In vielen Bereichen der Exportindustrie waren Überkapazitäten entstanden, die Neuinvestitionen erheblich störten. Verschärfend kam hinzu, daß die wichtigsten Außenhandelspartner - wie die Bundesrepublik Deutschland, Schweden, Großbritannien, die USA und Kanada - ebenfalls eine tiefgreifende Rezession erlebten. Außerdem erschütterte eine schwere Bankenkrise<sup>5</sup> - ausgelöst durch den Absturz der Immobilienpreise - das Land, und viele Privathaushalte gerieten in finanzielle Not. Die "Spekulationsblase" der 80er Jahre platzte wie ein Luftballon. Die Folge war eine exorbitante Zunahme der Arbeitslosigkeit. So sank die Zahl der Beschäftigten im Zeitraum von 1990-1994 um etwa 447.000 Personen, was einer Abnahme von ca. 18% entsprach und einen Rückgang der Gesamtbeschäftigung um ca. ein Fünftel bedeutete. Die Finnmark verlor zwischen Mitte 1991 und Frühling 1993 etwa 30% ihres Werts im Vergleich zum ECU. Im selben Zeitraum fiel das Bruttoinlandsprodukt um rund 13%. Damit erfuhr Finnland zu Beginn der 90er Jahre eine für ein Industrieland in Friedenszeiten in ihrer Schärfe in jüngerer Zeit unbekannte wirtschaftliche Depression.

<sup>4</sup> Das Clearing-Abkommen mit der SU bescherte Finnland während der "Ölkrisen" in den 70er und 80er Jahren eine größere Unabhängigkeit von energiepreisabhängigen rezessiven Entwicklungen.

<sup>5</sup> Im April 1992 konnte der Zusammenbruch vieler Banken nur mit Mühe durch das Eingreifen der nordischen Zentralbanken und der Deutschen Bundesbank verhindert werden. Nach der Abwertung der Finnmark kam es zu massiven Devisenabflüssen, die fast ein Drittel der Währungsreserven aufzeherten (FAZ v. 7./8.4.1992).



## 2. Die neoliberale "Schlankheitskur" nach den "fetten" Jahren

Der gerade erst erreichte wohlfahrtsstaatliche Standard Finnlands wurde in Frage gestellt, ein weiterer Ausbau oder nur der Erhalt des Status quo erschien fraglich. Neben Schweden begann Anfang der 90er Jahre auch in Finnland der Abbau und die Umstrukturierung des skandinavischen oder nordischen Wohlfahrtsstaatmodells. Der Antritt einer konservativen Regierungskoalition im März 1991 unter Premierminister Esko Aho läutete die Epoche des Umbaus ein. Die Sozialdemokratie erreichte bei der Reichstagswahl ihr schlechtestes Ergebnis nach 1928. Das hatte zur Konsequenz, daß erstmals nach 25 Jahren eine Regierung ohne sozialdemokratische Beteiligung gebildet wurde. Sie bestand aus der konservativen Zentrumspartei (KESK), der Sammlungspartei (KOK, Konservative), der Schwedischen Volkspartei (RKP, Liberale) sowie der Christlichen Volksunion (SDP). In dieser Phase wurde eine Koalition gebildet, die sich ausschließlich auf die konservativen und liberalen Kräfte Finnlands konzentrierte und die Sozialdemokratie (SDP) und den kommunistischen Linkshund (VAS) ausschloß - ein Zeichen dafür, daß der Neoliberalismus auch in Finnland auf fruchtbaren Boden gefallen war. Die neue Regierungskoalition trat mit der Ankündigung an, den finnischen Wohlfahrtsstaat "verschlanken" zu wollen. Das bedeutete vor allem eine Kostenreduktion im Sozialsystem, das im Vergleich zu den meisten OECD-Ländern weit ausgebaut war (OECD 1995: 51). 1991 verabschiedete die Regierung zwei Sparpakete, die außerordentlich restriktive Maßnahmen beinhalteten. Die Einsparungen betrafen die staatliche Renten- und Arbeitslosenversicherung, die Zuweisungen an die Kommunen, das Kindergeld für das zweite Kind, Stipendien, Steuerabzugsmöglichkeiten für Familien, die Entwicklungshilfe und Subventionen für die Landwirtschaft und Industrie. Auf der Einnahmenseite wurde eine Energie- und Umweltsteuer eingeführt, die Mineralölsteuer erhöht, die Krankenhausgebühren heraufgesetzt und die Altersgrenze für frühzeitige Pensionierung um fünf auf 60 Jahre angehoben. Den Sparmaßnahmen folgte die Privatisierung und Deregulierung der Geld- und Kapitalmärkte. Die finnische Markka wurde an das Europäische Währungssystem angebunden. Die schockartige Liberalisierung der Außenhandelsbeziehungen nach 1990 und der dadurch ausgelöste hohe Finanzdruck veranlaßte die Regierung zu einem weitreichenden Privatisierungsprogramm. Davon betroffen waren hauptsächlich die staatlichen Großunternehmen.<sup>6</sup>

Die finnische Industriestruktur unterscheidet sich von der der anderen nordischen Partnerländer. Annähernd die Hälfte der Industrieunterneh-

<sup>6</sup> Im Jahr 1993 gab das Parlament seine Zustimmung zu der geplanten Privatisierungswelle. 18 staatliche Großunternehmen aus dem Industrie- und Energiebereich wurden ganz oder teilweise privatisiert. Der Telekommunikationsbereich wurde 1994 dereguliert und die Privatisierung von Post und Bahn wird derzeit in Angriff genommen.

men sind Kleinfirmen mit weniger als 20 Beschäftigten. Die ökonomische Macht liegt in der Hand von etwa 100 Unternehmen mit jeweils über 500 Beschäftigten. Im skandinavischen Vergleich ist die Unternehmenskonzentration in Finnland am größten. Dabei handelt es sich um Maschinenbau- und Hochtechnologiekonzerne, Unternehmen der Papier- und Holzindustrie und die großen Energieversorger. Die wichtigsten Sektoren der finnischen Industrie und insbesondere der Exportwirtschaft sind die Metallindustrie, der hochwertigere Maschinenbau und die Holzverarbeitende Industrie.

Mit dem industriellen Strukturwandel der 90er Jahre, der in Finnland besonders radikal durchgeführt wurde, trat eine Tendenz zur Produktion hochtechnologischer Güter, besonders bei neuen Telekommunikationstechniken und verstärkt im Elektronikbereich, hinzu. Der Exportsektor fungiert als das Zugpferd der finnischen Ökonomie, die Weltmarktabhängigkeit ist enorm. Mit den Erlösen aus der exportorientierten Industrie steigt und fällt das sozialpolitische Engagement des Staates. Die Entwicklung des Exportsektors ist für die Zukunft des finnischen Wohlfahrtsstaates von ausschlaggebender Bedeutung. Der radikale Strukturwandel hatte verheerende Auswirkungen auf die Beschäftigung. Im primären Sektor gingen 19,3% der Arbeitsplätze verloren, betroffen waren besonders die Beschäftigten in der Forstwirtschaft. Das produzierende Gewerbe wurde mit 29% insgesamt am stärksten in Mitleidenschaft gezogen. Von 1990 bis 1994 gingen dort etwa 221.000 Stellen verloren. Das Baugewerbe stand mit 44,4% an erster Stelle, im industriellen Bereich gingen 130.000 Stellen verloren. Der öffentliche Sektor blieb zu Beginn der Krise vom Stellenabbau verschont, was die höhere Arbeitslosigkeit der Männer bis 1994 erklärt. Später griff der Stellenabbau aber auch auf den öffentlichen Sektor über. Bis 1995 gingen in den finnischen Kommunen, dem größten öffentlichen Arbeitgeber, 50.000 Stellen verloren.

Die geschlechtsspezifische Arbeitslosigkeit glich sich auf diesem Wege wieder an, so daß die Arbeitslosenquote der Männer 1995 bei 17,6% und die der Frauen bei 16,7% lag. Das größte Problem stellt die Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit dar. Beide lagen 1995 bei etwa 30%. Während die Jugendarbeitslosigkeit seit 1995 tendenziell rückläufig ist, nimmt die Langzeitarbeitslosigkeit, vor allem bei Personen mit geringer Qualifikation, weiterhin zu.

Die dramatische Wende auf dem Arbeitsmarkt setzte die finnische Gewerkschaften unter Druck. Im internationalen Vergleich besitzen sie mit 72% einen sehr hohen Organisationsgrad. Den durch die Krise und Mitgliederverluste geschwächten Gewerkschaften trat in dieser Situation ein gestärkter Arbeitgeberverband entgegen. Er erhielt massive Unterstützung durch die konservative Regierung. Im Sommer 1992 wurde ein dreijähriger Lohnstopp zwischen Gewerkschaften, Unternehmern und Regierung ausgehandelt, die Kaufkraft der privaten Haushalte sollte durch Reduzie-



rung der Wohnkosten erhalten werden. Ein letzter Rettungsversuch von gewerkschaftlicher Seite, das System der zentralisierten Verhandlungen zu erhalten. In einer konzertierten Aktion 1993 wurden die zentralisierten tripartistischen Tarifverhandlungen, eine der wichtigsten Stützen des finnischen Wohlfahrtsstaatsmodells, abgeschafft und ein neues Konzept von dezentralisierten Verhandlungen auf Betriebsebene eingeführt. Der Vorteil, den sich Unternehmer und Regierung davon versprochen, lag in der Schwächung der Verhandlungsposition der gewerkschaftlichen Dachorganisationen, der Senkung des Lohnniveaus und dem Abbau von Mitbestimmungsrechten und sozialen Standards der Belegschaft. Der politische und soziale Konsens, die ökonomische Entwicklung zu fördern und das erwirtschaftete Produkt gerecht umzuverteilen, ein Hauptmerkmal der "finnischen Variante" des nordischen Modells, war gebrochen. Die korporatistischen Strukturen in sozial- und wirtschaftspolitischen Politikbereichen wurden ad absurdum geführt.

### 3. Die ökonomische und politische "Wende" 1994/95

Die Staatsverschuldung wuchs als Resultat der explosionsartig gestiegenen Arbeitslosigkeit weiter an. Die Maßnahmen der Regierung Aho konnten diese Tendenz nicht stoppen. Die Kosten der sozialen Sicherung stiegen zwischen 1990 und 1994 um etwa 50 Mrd. Fim, davon wurden ca. 20-30 Mrd. allein für die Arbeitslosenunterstützung aufgewandt. Die Auswirkungen traten an vielen Stellen zutage. Sie äußerten sich auch in der steigenden Zahl von Sozialhilfeempfängern. Im Zeitraum von 1989 bis 1993 stieg deren Zahl von 5% auf über 10% und verharrt seitdem auf diesem Niveau (Uusitalo 1995: 6). Ende 1993 gingen die Bilder von tausenden hungernden Menschen um die Welt, die beim Roten Kreuz in Helsinki für eine Mahlzeit anstanden. Diese extremen Formen der Armut oder "new poverty" in Finnland verschwanden nach 1994 wieder, ohne daß das Problem wirklich gelöst worden wäre. Das universalistische Grundprinzip, die staatliche Verpflichtung auf eine existenzsichernde Grundversorgung jeden Bürgers, geriet dadurch mehr und mehr zur Farce.

1994 stellte sich die ökonomische "Wende" ein. Das Bruttoinlandprodukt wuchs um 4,4% und setzte 1995 mit 4,2% weiterhin Maßstäbe im europäischen Vergleich. 1996 lag das Wachstum bei 3,6% und auch für 1997 und 1998 werden Werte zwischen 3,5% und 4,5% prognostiziert. Die ökonomische Flaute bis 1993 wurde durch eine exportorientierte Erholung ersetzt. Ein neuer Exportboom wurde entfacht. So erreichte die Höhe der Ausfuhren im Jahr 1995 150% des Niveaus von 1990 (OECD 1996: 3). Mit der ökonomischen Erholung kam es zu Veränderungen in der politischen Landschaft. Die unpopuläre Spar- und Klientelpolitik der konservativen Regierung erhielt einen empfindlichen Dämpfer. Obwohl die Zentrums- und Sozialdemokraten unter Esko Aho viele Probleme der Krise nicht allein zu verantworten hatte (die Sparbeschlüsse wurden mit den Stimmen der Sozialde-

mokraten und den Koalitionspartnern verabschiedet), lastete die Wählerschaft ihr die Mißerfolge an. Die neue positive ökonomische Entwicklung machte sich die Sozialdemokratie zu eigen und versprach mit einem parteiübergreifenden Konsens den Wohlfahrtsstaat erhalten zu wollen.

Mit einem Programm, das auf "Modernität" ausgerichtet war, gewann die von der Sozialdemokratie angeführte "Regenbogen-Koalition"<sup>7</sup> die Märzahlen 1995 und eine Zweidrittelmehrheit im Parlament. Die neue finnische Regierung propagierte die "energische Konsolidierung der Staatsfinanzen". Diese wurde erfolgreich betrieben. Hauptsächlich haben die ökonomische Gesundung und die harten Sparmaßnahmen in den öffentlichen Haushalten dazu beigetragen. Von sozialverträglichem Handeln konnte keine Rede sein, im Gegenteil, es wurden die Sparbeschlüsse der neuen Koalition forciert. Die Kürzungen der öffentlichen Ausgaben beliefen sich in den Jahren 1995 und 1996 auf annähernd 10% des Bruttosozialprodukts (Frankfurter Rundschau 27.6.1997). Mit einem neuen Beschäftigungs- und Verantwortungsprogramm wird außerdem versucht, über eine veränderte Wirtschafts-, Steuer- und Industriepolitik eine allgemeine Verbesserung zu erreichen.

Die aktive Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik stellt den Kern der Reformbemühungen der neuen Regierung dar. Dabei gehören die Maßnahmen zur stärkeren Arbeitsmarktflexibilität, die "Reformen des Arbeitslebens" (Senkung der Einstellungsschwelle, Jobsharing, Verkürzung der Kündigungsfristen, Kürzung der Anfangsgehälter von Jugendlichen) und die Reformierung des Arbeitszeitgesetzes (Jobrotation, Teilzeiteinkommenszulage, 6+6-Stunden-Tagschicht) zu den markantesten Neuerungen in den finnischen Arbeitsbeziehungen.

Diese Politik vollzieht sich vor dem Hintergrund einer nach wie vor sehr hohen Arbeitslosigkeit. Seit Ende 1994 ist nun eine langsame Verminderung der Arbeitslosigkeit festzustellen, zum großen Teil als Folge der arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Die Arbeitslosenquote schwankte 1996 und 1997 zwischen 15,1 und 16,7% (Tilastokeskus/Statistics Finland 1996: 29, Internet). Weiterhin stellt die Rückkehr der sozialdemokratisch geführten Regierungskoalition zur kollektiven Tarifpolitik 1995, dem "tripartite bargaining", zusammen mit den Gewerkschaften und den Arbeitgebern, eine deutliche Veränderung und Rückbesinnung auf die Grundstrukturen der "finnischen Variante" dar. Der eingeschlagene Weg in der Lohnpolitik (1,8% Lohnsteigerung 1995 und 1,3% 1996 für alle Branchen), die nachfrageorientierte Wachstumsbelebung durch eine Steuerreform, die die Sozialversicherungsbeiträge der Lohnabhängigen reduziert, die niedrigen und mittleren Einkommen stärkt und gleichzeitig die Lohnnebenkosten senkt (Senkung des Arbeitslosenversicherungsbeitrags der

<sup>7</sup> Die "Regenbogen-Koalition" besteht aus Sozialdemokraten, der konservativen Sammlungspartei, dem Linksbund der ehemaligen Kommunisten, der liberalen Schwedischen Volkspartei und den Grünen.



Arbeitgeber), weisen in eine positivere Richtung. Die Senkung der Mehrwertsteuerrate bei besonders arbeitskräfteintensiven Leistungen und die Anhebung des Steuersatzes auf Kapitaleinkommen sowie Einkommen aus Zinsen und Körperschaften sind Indiz für eine neoklassisch-sozialdemokratische Politik, die zumindest ansatzweise an die Traditionen des nordischen Modells anknüpft. Selbst der ökologische Aspekt wurde in die neuen Initiativen integriert, denn die entstehenden Steuerausfälle, die aus der niedrigeren Besteuerung von Arbeit entstehen, sollen durch indirekte Umweltsteuern kompensiert werden.

Alle diese Maßnahmen beinhalten drei entscheidende Zielsetzungen: die Halbierung der Arbeitslosigkeit bis zur Jahrtausendwende, um den finnischen Wohlfahrtsstaat wieder auf ein solides Fundament zu stellen, ein überdurchschnittliches wirtschaftliches Wachstum, das aber ökologisch verträglich sein soll, und das Erreichen der Kriterien für die Wirtschafts- und Währungsunion.

#### 4. Der Weg in die Europäische Union

Bis Mitte der 80er Jahre blieb Finnland ein assoziiertes Mitglied der EFTA und entschloß sich erst 1986 zur Vollmitgliedschaft. Dadurch erreichte es Finnland, stärker in die europäische Integrationsentwicklung einbezogen zu werden. Der Zusammenbruch der Sowjetunion und das Ende des Ost-West-Konfliktes waren die Voraussetzung für eine engere Anbindung an Westeuropa.

Nachdem Schweden und Österreich ihre Anträge zum EU-Beitritt eingereicht hatten und die Zukunft des erst kurz vorher gültig gewordenen EWR-Vertrages unsicher wurde, beantragte im März 1992 auch Finnland die EU-Mitgliedschaft. Die Beitrittsverhandlungen wurden im April 1994 abgeschlossen, danach begann die Phase der Wahlmobilisierung hinsichtlich des EU-Referendums. Mit der Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage und der Finanzmärkte im Frühling 1993 erhielten die Beitrittspläne eine breitere Zustimmung. Zudem war über die Hälfte der finnischen Bevölkerung im Frühling 1994 der Meinung, daß die EU-Mitgliedschaft angesichts der Entwicklung in Rußland zusätzliche Sicherheit gebe. Anders als in den Nachbarländern Norwegen und Schweden ging die finnische Bevölkerung davon aus, daß durch den EU-Beitritt die wirtschaftliche Entwicklung angekurbelt würde und sich die Arbeitsmarktsituation deutlich verbessern könne.

Am 16. Oktober 1994 entschied sich im EU-Referendum die Mehrheit der Wahlberechtigten (57%) bei einer Wahlbeteiligung von 74% für den Beitritt. Das Parlament votierte am 2. November 1994 mit der großen Mehrheit von 152 zu 45 Stimmen (von 200) für die Mitgliedschaft. Auch der Landtag der autonomen Region Ahvenanmaa (Ålandinseln) beschloß mit 26 zu 4 Stimmen den Beitritt.

Die Einstellung der Bevölkerung zur Mitgliedschaft ist 1995 durch mehrere Umfragen geprüft worden: Sie ist stabil und positiv geblieben (im November: 56% Befürworter und nur 26% EU-Gegner, Karppinen 1996: 27). Erst mit der verstärkten Diskussion über die Teilnahme Finnlands an der Europäischen Währungsunion veränderte sich diese positive Einstellung.

#### 5. Fazit

Finnland baute sein Haushaltsdefizit und die Staatsschulden im Rekordtempo ab, so daß die Kriterien für die Währungsunion 1999 schon 1996 erfüllt wurden. Man avancierte in Sachen Konvergenzkriterien zum "EU-Musterschüler". Während das Defizit im finnischen Staatshaushalt 1995 noch 62,5 Mrd. Fim betragen hatte, sank es 1996 bereits auf 35,5 Mrd. Fim und soll auch 1997 weiter reduziert werden (vgl. Ministry of Finance, Internet: 1). Die Ausgaben des Staatsbaushalts werden 1997 weiter zurückgefahren, von 199,4 Mrd. Fim 1996 auf 190,8 Mrd. Fim 1997.

Finnland besitzt eine hohe Wachstumsrate, die langfristigen Zinsen stabilisierten sich bei rund 6%, die Inflationsrate lag bei 1,0%, das Haushaltsdefizit bei 2,6% des finnischen Bruttoinlandsprodukts und die Staatsverschuldung erreichte 58,7% des BIP. Auch für 1997 wurden ähnlich gute Werte prognostiziert (vgl. Süddeutsche Zeitung v. 9.12.1996: 21; Frankfurter Rundschau v. 27.6.1997: 6).<sup>8</sup> Trotz der Rückbesinnung und der qualitativ positiven Wendung zu neoklassischen Politikmodellen 1995, nach einer vierjährigen konservativen Politikperiode, die den Umbau der "finnischen Variante" mit Vehemenz betrieb, wird die finanzpolitische "Zeche" - vor allen Dingen für das Erreichen der Maastrichter Konvergenzkriterien - auf Kosten der Sozialpolitik geben. Hierbei sind besonders die sozialen-, gesundheitlichen und bildungspolitischen Sicherungssysteme von den Kürzungen betroffen. Der finnische Wohlfahrtsstaat wird weiterhin systematisch "abgespeckt". Die "Schlankheitskur" nach den "fetten" Jahren (vgl. Noponen/Klöer 1997) wird auch von der neuen Regierung auf Kosten der sozialen Systeme betrieben.

Die Kürzungen von annähernd 20 Mrd. Fim in dieser Legislaturperiode betreffen in der Hauptsache die sozialen Sicherungssysteme, die finnischen Kommunen als ihren traditionellen Träger, und in weniger scharfer Form die Ausgaben für industrielle und landwirtschaftliche Subventionen und den Militärhaushalt.

Abschließend kann konstatiert werden, daß der universalistische finnische Wohlfahrtsstaat weiterhin mit großen Umstrukturierungsproblemen zu kämpfen hat. Der Transformationsprozeß, der seine erste entscheidende Phase zwischen 1990 und 1994 erlebte, wird unter Regie der sozialdemo-

<sup>8</sup> Für 1997 wird ein Defizit von 1,9% des BIP, eine Staatsverschuldung von 59,1% und eine Inflationsrate von 0,7% erwartet (vgl. Finland Fulfills Budget Criteria, Internet: 1).

kratisch geführten Regierung, trotz anders lautenden Bekundungen, fortgesetzt. Wenn auch mit deutlich anderen Akzenten, folgt die Regierung doch dem allgemeinen Trend der 90er Jahre, sozialpolitische Errungenschaften unter Kostendruck drastisch zu beschneiden, jedoch das universalistische nordische Modell in seiner "finnischen Variante" auf stark reduziertem Niveau weiter existieren zu lassen. Der einzige Wermutstropfen für die Regierungskoalition ist die nach wie vor sehr hohe Arbeitslosigkeit und das Versprechen, sie bis zur Jahrtausendwende halbieren zu wollen. Denn es zeigt sich, daß trotz einer umfangreichen aktiven Arbeitsmarktpolitik und einem Wirtschaftswachstum zwischen drei und vier Prozent keine durchgreifende Wende auf dem Arbeitsmarkt erreicht wurde. Ohne die vorgenommenen Maßnahmen wäre die Lage jedoch noch auswegloser.

### Literatur:

Ahtisaari, M. (28. Mai 1997): Speech by Martti Ahtisaari at a Seminar Arranged by the Confederation of Finnish Industry and Employers, 20th of November, Helsinki, <http://www.tpk.fi/puheet-1996/tten.htm>, S. 1-5

Alapuro, R. (1988): State and Revolution in Finland, University of California Press

Finland Fulfills EMU Budget Criteria (4. Juli 1997), <http://www.vn.fi/vn/vm/english/emucrite.htm>, S. 1

Karppinen, A. (1996): Finnland in der Europäischen Union, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 10/96, S. 27-40

Krosby, H. P. (1981): Friede für Europas Norden. Die sowjetisch-finnischen Beziehungen von 1944 bis zur Gegenwart, Wien/Düsseldorf

Ministry of Finance (4. Juli 1997): Proposal for the Budget of 1997, Helsinki, <http://www.vn.fi/vn/vm/english/bud97.htm>, S. 1-5

Noponen, J./Klöder, S. (1997): Finnland: "Schlankheitskur" nach den fetten Jahren?, in: Bieling, H.J./Deppe, F. (Hrsg.), Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa, S. 217-245, Opladen

OECD (1995): Finland. Economic Surveys 1994-1995, Paris

OECD (1995/96): Finland. Economic Surveys 1995-1996, Paris

Tilastokeskus/Statistics Finland (24. Juni 1997): Statistical News 1996, [http://www.stat.fi/sf/tp\\_inf/news/y97/1029eic.html](http://www.stat.fi/sf/tp_inf/news/y97/1029eic.html), S. 1-3

Uusitalo, H. (1995): The Future of the Finnish Welfare State, Stakes, National Research and Development Centre for Welfare and Health (Hrsg.), Jyväskylä

Nora Fuhrmann

## Dänemark: Transformation des Wohlfahrtsstaates mit arbeitsmarktpolitischen Mitteln

Die sozialdemokratische Koalitionsregierung Dänemarks verfolgt seit 1993 einen Reformkurs, der sich deutlich von den an neoliberalen Zielen orientierten politischen Strategien anderer Länder unterscheidet. Das Ziel dieses Kurses ist es, ökonomische Stabilität und Konkurrenzfähigkeit mit dem Erhalt des universalistischen Wohlfahrtsstaates (in der Typologie von Esping-Andersen) zu verbinden. Diese Politik ist sehr erfolgreich. Die gute konjunkturelle Entwicklung verschafft der Regierung politischen Spielraum. Die Arbeitsmarktpolitik trägt Früchte: Zwischen 1993 und 1997 sinkt die Arbeitslosigkeit von 12,3 auf acht Prozent, bis zum Jahr 2005 will die Regierung sie auf fünf Prozent senken. Die Zahl der Arbeitsplätze stieg seit 1994 um 110.000 Stellen<sup>1</sup>, der Zuwachs fand vor allem im privaten Sektor statt. Exporte und Konsum nehmen zu, die Inflationsrate liegt stabil bei zwei Prozent. Für 1997 wird ein Haushaltsüberschuß von 3,7 Mrd. Dänischen Kronen erwartet (rd. 1,1 Mrd. DM), für 1998 von 7 Mrd. Im Bereich der sozialen Sicherung wurden in den letzten Jahren einige Kürzungen vorgenommen. Im internationalen Vergleich aber sind die überwiegend steuerfinanzierten Sozialleistungen nach wie vor unvergleichlich hoch, und sie werden in relativ unkomplizierter und nichtdiskriminierender Form bewilligt (vgl. Die Zeit vom 3.10.97: 26; Frankfurter Rundschau vom 2.5.97: 2; OECD 1996: 3, 11, 61).

Dänemark ist eine kleine Exportökonomie, das Land ist auf Preisstabilität und ausreichende Exportquoten angewiesen. Die dänische Unternehmensstruktur zeichnet sich durch eine Dominanz von kleinen und mittleren Betrieben aus, größere Unternehmen gibt es kaum. Seit 1920 sind bürgerliche Regierungen selten<sup>2</sup>, in der Regel wird das Land von sozialdemokratisch geführten Koalitionen regiert. Das administrative wie das ideologische Fundament des Wohlfahrtsstaates wurde am Ende des 19. Jahrhunderts mit der Durchsetzung der ersten Sozialgesetze gelegt, die maßgebliche politische Kraft war das Bündnis von Bauern und Arbeitern. Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates verlief kontinuierlich (vgl. Baldwin 1990; Menzel 1988).

Während der 70er Jahre gerät der Wohlfahrtsstaat in eine tiefe wirtschaftliche und ideologische Krise. Die neu gegründete "Fortschrittspartei" ver-

<sup>1</sup> Dänemark hat 5,2 Millionen EinwohnerInnen.

<sup>2</sup> In den 77 Jahren seit 1920 stellt das bürgerliche Lager insgesamt 25 Jahre lang die Regierung. Die lange Regierungszeit der konservativen Koalition von 1982 bis 1993 ist also eine Ausnahme.



körpert die gestiegene Unzufriedenheit mit den hohen Staatsausgaben und den hohen Steuern. Bei der Parlamentswahl 1973 erreicht die Partei auf Anhieb 15 Prozent der Stimmen. Heute liegt sie bei etwa drei Prozent, nennenswerten politischen Einfluß konnte sie aber nie gewinnen. Andere Protestbewegungen der frühen 70er Jahre sind die sozialistische, die Frauen- und die Ökologiebewegung.

Die erste Ölkrise leitet Mitte der 70er Jahre eine tiefe Wirtschaftskrise ein. Die sozialdemokratische Partei vermag die wirtschaftlichen Probleme (Schuldenkrise, hohe Inflationsrate und steigende Arbeitslosigkeit) nicht zu lösen, so daß sie 1982 von einer bürgerlichen Koalition abgelöst wird. Diese bleibt bis 1993 im Amt. Die neue konservative Regierung reduziert die Haushaltsdefizite erheblich und senkt die hohe Inflationsrate. Sie erhöht die Steuern und kürzt einige Sozialleistungen, obgleich sich auch die konservativen Parteien für die Sicherung des universalistischen Sozialstaates aussprechen. Angesichts der steigenden Arbeitslosigkeit wird Ende der 80er Jahre ein neues Konzept der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik entworfen: die "Aktive Linie". Statt sie langfristig mit finanziellen Leistungen zu versorgen, sollen die Arbeitslosen wieder in den Erwerbsprozeß integriert werden. Das wichtigste Instrument der Aktivierung ist die Schaffung neuer Weiterbildungsmöglichkeiten. Mit dieser Strategie etabliert die konservative Regierung Dänemarks eine andere Form der Reaktion auf die ökonomischen Probleme als z.B. die britische oder die US-amerikanische Regierung (vgl. Andersen/Greve/Torfig 1994; Greve 1992; Plovsing 1994).

1993 wird die konservative Regierungskoalition von einer sozialdemokratisch geführten abgelöst. Diese erklärt die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit des dänischen Exportsektors zu ihren wichtigsten Zielen. Die Arbeitsmarktreform ist das Kernstück der Reformpolitik. Zusätzlich zur Aktivierung der Arbeitslosen werden neue Freistellungsmöglichkeiten geschaffen, die die Zahl der Arbeitsuchenden verringern. Insbesondere der verlängerte Erziehungs- und Bildungsurlaub und die vorgezogene Frührente werden vielfach in Anspruch genommen. Die Regierung schafft keine negativen Arbeitsanreize in Form niedriger Löhne und minimaler Sozialleistungen, sondern sie setzt auf die Schaffung abgesicherter Arbeitsplätze. Die "Aktive Linie" wird zu einer praktischen und ideologischen Transformation des dänischen Wohlfahrtsstaates ausgebaut (vgl. Cox 1997). Dieser Prozeß wird von einer breiten Debatte begleitet, die öffentliche Unterstützung des universalistischen Wohlfahrtsystems ist sehr hoch. Regierung und Gewerkschaften setzen auf die Qualifizierung der Erwerbspersonen und auf attraktive Produktionsbedingungen, die vorwiegend durch flexible Arbeitskräfte und niedrige Sozialabgaben gewährleistet werden. Gleichzeitig stärken die

hohen Sozialleistungen<sup>3</sup> die Position der ArbeitnehmerInnen gegenüber den Unternehmen. Die Strategie der Regierung wird - in Abgrenzung zu neoliberalen Politiken - als neo-etatistisch bezeichnet, sie hat neo-korporatistische Elemente (vgl. Jessop 1994; Torfig 1997). Das Grundprinzip des anvisierten reformierten Wohlfahrtsstaates ist die Flexibilität der Erwerbstätigen, nicht die Flexibilität der Löhne (vgl. Gough 1995). Weil die dauerhafte Finanzierung großzügiger Sozialleistungen, wie sie mit der Sozialreform der 70er Jahre anvisiert wurde, allgemein ausgeschlossen wird, wird statt einer Gleichheit der Leistungsberechtigung nun eine Gleichheit der Beiträge zum Wohlfahrtsystem in den Vordergrund gestellt. Die Erwerbstätigen der Mittelschicht leisten ihren Beitrag in Form hoher Einkommensteuern, die (früheren) Arbeitslosen sind verpflichtet, sich dem Erwerbssystem zur Verfügung zu halten, sie müssen die Weiterbildungsangebote und Arbeitsvermittlungen wahrnehmen. Früher haben alle gesellschaftlichen Schichten vom Wohlfahrtsystem *profitiert* (und die Mittelschichten haben einen Großteil der Kosten getragen), heute leisten alle ihren *Beitrag* zu seinem Erhalt (und der Anspruchskreis wird eingeschränkt) (vgl. Cox 1997).

Ein problematischer Bereich ist der der Rentenversicherung. Seit 1994 wird die Volksrente nur noch einkommensabhängig gewährt. Das Rentensystem wird durch die Einrichtung von Fonds für Betriebsrenten stärker erwerbsorientiert. Die Fonds werden in 20 bis 30 Jahren zur Auszahlung gelangen. Die Höhe der Betriebsrente ist nicht einkommensabhängig, sondern sie wird nach der Dauer der Beitragszahlung berechnet. Dennoch werden je nach Berufsgruppe sehr unterschiedliche Rentenhöhen erwartet, weil die Bedingungen von den einzelnen Gewerkschaften ausgehandelt wurden und diese sehr unterschiedliche Einflußmöglichkeiten haben. Diese Einzelverhandlungen sind als Zeichen der Erosion der sozialen Solidarität zu werten (vgl. Cox 1997). Oh zu gegebener Zeit für die nicht ausreichend versorgten RentnerInnen staatliche Zusatzrenten eingeführt werden, ist noch offen.

In der dänischen Politik hat sich seit mehr als einem Jahrhundert, seit das politische Kräftegleichgewicht zwischen bürgerlichem und sozialdemokratisch/sozialistischem Lager gegeben ist, eine feste Tradition der pragmatischen, kompromißorientierten Politik etabliert. Die gegenwärtige Regierung, 1994 gewählt, ist eine der wenigen Mehrheitsregierungen dieses Jahrhunderts. Eine Politik, die den solidaristischen Wohlfahrtsstaat als Ganzes oder einige der demokratischen Errungenschaften (z.B. die in Dänemark recht weit entwickelte Geschlechtergleichheit) grundsätzlich in Frage stellt, ist derzeit nicht denkbar. Die Tradition von Demokratie und pragmatischer Kompromißpolitik macht die gegenwärtigen Reformen aus-

<sup>3</sup> Das Arbeitslosengeld beträgt bis zu einer gewissen Obergrenze 90 Prozent des vorherigen Lohnes, es wird fünf Jahre lang gewährt. Dieser Zeitraum kann durch Erziehungsurlaub verlängert werden.

sichtsreich. Soziale Kürzungen scheinen in Dänemark im Rotationsverfahren vorgenommen zu werden.<sup>4</sup> Zwar wird auch in Dänemark das Gesamtniveau der Sozialleistungen gesenkt. Aber bei entstandenem Bedarf werden nach wie vor qualitative Verbesserungen vorgenommen (z.B. im Bereich der Altenbetreuung). Und das heutige Niveau der Sozialleistungen liegt noch immer über dem Durchschnitt der entwickelten europäischen Länder der 70er Jahre. Auch Wirtschaftsreformen, die konkret an den Interessen der dänischen Wirtschaft orientiert sind, sind in Dänemark seit langem üblich. Die schwere Agrarkrise des 19. Jahrhunderts wurde mit Hilfe einer umfassenden Agrarreform in einen Exportboom umgewandelt. Die dänische Wirtschaftspolitik hat nie zu einer Erosion der sozialen Sicherung geführt. Die starke Exportabhängigkeit des Landes erhöht den Druck, den Wohlfahrtsstaat - der als stützender Bestandteil der nischenorientierten Exportökonomie anerkannt ist - zu modernisieren. Die gegenwärtigen Reformen enthalten neben der Arbeitspflicht und dem Recht auf Arbeit und Weiterbildung einige emanzipatorische Momente. Die Wochenarbeitszeit ist mit 37 Stunden relativ niedrig, es gibt die umfassenden Freistellungsmöglichkeiten (auch Sabbatjahre bzw. -monate). Das Paradigma der Erwerbsbeteiligung beider Geschlechter wird nicht in Frage gestellt. Es muß sich zeigen, ob die genannte "Gleichheit der Beiträge" zum Erhalt des Wohlfahrtsystems längerfristig ein ausreichendes ideologisches Fundament des dänischen Wohlfahrtsstaates bilden kann.

Die EG- bzw. EU-Mitgliedschaft Dänemarks entsprang ausschließlich wirtschaftlichen Interessen. Nachdem neben der Bundesrepublik Deutschland auch das zweite wichtige Abnehmerland, Großbritannien, Mitglied der EG werden wollte, stellte Dänemark ebenfalls einen Beitrittsantrag, der 1972 angenommen wurde. Eine politische Zusammenarbeit oder Integration der EG-Länder wurde immer abgelehnt, das Land wollte auf jeden Fall politisch souverän bleiben. Erst seit der Ratifizierung des ersten Maastrichter Vertrages durch das Referendum 1993 verstärkt Dänemark die Anstrengungen, die Gestaltung der Europäischen Union im Sinne der eigenen Interessen zu beeinflussen. Die vorrangigen Interessen sind die Demokratisierung der EU, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und der Ausbau der sozialen Sicherheit. Diese Position wird durch die Beitritte Schwedens, Österreichs und Finnlands gestärkt, schon bei den Verhandlungen zum zweiten Maastrichter Vertrag hat sich ein entsprechendes Bündnis gebildet (vgl. Petersen 1996). Über den in Amsterdam ausgehandelten Vertrag wird im Mai 1998, im Wahljahr, ein Referendum durchgeführt. Welchen Einfluß die dänische Regierung im Bündnis mit denen anderer Länder in der Europäischen Union geltend machen kann, muß sich noch erweisen.

<sup>4</sup> Dieser Eindruck ergibt sich aus der genaueren Untersuchung des dänischen Wohlfahrtsstaates seit 1890, die ich in meiner im September 1997 fertiggestellten Magisterarbeit vorgenommen habe.

## Literatur

- Andersen, Kim Viborg/Greve, Carsten/Torring, Jacob (1994): Reorganizing the Danish Welfare State: 1982-93 - A Decade of Conservative Rule, University of Aalborg
- Baldwin, Peter (1990): The Politics of Social Solidarity. Class Bases of the European Welfare State 1875-1975, Cambridge
- Cox, Robert Henry (1997): The Consequences of Welfare Retrenchment in Denmark, in: Politics and Society, Sept. 97, S. 302-325
- Gough, Ian (1995): Social Welfare and Competitiveness. Copenhagen: Business School, Study No. 15
- Greve, Bent (1992): Changes in Social Policy in Denmark in the Eighties, in: Ders. (Hg.): Social Policy in Europe. Copenhagen, S. 67-76
- Jessop, Bob (1994): Veränderte Staatlichkeit, in: Grimm, Dieter (Hg.): Staatsaufgaben. Baden Baden, S. 43-73
- Menzel, Ulrich (1988): Auswege aus der Abhängigkeit: die entwicklungspolitische Aktualität Europas., Frankfurt a.M
- OECD (1996): Economic Surveys: Denmark 1995-1996, Paris
- Petersen, Nikolaj (1996): Denmark and the European Union 1985-96, in: Cooperation and Conflict 2/96, S. 185-210
- Plouving, Jan (1994): Social Security in Denmark - Renewal of the Welfare State, in: Ploug, Niels/Kvist, Jon (Hg.): Recent Trends in Cash Benefits in Europe, Copenhagen, S. 27-38
- Torring, Jacob (1997): Die Zukunft des skandinavischen Wohlfahrtskapitalismus: der Fall Dänemark, in: Becker, Steffen/Sablowski, Thomas/Schunm, Wilhelm (Hg.): Jenseits der Nationalökonomie? Weltwirtschaft und Nationalstaat zwischen Globalisierung und Regionalisierung, Berlin/Hamburg, S. 214-231



## Norwegen - Modernisierung in Spenderhosen?

### Die 80er - unruhige Zeiten

Nach mehreren Jahrzehnten sozialdemokratischer Dominanz begannen die 80er Jahre für die norwegische Arbeiterpartei (*DNA*) mit einer Wahlniederlage. Eine bürgerliche Koalition läutete ein Jahrzehnt der konservativen Wende (*høyrebølgen*) ein. Ihr erklärtes Ziel war die Modernisierung des Wohlfahrtsstaates im Einklang mit den ideologischen und politischen Veränderungen der internationalen Ökonomie. Neoliberale Politikmuster veränderten die Grundlagen bisheriger norwegischer Gesellschaftspolitik. Der Staat zog sich aus den Tarifverhandlungen zurück und das bisherige Gleichgewicht zwischen den Kräften des Marktes und den Elementen gesellschaftlicher Steuerung wurde zur Diskussion gestellt.<sup>1</sup> Angebotsorientierte Strategien verdrängten die traditionell keynesianische Wirtschaftspolitik. Eine strikte Austeritätspolitik sollte die Inflation von nahezu zehn Prozent, die bis zur Mitte der 80er Jahre nur von ausländischen Wirtschaftsexperten kritisiert worden war, drastisch reduzieren. Der Bankensektor wurde schrittweise privatisiert.

Die solidarische Lohnpolitik, die in den 60er und 70er Jahren für einen Ausgleich der Interessen und eine Stabilisierung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Exportwirtschaft gesorgt hatte, wurde von der bürgerlichen Koalition außer Kraft gesetzt; die Nominallöhne stiegen in den frühen 80er Jahren jährlich um zehn Prozent.<sup>2</sup> Neben der Lohninflation verschlechterte eine Preisinflation von ebenfalls knapp zehn Prozent die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Festlandswirtschaft.<sup>3</sup>

Bereits seit Anfang der 80er Jahre befand sich fast die gesamte westliche Welt in einer tiefen Rezession. Der daraus resultierende Nachfragerückgang stellte auch die "kleine Exportökonomie" Norwegens vor große Probleme. Kurzfristig verdeckte der Boom im Ölsektor die Probleme der Festlandswirtschaft. Das "schwarze Gold", verantwortlich für hohe Wachstumsraten, stabilisierte die fordistische Formation auch noch in Zeiten, in

<sup>1</sup> In den 60er und 70er Jahren beteiligte sich der Staat unter anderem direkt durch Steuererleichterungen und Subventionen an den Lohnverhandlungen. Viele Abschlüsse wurden erst durch die aktive staatliche Teilnahme möglich.

<sup>2</sup> Zum Prozeß der Lohnfindung in den 60er und 70er Jahren, dem "Aukrust-Modell" vgl. Aukrust (1977).

<sup>3</sup> Der Begriff der "Festlandswirtschaft" umfaßt alle wirtschaftlichen Betriebe, die auf dem Festland angesiedelt sind. Er bezeichnet also das Gegenstück zum Offshore- oder Ölsektor.

denen bereits gravierende Veränderungen die internationale kapitalistische Umwelt erschütterten.

1986 geriet auch die norwegische Ökonomie endgültig ins Schlingern. Durch den Preisverfall auf den internationalen Rohölmärkten sanken die Exporteinnahmen des Landes innerhalb eines Jahres um 15 Prozent und das reale Nationaleinkommen um zehn Prozent (OECD 1987). Die Monostruktur der Wirtschaft, die Abhängigkeit vom Ölsektor, der zu Beginn der 80er Jahre für zehn Prozent der Staatseinnahmen verantwortlich war, wurde Norwegen zum Verhängnis. Der auf Austerität fixierten neoliberalen Krisenpolitik der bürgerlichen Koalition gelang es nicht, die Lage zu entspannen. Stattdessen verschärfte sie die Krisenphänomene noch. Bis zum Ende der 80er Jahre stieg die Arbeitslosigkeit auf für norwegische Verhältnisse hohe sechs Prozent.<sup>4</sup> Die Jugendarbeitslosigkeit erreichte in dieser Zeit Spitzenwerte von 14 Prozent, während die Frauen-Beschäftigungsquote von der Beschäftigungskrise kaum betroffen war, da sich der Beschäftigungseinbruch hauptsächlich auf die Privatwirtschaft konzentrierte.<sup>5</sup>

Die konservative Regierungszeit dauerte nur vier Jahre, bereits 1986 regierte wieder eine sozialdemokratische Minderheitsregierung das Land. Auch die *DNA* setzte den Umbau des Wohlfahrtsstaates, seine Modernisierung, fort. Die Zeiten des "Sozialdemokratischen Staatskapitalismus" der 60er und 70er Jahre waren endgültig beendet.<sup>6</sup>

Die *DNA* hielt am Kurs einer angebotsorientierten Austeritätspolitik fest. 1997 verabschiedete die Regierung eine einprozentige Haushaltskürzung, um der Gefahr einer galoppierenden Inflation zu begegnen. Seit 1991 zahlt das Land die Budgetüberschüsse in einen "Petroleum-Fonds" ein, der die Renten zukünftiger Generationen sichern soll.

1990 wurde die norwegische Krone formell an den ECU angebunden. Die norwegische Zentralbank ist per Gesetz verpflichtet, die Wechselkurschwankungen der Krone minimal zu halten. Neben der Deregulierung der Kredit- und Finanzmärkte erklärte die Arbeiterpartei die Preis- und Geldwertstabilität zu vorrangigen Politikzielen. Gleichwohl verstaatlichte die Regierung im gleichen Jahr, nach einer schweren Bankenkrise, erneut die größten Banken des Landes, obwohl diese erst in den 80er Jahren schrittweise privatisiert worden waren.

<sup>4</sup> Wenn man die drei Prozent der in Programmen der aktiven Arbeitsmarktpolitik Beschäftigten mit hinzu rechnet, erhöht sich die Arbeitslosenquote auf nahezu zehn Prozent.

<sup>5</sup> Die Ausweitung der Beschäftigungsquote der Frauen zwischen 1970 und 1990 fiel mit der Expansion des öffentlichen Sektors zusammen, 1995 waren zwei Drittel der Beschäftigten im kommunalen Bereich weiblich (OECD 1996).

<sup>6</sup> Zum Begriff des "Social-democratic state-capitalism" und zu den Determinanten des "norwegischen Modells" vgl. Fagerberg et. al. (1990).



Das Jahr 1986 markierte einen erneuten Wendepunkt in der Geschichte der Arbeitsbeziehungen. Der Metallarbeitgeberverband attackierte - ermutigt durch vier Jahre neoliberaler Reformpolitik - einen zentralen Pfeiler der universalistischen Gesellschaftspolitik, den Abbau von Einkommensdisparitäten. Er forderte die Abschaffung der "Niedriglohngarantie" und die Verlagerung der Lohnverhandlungen auf die betriebliche Ebene. Allerdings endete die offene Konfrontation (Streik und Aussperrung) zwischen Unternehmern und Gewerkschaften mit einer herben Niederlage für die auf harte politische Auseinandersetzungen wenig vorbereiteten Unternehmer. Die Gewerkschaften konnten eine Lohnerhöhung und eine Arbeitszeitverkürzung durchsetzen. Den eingeschlagenen Konfrontationskurs verließen die Sozialpartner - im Angesicht der sich verschärfenden Krise - allerdings recht schnell wieder.

### Die 90er - sozialdemokratische Modernisierung

1992 legten Unternehmer und Gewerkschaften sowie die politischen Parteien ein gemeinsames Programm vor, die "Solidarische Alternative" (*Solidaritetsalternativet*), mit dem Ziel, auf Basis einer makroökonomischen Politik der Geldwert- und Preisstabilität die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Standortes Norwegen zu verbessern. Die Sozialpartner revitalisierten die "solidarische Lohnpolitik", um die Beschäftigungskrise zu meistern. Gleichwohl hat sich ihr politisch-programmatischer Hintergrund verschoben. In der Glanzzeit des "sozialdemokratischen Staatskapitalismus" war die Verwirklichung einer universalistisch strukturierten Gesellschaft das höchste politische Ziel, dem die internationale Wettbewerbsfähigkeit untergeordnet war. Heute, Ende der 90er Jahre, ist die Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit das oberste politische Ziel, während die Vollbeschäftigung nur noch eine abgeleitete Größe darstellt. Die ideologische Basis der "solidarischen Lohnpolitik" hat sich also erheblich verändert. Obwohl die Vollbeschäftigung nicht mehr das Politikziel Nummer Eins ist, ist die nordische "Passion für Gleichheit" immer noch vorhanden. In zentralisierten Lohnverhandlungen verzichteten die Gewerkschaften auf dem Produktivitätswachstum entsprechende Lohnzuwächse, um die Lohnstückkosten im internationalen Vergleich erheblich zu verbessern.<sup>7</sup> Transferzahlungen sollen gekürzt werden, um neue Arbeitsanreize zu schaffen. Das gesamte System der staatlichen Regulierungen steht auf dem Prüfstand. Die frei gewordenen finanziellen Mittel sollen zur Ausweitung der aktiven Arbeitsmarktpolitik genutzt werden. 1993 waren bereits drei Prozent der Beschäftigten in Programmen der aktiven Arbeitsmarktpolitik tätig (SSB 1994).

Eine grundlegende Reform des Bildungssystems (*Reform 94*) soll die Verbindungen zwischen schulischer und beruflicher Ausbildung verbessern,

<sup>7</sup> Die OECD empfiehlt eine Verbesserung von zehn Prozent (OECD 1993/1994).

um der hohen Jugendarbeitslosigkeit (1995 immer noch 11,8 Prozent) zu begegnen.<sup>8</sup> Gleichzeitig erließ die Regierung eine Arbeitsplatzgarantie für 18-24jährige, um zumindest den Einstieg in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen.

Der Ausgang der Transformation - oder der Modernisierung - des norwegischen Wohlfahrtsstaates läßt sich nur sehr schwer voraussagen. Es gibt durchaus ambivalente Entwicklungstendenzen auf der politisch-gesellschaftlichen Bühne. Althergebrachte sozialdemokratische korporatistische Strukturen werden mit veränderten Politikgehalten kombiniert. Orthodox neoliberales Gedankengut steht neben universalistischen Politikzielen. Die internationale Wettbewerbsfähigkeit ist zwar ein zentrales Politikziel, das Streben nach Vollbeschäftigung ist aber immer noch ein wichtiges Element norwegischer Gesellschaftspolitik, denn eine solche Politik genießt nach wie vor ein hohes Maß gesellschaftlichen Rückhaltes. Das kollektive Alltagsbewußtsein, der gesellschaftliche Wille enthält noch eine Vielzahl von Stabilitätsreserven für den universalistischen Wohlfahrtsstaat.

### Norwegen und die Europäische Union

Norwegen ist das einzige Land Europas, das einen Beitritt zur EU abgelehnt hat. In einer Volksabstimmung sprachen sich 1994 über 52 Prozent der Bevölkerung gegen eine Mitgliedschaft aus. Eine Koalition aus Fischern, Landwirten und Beschäftigten des öffentlichen Sektors mobilisierte den Widerstand gegen die Mitgliedschaft in einer neoliberal gelenkten EU, die in ihren Augen den norwegischen Wohlfahrtsstaat grundlegend transformiert hätte. Die politischen Auseinandersetzungen erschütterten die norwegische Gesellschaft bis ins Mark.

Obwohl Norwegen - als kleine offene Exportökonomie - vom Zugang zu den Weltmärkten abhängig ist, spielten ökonomische Argumentationslinien in den Auseinandersetzungen nur eine untergeordnete Rolle. Das Land hat bereits Zugang zum europäischen Binnenmarkt durch die Teilnahme am EWR, und die ökonomischen Vorteile einer Mitgliedschaft wurden bis auf wenige Ausnahmen als gering eingeschätzt (vgl. Haaland 1992).

Gleichwohl befürworteten die sozialdemokratischen Eliten einen Beitritt. Welche Motive standen hinter dieser Position? M.E. erhofften sie sich, verlorengegangenes "soziales Profil" wiederzugewinnen. Einerseits ist das europäische Mehrebenensystem in der Lage, Legitimation für unliebsame politische Entscheidungen zu liefern. Durch Verweise auf politische Zwänge auf europäischer Ebene, auf Einflußlosigkeit, auf externe Sachzwänge ließen sich unpopuläre Entscheidungen politisch leichter durchsetzen.

<sup>8</sup> Bosch (1997) diskutiert ausführlich den Inhalt und die Aussichten einer tiefgreifenden Berufsbildungsreform.



zen.<sup>9</sup> Andererseits hätte bei der aktuellen politisch-ideologischen Ausrichtung der europäischen Politik die norwegische Arbeiterpartei dem Staatenverbund noch einen "sozialen Stempel" aufdrücken können. Das so gewonnene Renommee hätte verlorenen gesellschaftlichen Rückhalt für die Transformation des Wohlfahrtsstaates zurückgewinnen können.

## Ausblick

Seit 1993 befindet sich die norwegische Wirtschaft wieder in einer Phase stabilen Wachstums. Die Inflationsrate ist unter drei Prozent gesunken, und die Arbeitslosigkeit ist im zweiten Quartal 1997 auf 4,5 Prozent gefallen (SSB 1997). Diese Entwicklung beruht entgegen dem internationalen Trend nicht auf einem Rückzug einzelner resignierender Gruppen aus dem Arbeitsmarkt.

Es ist auch nicht mehr Arbeit in den letzten Jahren entstanden, sondern die vorhandene Arbeit ist durch Arbeitszeitverkürzungen und Ausbau der Teilzeitbeschäftigung neu verteilt worden (Dölvik u.a. 1997: S. 57f.). Norwegen hat heute mit die kürzesten tariflichen Arbeitszeiten (vgl. Bosch 1997: S. 20f.) und einen überdurchschnittlich hohen Teilzeitanteil.

Nachdem die Privatwirtschaft in den Jahren zwischen 1987 und 1993 einen dramatischen Einbruch in der Beschäftigung zu verzeichnen hatte, kann seitdem ein Wachstum von 4,5 Prozent verzeichnet werden - speziell im Bau- und Dienstleistungssektor. Dagegen ist das Beschäftigungswachstum im öffentlichen Sektor, der immerhin für alle zwischen 1981 und 1995 netto geschaffenen Arbeitsplätze verantwortlich war, zum Erliegen gekommen (Stortingsmelding 1995-1996: S. 36f.).<sup>10</sup> Die internationale Wettbewerbsfähigkeit der "Festlandswirtschaft" hat sich verbessert, der Boom beruht heute nicht mehr allein auf dem Ölsektor. Die Einkommensdifferenzen sind in den letzten Jahren weiter zurückgegangen, ein im europäischen Vergleich bemerkenswerter Trend (OECD 1995).

Neuere Entwicklungen lassen allerdings erste Risse in der wiederbelebten Kooperation erahnen. In den jüngsten Tarifverhandlungen gingen die Ölarbeiter in einen Warnstreik, weil sie mit den angebotenen Lohnverbesserungen nicht einverstanden waren (FR v. 8.9.1997). Die in den 96er Lohnverhandlungen erreichten Abschlüsse mit über vier Prozent Lohnsteigerungen sind ein echter "Härtetest für die Solidarische Alternative" (aftenposten v. 27.2.1997). Der Arbeitgeberverband (NHO) kritisiert neuerdings die zentralen Lohnverhandlungen und fordert ihre Dezentralisierung (NHO 1995). Die Stellung des größten Gewerkschaftsbundes (LO) wird innergewerkschaftlich in Frage gestellt, die Konkurrenz zwischen den

<sup>9</sup> Vgl. zum "Paradox der Schwäche" Grande (1996).

<sup>10</sup> Ob dies nun allerdings bereits einen ersten Schritt in Richtung des Ideals des "schlanken Staats" darstellt, kann nur die Zukunft zeigen, und wird in den sozialen Auseinandersetzungen entschieden werden.

einzelnen Gewerkschaften nimmt zu. Zusätzlich steht die norwegische Krone durch den Boom auf den Aktien- und Immobilienmärkten unter starkem Aufwertungsdruck. Die Zentralbank war gezwungen, die Leitzinsen zu erhöhen, was in der derzeitigen Phase eher noch kontraproduktiv wirkt (OECD 1997).

Auf der politischen Ebene setzte sich am 15. September d.J. die elektorale Krise der 80er Jahre für die DNA fort. Obwohl der wirtschaftliche Erfolg der sozialdemokratischen Regierungszeit über jeden Zweifel erhaben ist, verlor die DNA die Storting-Wahlen und mußte die Regierungsverantwortung an eine hürgerliche Mitte-Rechts-Koalition übergeben. Heimliche Siegerin der Wahlen war die populistische rechts-liberale Fortschrittspartei. Mit ausländerfeindlichen und wohlstandschauvinistischen Parolen erreichte sie 15,3 Prozent und wurde zweitstärkste Fraktion im norwegischen Storting.

Der Storting-Wahlkampf offenbarte ein Paradoxon norwegischer sozialdemokratischer Politik des ausgehenden 20. Jahrhunderts: Die DNA wurde für ihre Sparpolitik kritisiert, während die bürgerliche Opposition in Spenderhosen auftrat und eine Erhöhung unter anderem der Renten durch eine Umverteilung der Ölgelder forderte.<sup>11</sup> Während in fast allen europäischen Staaten scheinbar mehr oder weniger objektive Gründe für eine Sparpolitik vorliegen, entfallen diese in Norwegen. In Zeiten wirtschaftlicher Prosperität ist die Vermittlung von Sparzwängen äußerst schwierig. Obwohl bei allen Beteiligten Reformwillen vorhanden ist, mangelt es dem Projekt der "sozialdemokratischen Modernisierung des Wohlfahrtsstaates" an Ausstrahlungskraft. Wohin die eingeleitete Modernisierung führen wird, ist noch relativ unklar; entscheidend werden die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sein.<sup>12</sup> M.E. lassen die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse aktuell eher eine Transformation, die einem "schleichenden Untergang" gleichen wird, erwarten. Schleichend auch deshalb, weil der neoliberalen Reformpolitik vermeintliche Sachzwänge, öffentliche Defizite und externe politische Zwänge (EU), fehlen. Viel wird darauf ankommen, ob es der Sozialdemokratie gelingt, ein eigenständiges Projekt zu formulieren, ohne einfalllos konservative Lösungsstrategien zu kopieren, das Antworten auf die Veränderungen der kapitalistischen Gesellschaft Norwegens nach dem Ende der "Golden-age"-Periode geben kann.

## Literatur

Aukrust, O. (1977): Inflation in an open economy: A Norwegian model, in: Krause, L.B./Salent, W.S. (Hg.): Worldwide Inflation: Theory and recent Experience, Washington

<sup>11</sup> Dies gng soweit, daß Jasper von Altenbockum die DNA in der FAZ am 27. August 1997 für ihre knauserige Politik als "Die Partei der Kniebstiebel" geißelte.

<sup>12</sup> Für eine ausführliche Diskussion über die Zukunft der korporatistischen Strukturen vgl. Dölvik et. al. (1997).

Bosch, G. (1997): Gegen den Trend: Flexibilität und Gleichheit im norwegischen Arbeitsmarkt, in: Arbeit, Nr. 1

Dølvik, J.-E. et al. (1997): Norwegian labour market institutions and regulations, in: Dølvik/Steen (Hg.): Making solidarity work?, Oslo

Fagerberg, J. et al. (1990): The decline of social democratic state capitalism in Norway, in: New Left Review 181

Grande, Edgar (1996): Das Paradox der Schwäche, in: Jachtenfuchs, Markus/Kohler-Koch, Beate (Hg.): Europäische Integration, Opladen

Haaland, Jan I. (1992): Comparative Advantage, Terms of Trade and Welfare Effects of European Integration: Some Preliminary Assessments, in: Scandinavian Journal of Economics, Nr. 3

Karlsen, T.K. (1997): Norway, in: Compston, H. (Hg.): The new politics of unemployment, London

NHO (1995): Nye driftsformer og tariffpolitikk, framtidens system for lønns og arbeidsvilkår, Oslo

OECD (1987): Economic Surveys Norway, Paris

OECD (1993/1994): Economic Surveys Norway, Paris

OECD (1995): Economic Surveys Norway, Paris

OECD (1996): Employment Outlook, July, Paris

OECD (1997): Economic Surveys Norway, Paris

SSB (1994): Labour market statistics 1993, Oslo

SSB (1997): Economic Survey 3/97

Stortingsmelding (1995-1996): Revidert Nasjonalbudjett, Oslo

## **ISW** sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

### analysen fakten & argumente

#### isw-report

(erscheint vierteljährlich,  
z. T. mit beigeheftetem wirtschaftsinfo)  
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)

**Das Geschäft mit der Wohnung**  
(Nr. 30, Februar 1997)

**Deutsche Macht-Allianz**  
(Nr. 31, April 1997)

**Macht und Herrschaft in der Marktwirtschaft**  
(Nr. 32, Juli 1997)

**150 Jahre Geschäfte des Siemens-Konzerns**  
(Nr. 33, Okt. 97) 44 S. 6,- DM

#### isw-spezial

**Cuba libre - Kuba liberal?**  
(Nr. 9, Januar 1997), DM 5,- + Versand  
**Energieleiste - und dann?**  
(Nr. 10, April 97), 80 Seiten, DM 8,- + Vers.

#### isw-wirtschaftsinfo extra

**Von Krise zu Krise - Standortkrieg  
oder Beschäftigungspolitik**  
(Nr. 25, April 96), DM 5,- + Versand

#### wirtschafts- und grafikdienst

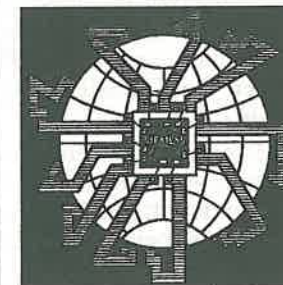
**Reichtum u. Kapitalmacht in  
Deutschland** (Nr. 2, Nov. 95), DM 8,- + V.  
**Der Steuer-Skandal**  
(Nr. 3, Juni 96), DM 10,- + Vers.  
**Armut & Sozialabbau in einem  
reichen Land** (Nr. 4, Januar 1997),  
DM 10,- + Versand

#### Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern

isw sozial-ökologische  
Wirtschaftsforschung e.V.  
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,  
Telefon: 089-130041, Fax 168 94 15

## Neu bei Isw!

150 Jahre  
Geschäfte des Siemens-Konzerns  
Geschäfte in dunkler Zeit + Siemens-Welt heute



ISW REPORT NR. 33  
sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München e.V.

Macht und Herrschaft  
in der Marktwirtschaft



ISW REPORT NR. 32  
sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München e.V.



## Globalisierung und Entwicklung

### Einleitung: Kapitalismus und Globalisierung

Kapitalismus und Globalisierung sind zwei Seiten derselben Medaille. Herstellung, Vertiefung und Erweiterung der Märkte sind systemische Eigenschaften des Kapitals. So ist die Geschichte des Kapitalismus gleichbedeutend mit der Entwicklung zum bzw. des Weltmarkts. Die jeweilige historische Form, in der sich diese innere Struktur dynamik im Wechselspiel von sich wandelnden materiellen Bedingungen und sozio-politischen Konfliktverhältnissen manifestiert, verbirgt seinerzeit mögliche andere, wenn auch nicht realisierte Gestaltungsformen und Entwicklungspfade. Dies gilt auch für die gegenwärtige Phase des Spätkapitalismus, mögen die Protagonisten der Globalisierung noch so sehr deren Alternativlosigkeit behaupten.

Kein Zweifel, wir leben mitten in einer Systemtransformation. Tradierte Akkumulationsregimes und Regulationsweisen haben ihre inhärente Dynamik erschöpft; der Nationalstaat als institutioneller Bezugs- und Steuerungsrahmen sozio-ökonomischer Entwicklung erweist sich zunehmend als zu eng. Neue Akteure, allen voran internationale Finanzinstitutionen und Transnationale Konzerne (TNK), herrschen den nationalen Regierungen zunehmend ihre privatökonomischen Handlungsimperative und eine weltweite Vertretung ihrer Partikularinteressen auf. Die Integration der Ökonomien wird begleitet von einem Universalisierungsschub auf der Ebene der Kultur; diese ist jedoch herrschaftsgeprägt und homogenisiert auf Kosten der Vielfalt. *Empirisch-historisch* lassen sich nur erst die Grundzüge der Auswirkungen von Globalisierung auf Länder, Regionen und Sozial-schichten bestimmen. Die daraus erwachsenden Identifikationsmuster, wirtschaftlichen Handlungsspielräume und politischen Steuerungsmöglichkeiten bleiben noch wenig kristallisiert, sind Gegenstand der Auseinandersetzung der Innen- wie internationalen Politik, ausgefochten auf allen Ebenen und mit allen Mitteln: politisch, ökonomisch, kulturell, ideologisch und militärisch.

Zunächst gilt es, die spezifischen Bedingungen gegenwärtiger Entwicklung zu bestimmen. Analytisch erscheint dabei die *Weltsystemtheorie*, derzufolge nationale Entwicklung nur auf Basis der Wirkungsweise des kapitalistischen Weltmarktes und im Rahmen der internationalen Beziehungen als Herrschaftsgefüge verstanden werden kann, mehr als je zuvor relevant. Auf ihrem Hintergrund lassen sich Alternativen auf Implikationen und Reichweite hin adäquater beurteilen. Der Realisierung alternativer Vergesellschaftungsmodelle auf Weltebene sind gleichwohl objektiv und subjektiv enge Grenzen gezogen. Objektiv haben sich die gesellschaftlichen

Kräfteverhältnisse sehr zugunsten des Kapitals verschoben. Kommt hinzu, daß kritische Meinungen - angesichts von Medienkonzentration und hürgegerlicher Hegemonie eh nur marginal - gegenüber den aktuellen Forderungen von Politikern, Unternehmern und Mainstream-Wissenschaftlern nach Entstaatlichung, Deregulierung und Privatisierung kaum ein Forum finden ('pensée unique'). Doch auch subjektiv türmen sich Hindernisse auf. Der Zusammenbruch des realen Sozialismus hat die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen des internationalen Systems zugunsten der Marktwirtschaft und der kapitalistischen Metropolen verschoben, die Linke geschwächt, bisherige Gewißheiten zur Disposition gestellt, Selbstzweifel genährt. Erschwerend wirken sich zudem die Neuformierung der innergesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen aus. Begleitet von der Auflösung traditionaler Klassen, Milieus und kollektiver Identitäten zugunsten von Individuierung durchdringt Globalisierung alle, selbst die alltäglichsten, Lebensvollzüge des Einzelnen in den Metropolen, sei es am Arbeitsplatz, als Konsument, in der Freizeit als Tourist.

### I. Globalisierung und ökonomische Entwicklung des Trikont

#### I.1. Globalisierung im Zeichen der Transnationalen Konzerne<sup>1</sup>

Mehr als 40.000 Transnationale Konzerne (TNK) mit über 250.000 Tochtergesellschaften agieren heute auf allen Märkten der Welt. Mehr als zwei Drittel des internationalen Handels in Gütern und Dienstleistungen wickeln sie als reinen Austausch innerhalb des eigenen Konzerns oder aber als Transaktion mit anderen Multis ab, so daß nur ein Drittel des Welt-handels nach den Regeln des freien Marktes und entsprechend der Freihandelstheorie erfolgt.<sup>2</sup>

Doch selbst diese Zahlen täuschen noch über das wahre Ausmaß ihrer weltweiten Machtstellung und ihres Konzentrationsgrads. Denn allein die 200 größten Transnationalen Konzerne haben einen Umsatz, der in seiner Größenordnung 30 Prozent des weltweiten Bruttoinlandsprodukts oder dem Doppelten des gesamten persönlichen Einkommens der ärmeren 80 Prozent der Menschheit entspricht. Ihr gemeinsamer Umsatz ist größer als das zusammengefaßte Bruttoinlandsprodukt aller Länder (182) mit Ausnahme der neun größten.<sup>3</sup> Die klassische Vorstellung, derzufolge das in-

<sup>1</sup> Zu den TNK vgl. im einzelnen: Werkstatt Ökonomie, Multis, Markt und Krise, Heidelberg 1992, bes. Kap. 4 und 5; Schmid, F., Die Schlacht um den Weltmarkt, isw-report 1, München 1990; Globalisierung der Märkte, Strategien transnationaler Konzerne, isw-report 9/10, 1991; Mayer, L./Schmid, F., Krieg der Konzerne, isw-report 17, München 1993; Le Monde diplomatique, 'Les nouveaux maîtres du monde', Manière de voir No 28, 11/1995.

<sup>2</sup> Vgl. Raghavan, C., TNCs Control Two-Thirds of the World Economy, Third World Resurgence No 65/66, Febr. 1996, 31.

<sup>3</sup> Dies sind (mit den BSP Angaben in Mrd. US-Dollar für 1995) USA (7.100), Japan (4.964), Deutschland (2.252), Frankreich (1.451), England (1.095), Italien (1.088), China (745), Brasilien (580) und Kanada (574). Diese neun vereinten damit 19.849 Mrd. US-



ternationale System sich als multiples Beziehungsgeflecht von Staaten als seinen Grundelementen darstellt, gilt nicht länger: Über die Hälfte der 100 mächtigsten Akteure auf der internationalen Bühne sind nicht Staaten, sondern TNK.

Auch der Weltmarkt ist nicht länger Späure des Austausches essentiell national bergestellter Güter, bestimmt von immer größeren Unternehmen auf der Suche nach weltweiten Absatzmärkten. Kennzeichen der neuen Globalisierung ist die durch politische Deregulierung, Transport- und Kommunikationsrevolution induzierte Verwandlung des Weltmarkts in ein *weltweites Atelier*. Sie erlauben den TNK die Zergliederung der Produktionsketten, die Verlagerung einzelner Fertigungsabschnitte und die Materialbeschaffung nach reinen Kostengesichtspunkten (*global sourcing*). Das gleiche gilt für Arbeitskräfterekrutierung und Zulieferer. So ist Siemens in 150 Ländern präsent, disponiert über 240 Produktionsstätten außerhalb seines Stammlands Deutschland, und Volkswagen greift zur Fertigung eines VW-Golf auf Lieferungen aus 21 Ländern auf vier Kontinenten zurück. Globalisierung der Produktion, Transnationalisierung der Märkte, *Internationalisierung der Mehrwertproduktion* sind nur verschiedene Aspekte desselben Phänomens. Wichtigstes Mittel der Eroberung fremder Märkte und der Vernetzung der verschiedenen Volkswirtschaften sind nicht länger direkter Gütertausch, sondern *ausländische Direktinvestitionen*, die 1995 ein Volumen von 250 Mrd. US-Dollar erreichten und deren weltweiter Bestand auf 2,4 Billionen Dollar geschätzt wird.<sup>4</sup>

Auch die Organisationsformen der TNK haben sich geändert. Durch (strategische) Allianzen mit anderen Großunternehmen, durch weitgehend selbständige Tochtergesellschaften, durch Verringerung der Produktionstiefe vermittelt der Vergabe reiner Lizenz- oder Zuliefererverträge errichten sie ein globales firmenspezifisches Netzwerk vielfältiger Formen und verschaffen sich damit ein Maximum an Flexibilität und Profitabilität. Die Profitraten der TNK sind nicht mehr an die politische Entität Staat als Wirtschaftsraum mit Durchschnitts- bzw. Monopolprofitraten der nationalen Kapitale zurückgebunden; TNK-spezifische Profitraten stellen sich her, werden innerhalb der einzelnen - zunehmend verselbständigten - Konzernbereiche eingefordert, unterdurchschnittliche Tätigkeitsfelder ausgelagert bzw. abgestoßen.

Unter dem Druck ihrer Kapitalkonzentration und ihren Verwertungserfordernissen wird der Nationalstaat als politisch-ökonomischer Bezugsrahmen durch die TNK als zu eng überschritten. Nur noch wenige Staaten vermögen dank ihrer Wirtschaftskraft und ihres politischen Machtpotentials als Basis für die Ausbildung international konkurrenzfähiger TNK

Dollar oder rund 72 Prozent des weltweiten BSP von 27.687 Mrd. Dollar auf sich. Vgl. The World Bank, World Bank Atlas 1997, Washington 1997, 30, 36f.

<sup>4</sup> UNCTAD, World Investment Report 1995, zitiert nach Raghavan, Ch., Third World Resurgence No 65/66, Febr. 1996, 32.

zu dienen, ihnen privilegierte Standortbedingungen und den notwendigen politisch-ökonomischen Flankenschutz gegen die Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu bieten. Schon zeigen sich Beispiele von TNK, die aus ihrem traditionellem Stammland in mächtigere Staaten mit größeren Märkten auswandern (Ericsson, Schweden) oder eine Kooperation mit (ausländischem) Kapital eingehen müssen, um nicht unterzugeben. Kleinere bzw. weniger entwickelte Länder haben hier wenig Chancen. So kann es nicht überraschen, daß von den 500 größten TNK nur 18 in der Dritten Welt, die übrigen 96 Prozent dagegen in den reichen OECD-Ländern beheimatet sind. Politischer Einfluß und allgemeine wirtschaftliche Macht eines Landes bedingen sich gegenseitig, sie sind auch der Nährboden für weltumspannende Unternehmen.

## 1.2 Differenzierung der Dritten Welt und Entwicklungstheorie

Seit Beginn der 80er Jahre zeigte sich in internationalen Foren, daß die politische Einheit der Dritten Welt - organisiert als Bewegung der Blockfreien bzw. Gruppe der 77 - zu bröckeln begann. Die kollektive Erfahrung kolonialer Herrschaft und Ausbeutung verbunden mit der Einsicht, politische Unabhängigkeit auf Dauer nur durch eine starke Binnenökonomie - und das implizierte eine fundamentale Umstrukturierung primär exportorientierter, von den Märkten der westlichen Industrieländer abhängigen Wirtschaften - sichern zu können, reichte nur als Basis für eine Abwehrfront der Schwachen und allgemeine Forderungen nach Wandel der internationalen Strukturen. So hatten die Länder des Südens mit ihrer Stimmenmehrheit zwar UNO-Resolutionen mit Porderungen nach einer Neuen Weltwirtschaftsordnung oder einer Neuen Internationalen Informations- und Kommunikationsordnung durchdrücken können, doch blieben diese angesichts des massiven Widerstands der führenden Industrieländer folgenlos. In einem politisch fragmentierten, aber ökonomisch integrierten Weltsystem mit allseitiger Konkurrenz als Verknüpfungsmechanismus erwiesen sich bald die besonderen nationalen Standortfaktoren, wie Ressourcenausstattung, Industrialisierungsgrad und Entwicklungsstand als Bedingungen der Differenzierung. Unterschiedliche Gesellschaftsverhältnisse und Wirtschaftspolitiken taten ein übriges, Disparitäten und Partikularinteressen zu vertiefen, die schließlich zur Auflösung der Dritten Welt als syndikalistischer politischer Block führten.

Die Entwicklungstheorie zog nach. Verunsichert durch das Beispiel der ostasiatischen Tiger, begann man zunächst dependenztheoretische Ansätze, soweit diese eine prinzipielle Unmöglichkeit nachgebolter kapitalistischer Entwicklung proklamiert hatten, in Frage zu stellen, die bald in eine Abkehr von Globaltheorien überhaupt mündeten. Stattdessen wurde eine stärkere Konzentration auf empirische Fallstudien eingefordert, angefangen mit Untersuchungen über die Ursachen des Aufstiegs einzelner Länder bzw. der mangelnden Erfolge von Volkswirtschaften, die eine (partielle) Dissoziations- und Importsubstitutionsstrategie verfolgt hatten.



Die anfängliche theoretische Abstinenz bzw. Aporie machte dann in Wechselwirkung mit der weltweiten Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer postfordistischen Ausprägung dem Neoliberalismus auch als theoretischem Überbau Platz. Die Lehren der Vergangenheit über Imperialismus, Neokolonialismus, Ungleichen Tausch, Dependenz- und Weltsystemtheorie wurden weniger kritisch reflektiert als in toto marginalisiert. Die Wissenschaft läßt sich von einer Politik zugunsten des multinationalen Kapitals im allgemeinen, des Finanzkapitals im besonderen instrumentalisieren oder dient sich dieser an.

Gleichviel, 'Realpolitik' wird nun wissenschaftlich theoretisch legitimiert: Marktregulation, Weltmarktöffnung und Multinationale Konzerne sind nunmehr die Hauptinstrumente der Entwicklung, mangelnde Wachstumsraten umgekehrt auf mangelnde Deregulierung und Privatisierung zurückzuführen. Entwicklung wird wieder als wesentlich nationale Angelegenheit konzipiert, insofern es den einzelnen Regierungen ohliegt, nicht zuletzt durch Selbstentmachtung des Entwicklungsstaates die Voraussetzungen für das freie Spiel der Marktkräfte und optimale Verwertungsbedingungen für ausländische Kapitalinvestitionen zu schaffen.<sup>5</sup>

### I.3 Globalisierung als Unterentwicklung

Doch die Sprache der Zahlen ist eindeutig: Kapitalismus ist seinem Inhalt und seiner Wirkungsweise nach identisch mit Ungleichheit, Ausbeutung und Ungleichzeitigkeit, mag sich seine spezifische Gestalt (Gesellschaftsformation) auch ändern.<sup>6</sup>

1. Das Weltsozialprodukt ist in drei Jahrzehnten um das zwölfwache auf heute 27 Billionen Dollar gestiegen; rund ein Fünftel davon geht in den internationalen Handel.<sup>7</sup> Ausbildungsquoten, Lebenserwartung, Nahrungsmittelproduktion sind global erheblich gesteigert worden. Doch die Früchte der Entwicklung hleiben zwischen Personengruppen, Regionen, Ländern, ja Kontinenten sehr ungleich verteilt, die Disparitäten haben noch zugenommen. Die Hierarchisierung der Lebenschancen wird überlagert von einer globalen Apartheid von zwei Dutzend reichen Ländern, gefolgt von einem Dutzend Schwellenländern, gegenüber 150 armen Ländern mit geringen oder gar negativen Zuwachsraten ihres Bruttosozialprodukts. So besitzen die weltweit gezählten 447 Milliarden mehr als 2.8 Milliarden Menschen, das entspricht der Hälfte der Menschheit; und die Ungleichheitsrelationen zwischen dem ärmsten und reichsten Fünftel der Staaten bzw. der Weltbevölkerung sind trotz dreier von der UNO proklamierter Entwicklungsdekaden noch gewachsen: von 1:30 auf 1:75 bzw. 1:150.

<sup>5</sup> Eine kritische Diskussion findet sich bei Hauck, G., *Evolution, Entwicklung, Unterentwicklung*, Frankfurt/M. 1996, insb. Kap. I und III.

<sup>6</sup> Vgl. Magdoff, H., *Globalization: To What End?*, Monthly Review, New York 1992.

<sup>7</sup> Vgl. *Globale Trends 1996* (Hrsg. Stiftung Entwicklung und Frieden), Frankfurt/M. 1995, Kapitalistische Ökonomien, pp 151ff.

2. Rund ein Viertel der Menschen leben in absoluter Armut, ohne ausreichende tägliche Nahrung, ohne Schulbildung, ohne Zugang zu Trinkwasser, ohne adäquate medizinische Versorgung, häufig ohne ein festes Dach über dem Kopf.<sup>8</sup> Eine vergleichende Analyse der 100 Länder des Trikont, über die die Welthank die letzten 15 Jahre Daten vorgelegt hat, kommt zu dem Schluß: Zehn Staaten sind durch Staatszerfall bzw. Bürgerkrieg zerrüttet, sie erheben keine Statistiken mehr; bei einem Drittel (33) hat das Pro-Kopf-Einkommen (PKE) absolut abgenommen, bei einem weiteren Drittel (34) sind die Menschen relativ verarmt. Unter den reichen Ländern ist dagegen kein Abstieg in die Kategorie der Länder mit mittlerem Einkommen vorgekommen.<sup>9</sup> Diese Ländergruppe hat ihren Anteil am Weltsozialprodukt mit 85 Prozent sogar noch steigern können, eine Entwicklung, die sich auch in Zukunft kaum umkehren dürfte. Monopolisieren diese Staaten doch das weltweite Entwicklungspotential, insofern sie fünf Sechstel des Welthandels und der Investitionen, über 90 Prozent der Wissenschaftler und 95 Prozent aller Patente auf sich konzentrieren.

3. Globalisierung der Ökonomien und eine bis in das einzelne Unternehmen hineinreichende Vertiefung der internationalen Arbeitsteilung implizieren steigende Abhängigkeit bis hin zur tendenziellen Auflösung der Volkswirtschaften als national umgrenzten und steuerbaren Wirtschaftsräumen.<sup>10</sup> Unter dem Imperativ des Weltmarkts verliert die klassische Vorstellung vom optimalen Mix nationaler Standortfaktoren ihre Bedeutung; denn Märkte, Waren, Qualitätsstandards, Arbeitsorganisations- und Produktionstechnologien werden homogenisiert. In der Praxis bedeutet dies Universalisierung der in den Metropolen entwickelten (und deren Produktionsfaktoren reflektierende) Normen. In völlig anders gearteten sozial-ökonomischen und kulturellen Kontexten gleichen diese aber transplantierten sozial-technologischen Genen, die sich in den Empfänger-gesellschaften wie Viren ausbreiten. Forschungs- und kapitalintensiv verschärfen sie die strukturelle Arbeitslosigkeit, vergrößern die Kluft zwischen Qualifizierten und Unqualifizierten, Wissenden und Unwissenden, Armen und Reichen. Im Ergebnis vertiefen sie die soziale Heterogenität der Gesellschaft, indem sie die Masse der Marginalisierten in ungeschützten Ar-

<sup>8</sup> Vgl. World Bank, *World Bank Atlas 1997*, Washington 1997, p 8.

<sup>9</sup> Vgl. Weltbank, *Weltbank-Berichte 1978-93*, Washington. Eigene Berechnungen

<sup>10</sup> So scheidet eine nationale Politik der Konjunkturbelebung durch deficit spending in Frankreich, immerhin der viertgrößten Ökonomie daran, daß die intendierten Effekte einer Nachfrage- und Arbeitsmarktbelebung gerade nicht im Inland, sondern eher im benachbarten Ausland wirksam werden. So zieht die staatliche Geldschöpfung leicht erhöhte Inflation mit steigenden Importen gekoppelt sinkende Exporte nach sich, mit der Folge, daß Arbeitsplätze eher noch gefährdet werden. Diese unter Mitterrand gemachte Erfahrung spiegelt sich aktuell in der für den französischen Arbeitsmarkt desaströsen Politik des franc fort (seine Bindung an die DM) sowie in der Frage der Reduzierung der Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden bei vollem Lohnausgleich. Vgl. Kruber, K.P., *Von der National-Ökonomie zur Global-Ökonomie*, a+1, Wirtschaft, Nr. 22 (1996), pp 14ff. Vgl. auch Interview mit Jacques Calvet, Generaldirektor von Peugeot/Citroen, *L'Est Republicain* vom 10.7.1997.



beitsverhältnissen bzw. im nicht-organisierten Sektor der Wirtschaftszweige vermehren. Diese erfahren die Durchsetzung der Marktwirtschaft nur als fortschreitenden Zwang zur Kommodifizierung, ohne Chance, je formell dem Kapital zu angemessenen Arbeits- und Einkommensbedingungen unterworfen zu sein. Permanent zur Leistungssteigerung und vermehrter Selbstaussbeutung getrieben, erleiden sie doch den Markt nur als Mechanismus fortgesetzter Pauperisierung. Statt der versprochenen doppelten Befreiung erleben sie seine Auswirkungen als perennierende Rekonstitutionsbedingung vor- und halbkapitalistischer Verhältnisse, die entleert ihrer traditionellen sozialen Verpflichtungen und ihres kulturell-ideologischen Überbaus auf das nackte Ausbeutungsverhältnis zwischen den Marktteilnehmern reduziert sind.

4. Globalisierung bedeutet für zwei Drittel der Menschheit Marginalisierung und Verarmung. So stehen der Weltbank zufolge für die gegenwärtig 2,5 Milliarden Erwerbspersonen auf der Welt nur 860 Millionen (sichere) Arbeitsplätze im organisierten Sektor (33 Prozent) zur Verfügung. Schon heute sind 80 Prozent der 2,1 Milliarden Erwerbspersonen in der Dritten Welt im informellen Sektor tätig; hier wird auch in Zukunft das innerhalb von 30 Jahren auf 3,7 Milliarden anschwellende Heer der Arbeitssuchenden sein Leben fristen müssen. Von den TNK ist in dieser Hinsicht wenig zu erwarten: Lediglich zwölf Millionen Beschäftigte stehen auf ihren Lohn- und Gehaltslisten in der Dritten Welt, weitere 61 Millionen in den OECD-Ländern.

Die glänzenden Zukunftsaussichten, die sich aus der Sicht der internationalen Konzerne im Süden und in der ehemaligen Zweiten Welt auftun, richten sich nicht auf die Erfüllung der unbefriedigten Grundbedürfnisse jener Milliarden Verdammter dieser Erde (Fanon). Nein, die TNK haben die zahlungsfähige Mittel- und Oberschicht des Trikont im Auge. Mögen diese mehrere hundert Millionen Personen umfassenden Gruppen auch prozentual nur eine Minderheit (rund ein Fünftel) der Dritte-Welt-Bevölkerung ausmachen, repräsentieren sie doch angesichts stagnierender Nachfrage in den Metropolen selbst einen zukunftssträchtigen riesigen Absatzmarkt, den es nach der Weltmarktöffnung zu erobern gilt.

#### 1.4 Die Schwellenländer als eigentliche Peripherie

Globalisierung der Ökonomie, vermehrter Handelsaustausch, Internationalisierung der Produktion, steigende ausländische Direktinvestitionen und generelle Attraktivität für Transnationale Konzerne, das sind die wichtigsten Ingredienzen des neuen Entwicklungsrezepts, das unter dem Motto 'trade statt aid' fungiert. Doch die Resultate sind eng begrenzt. Alle Indikatoren zeigen an, daß sich Exporte, Industrialisierungsschübe, Direktinvestitionen, weit überdurchschnittliche Wachstumsraten auf ein Dutzend Länder der Dritten Welt, insbesondere in Südostasien, konzentrieren. Einzelfall- ebenso wie vergleichende Länderuntersuchungen haben eine Multiplizität von Faktoren identifiziert, um den Ursachen dieses Erfolgs auf

die Spur zu kommen. Kulturelle (konfuzianische) Wertmuster, die Spezifik des japanischen Kolonialismus, Agrarreform und relativ gleichmäßige Einkommensverteilung wurden ebenso benannt wie die zeitgeschichtlich-politische Konstellation der geostrategischen Lage dieser Länder an der Nahtstelle zwischen Kapitalismus und Sozialismus, die sich für sie in großzügiger ausländischer Wirtschafts- und Militärhilfe auszahlte. Hebel und realer Kern des Aufstiegs der asiatischen Tiger ist jedoch (auch wenn dieser heute gern auf die segensreichen Wirkungen des freien Marktes zurückgeführt wird) ein starker Interventions- und Entwicklungsstaat. Politisch vornehmlich auf Kosten von Arbeitnehmerinteressen<sup>11</sup>, meist autoritär-repressiv, kanalisierte die Regierung mit Hilfe einer unternehmerfreundlichen Steuerpolitik, durch Subventionen, branchen-, ja betriebs- und produktspezifische Investitionslenkung die Privatwirtschaft, legte Währungen und Preise administrativ fest und schuf so die gesellschaftsinternen Voraussetzungen für eine beschleunigte Kapitalakkumulation. Die zweite notwendige Bedingung einer erfolgreichen Export- im Gegensatz zur Importindustrialisierungsstrategie, sind darüberhinaus offene Auslandsmärkte, was die Metropolen seinerzeit - und zwar gegen das GATT ohne Reziprozität - aus politischen wie wirtschaftskonjunkturellen Gründen einräumten. Die asiatischen Tiger haben, gemessen am PKE im Falle Singapurs und Hongkongs, das Niveau Frankreichs oder Deutschlands erreicht.<sup>12</sup> Die Kosten ihres Aufstiegs in Form von Überausbeutung vor allem der weiblichen Arbeitskräfte und gravierender Umweltbelastungen sind außerordentlich hoch. Inwieweit es sich dabei um unvermeidliche Kosten nachgeholter Entwicklung handelt, ist zumindest offen.<sup>13</sup>

Inwieweit der Aufstieg der südostasiatischen Länder von Dauer ist und inwieweit er als Vorbild für andere Entwicklungsländer dienen kann, sind die beiden zentralen Fragen, die sich Sozialwissenschaftler und Politiker stellen. Zunächst gilt, daß es einen für alle Länder gleich gearteten Entwicklungspfad schon angesichts ihrer sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen gar nicht geben kann. Auf einige besondere zeitgeschichtliche Faktoren ist bereits verwiesen worden, die eine erste Antwort bezüglich Ausnahme oder Universalisierbarkeit der Asiati-

<sup>11</sup> Zur Frage, inwieweit es sich hierbei um eine *conditio sine qua non* nachgeholter Entwicklung handelt, vgl. Neelsen, J., *World System and Human Rights in the South*, pp. 139ff, in: Müller, H.P. (ed), *Weltsystem und kulturelles Erbe*, Berlin 1996.

<sup>12</sup> Die ostasiatischen Tiger, inkl. die VR China, haben ihr PKE in nur jeweils einem Jahrzehnt verdoppelt, wozu bei einem vergleichbaren Entwicklungsstand England im 18. bzw. die USA im 19. Jahrhundert über 50, Japan an der Wende des 19. zum 20. Jahrh. 34 Jahre (1885/1919) brauchte. Vgl. Carfantan, Y., a.a.O., Paris 1996, p. 68.

<sup>13</sup> So wurde der Terminus 'fordisme incomplet' geprägt. Die in den letzten Jahren erfolgten erheblichen Lohnsteigerungen im Verbund mit einer Demokratisierung des politischen Systems sind nicht unbedingt ein Gegenargument, haben sie doch den Kapitalexpert wegen zu hoher Löhne beflügelt. Vgl. Altwater, E., *Der Preis des Wohlstands*, Münster 1992; Altwater, E., *Die Enttäuschung der Nachzügler*, pp. 144ff., in: Mahnkopf, B. (ed), *Der gewendete Kapitalismus*, Münster 1988, sowie Lipietz, A., *Mirages et Miracles*, Paris 1985.



schen Tiger geben. Ihre Situierung innerhalb der Funktionsweise des Welt-systems und der Reproduktionsbedingungen des globalen Kapitals verweist auf zusätzliche strukturelle Entwicklungsparameter.

a) Die Stadtstaaten Hongkong und Singapur verdanken ihren Erfolg ihrer Rolle als Drehscheibe des internationalen Finanzkapitals und Umschlagplatz des internationalen Handels; so übertreffen ihre Exporte bei weitem ihr Bruttoinlandsprodukt (über 150 Prozent). Darin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche, da diese Funktion angesichts der modernen Technologien zunehmend standort-unabhängig ist und potentiell verlagert werden kann.<sup>14</sup>

b) Zwar wickeln die Staaten Südostasiens einen zunehmenden Teil ihres Handels intraregional ab (37 Prozent) - Ausweis einer eigenen Unternehmerschicht, wachsender wirtschaftlicher Vernetzung und interner Nachfrage sowie steigender Unabhängigkeit von den Konjunkturzyklen des Nordens -, aber alle asiatischen Tiger hleihen, einschließlich der Flächenstaaten Taiwan und Südkorea, entscheidend vom Technologietransfer aus den Metropolen, insbesondere aus Japan, abhängig.<sup>15</sup> Darüber hinaus reflektieren sie symptomatisch die neue Form der internationalen Arbeitsteilung, charakterisiert durch nationalspezifische Produktspezialisierung bzw. Herstellungsketten aufbrechende Teilproduktion, wie sie insbesondere von TNK mit ihren lokalen Töchtern praktiziert wird. So ist Singapur auf Informatik und Telekommunikationsausrüstung, Malaysia auf Halbleiter, die Philippinen auf Elektronikteile spezialisiert, und Thailand bzw. Indonesien bedienen nach Einkommensgruppen gestaffelte Massenmärkte mit elektronischen Geräten. Mehr noch, ein Drittel des wechselseitigen Handels dieser fünf Länder besteht aus einem firmeninternen Güteraustausch in der Herstellung von Elektronikapparaten: Elektronische Schaltkreise werden z.B. in Thailand hergestellt, in Singapur getestet und anschließend in Malaysia in Fernsehgeräte eingebaut.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Vgl. z.B. die aktuellen Überlegungen zur Zukunft Hongkongs nach seiner Reintegration ins chinesische Mutterland: Da hegen zum einen die Bermudas Hoffnungen, zumindest teilweise dessen Rolle zu übernehmen, da schiebt sich zum anderen Shanghai an, in Konkurrenz zu Hongkong seine historische Rolle als wichtigster Handels- und Finanzplatz Chinas zurückzuerobern. In jüngster Zeit haben über die Hälfte der an der Hongkonger Börse gehandelten Unternehmen, inkl. Werften, Pensions- und Investmentfonds, ja selbst Firmen des chinesischen Staates auf den Bermudas eine 'legale Präsenz' etabliert. Vgl. International Herald Tribune v. 2. Juli 1997.

<sup>15</sup> Typischerweise stehen ihren Handelsbilanzüberschüssen mit dem Westen entsprechende Defizite mit Japan gegenüber. Vgl. Bello, W./Rosenfeld, S., Dragons in Distress, San Francisco 1992.

<sup>16</sup> Vgl. Carfantan, J.Y., a.a.O., pp 50f. So beherbergt Singapur allein 200 amerikanische Elektronikunternehmen mit 100.000 Beschäftigten für den US-Markt (Carfantan 1996, 83) und in Hongkong sind allein 1.100 US-Unternehmen etabliert. Vgl. Neue Zürcher Zeitung v. 3.7.1997

## I.5 Zusammenfassung: Ökonomische Entwicklungsperspektiven des Trikont

1. Nachgeholte nationale Entwicklung, gemessen am PKE, hleibt grundsätzlich möglich.<sup>17</sup>
2. Sie erfährt jedoch immer nur eine kleine Minderheit der Länder des Trikont. In der heutigen internationalen Konfiguration sind es ein Dutzend Staaten (von 150) mit nur wenigen Prozent (weniger als drei Prozent) der Dritte-Welt-Bevölkerung, die den Status von Schwellenländern mit teilweise westlichen Einkommensstandards erreicht haben.
3. Unter dem Vorzeichen der Globalisierung der Ökonomien und der Dominanz der Transnationalen Konzerne ist nachgeholte Entwicklung Teil und Ausdruck der Funktionsbedingungen des internationalen Kapitals. Insbesondere kleine Länder kommen dafür als Finanzdrehscheiben, als Umschlagplätze des internationalen Handels, als Rohstoffexporteure (Vereinigte Arabische Emirate, Kuwait, Brunei als typische Rentierstaaten) u.ä. in Frage.<sup>18</sup>
4. Die internen und externen Bedingungen des Aufstiegs zum Schwellenland, nämlich starker Interventionsstaat und Exportindustrialisierung bei geschütztem Binnenmarkt, haben sich im Zeichen niedrigen Wachstums der (metropolitanen) Hauptabsatzmärkte und der Öffnung aller Ökonomien generell verschlechtert.
5. Die klassische komplementäre Arbeitsteilung zwischen Nord und Süd nach dem Muster Rohstoffe vs Fertigwaren ist zwar weitgehend überholt, betrachtet man die Globaldaten, denen zufolge drei Fünftel der Dritte-Welt-Ausfuhren aus Industriegütern bestehen. Doch ist nicht zu übersehen, daß sich diese zum einen auf ein Dutzend Länder konzentrieren, und daß es sich zum anderen um eher arbeits- als kapitalintensive, technologisch ausgereifte als forschungsintensive Güter, nämlich Textilien und Bekleidung, Schuhe, Gebrauchselektronik, Spielzeug neben Schiffbau und Chemieprodukten, handelt. Schon diese Form der Eingliederung in den internationalen Warenaustausch, ganz abgesehen von ihrer kapitalmäßigen Unterlegenheit und technologischen Abhängigkeit, qualifiziert diese Länder - trotz hoher PKE - als *eigentliche Peripherie oder Satelliten* der Metropolen<sup>19</sup>: Nicht nur ihre Aussichten auf wahren Metropolenstatus sind begrenzt, selbst als Schwelolenländer hleiben sie Ausnahme. Sie erinnern an die seit der Jahrhundertwende entstandene Nene Mittelschicht in den kapitalistischen Zentren: Aus der Entfaltung kapitalistischer Verhältnisse

<sup>17</sup> Vgl. dazu auch Senghaas, D., Von Europa lernen, Frankfurt/M. 1982; Menzel, U., In der Nachfolge Europas. Autozentrierte Entwicklung in den ostasiatischen Schwellenländern Süd-Korea und Taiwan, München 1985.

<sup>18</sup> Weitere Alternativen gründen sich auf Tourismuseinkommen oder Gastarbeiterüberweisungen zumindest als 'Anschubfinanzierung' (Philippinen, Sri Lanka).

<sup>19</sup> Vgl. auch Amin, S., L'Afrique et le développement, pp 36-43, in: Jeune Afrique Economie, No 234 (Februar 1996), Paris.



selbst *organisch* hervorgegangen, veränderten sie die Klassenstruktur, ohne sie aufzuheben, erlaubten individuellen sozialen Aufstieg, ohne ihn universalisieren zu können, verbesserten kollektive Lebenslagen absolut, ohne Ausbeutung zu verringern, geschweige denn zu eliminieren.<sup>20</sup>

6. Das transnationale Kapital erzwingt die ökonomische Globalisierung, die nicht nur die Grenzen des Nationalstaats überschreitet, sondern diese selbst in Frage stellt. Zusammengefaßt im Begriff der 'natural economic areas' werden Produktionsfaktoren *ländergrenzenübergreifend* neu kombiniert; so idealiter beispielsweise Kapital und Technologie aus Japan und Korea mit Rohstoffen aus Sibirien und Chinas unerschöpflichen billigen Arbeitskräften.

Aus Länderperspektive bietet sich ein anderes Bild: Fragmentierung nationaler Wirtschaftsräume, begleitet von wachsender ökonomisch-sozialer Heterogenisierung und regionaler Ungleichheit. Als Korrelat der Orientierung am Weltmarkt werden nämlich nur bestimmte Unternehmen, Wirtschaftszweige, soziale Teilgruppen (Professionen) bzw. Regionen in die internationale bzw. unternehmensspezifische weltweite Arbeitsteilung einbezogen. So konzentrieren sich Wachstumsschübe, Direktinvestitionen und Exportindustrien Chinas in den drei den Wirtschaftspolen Taiwan, Korea und Hongkong benachbarten bzw. gegenüberliegenden Regionen am südchinesischen Meer. Dort leben jedoch nur sechs Prozent der 1,2 Milliarden Chinesen. Ähnliches zeichnet sich in anderen Ländern und Kontinenten, wie in Bangalore, dem indischen Silicon-Valley, der Region Bombay in Indien oder in Sao Paulo in Brasilien ab: Funktional in die globale Arbeitsteilung integrierte *Industriepole*, gleichen sie außen-geleiteten, politisch und ökonomisch *desintegrierten nationalen Exklaven*. Gleichwohl beeinflussen sie die umgebende nationale Wirtschaftsgesellschaft; Ihre steigenden Löhne und Arbeitsmöglichkeiten resultieren in Inflation und wachsenden Disparitäten der Lebenschancen in den angrenzenden, vornehmlich ländlichen Regionen (von entfernt liegenden Provinzen ganz zu schweigen). Die Folgen liegen auf der Hand: massive Migration, nationale Verteilungsprobleme, Forderungen nach mehr Dezentralisierung, Schwächung des Zentralstaats bis hin zur politischen Abspaltung.

7. Gegenüber der Tendenz zur politischen Fragmentierung bestehender Nationalstaaten existieren Formen der *Regionalisierung als grenzüberschreitende Kooperation* von Staaten mit dem Ziel der Erweiterung des Wirtschaftsraums, der Verteidigung und Stärkung des regionalen gegenüber dem metropolitanen Kapital. ASEAN in Südostasien, SAARC in Südasien, MERCOSUR in Lateinamerika oder CARICOM in der Karibik sind nur die bekanntesten.<sup>21</sup> Die Probleme vertiefter regionaler Integra-

<sup>20</sup> So zuerst und klassisch Schmoller, G., *Die soziale Frage*, München/Leipzig 1918, bes. pp 61, 617.

<sup>21</sup> ASEAN (Association of South East Asian Nations [\*1967], Mitglieder: Malaysia, Indonesien, Singapur, Brunei, Vietnam, Philippinen und Thailand); SAARC (South Asian Association for Regional Cooperation [\*1985], Mitglieder: Indien, Pakistan, Nepal,

tion bei ähnlich strukturierten Entwicklungsökonomien sind aus der Vergangenheit bekannt: Der begrenzten Freihandelszone im Inneren steht die Dominanz des Handels der individuellen Länder mit Drittstaaten gegenüber. Hinzu kommen etablierte Partikularinteressen klassenspezifischer, regionaler und nationaler Natur neben den technologischen Standards einer zunehmend offenen Weltökonomie, die eine binnenorientierte Umstrukturierung nicht einfach machen.

Eine andere Variante besteht in der *Assoziation* von Dritte-Welt-Staaten an metropolitane Gravitationszentren, wie Mexikos Mitgliedschaft in der NAFTA oder die im Lomé-Abkommen mit der EU verbundenen 70 ehemaligen europäischen Kolonien aus dem afrikanischen, karibischen bzw. pazifischen Raum. Doch die erhofften Entwicklungsschübe für die AKP-Staaten sind ausgeblieben, und Mexiko kämpft im Gefolge der erzwungenen Pesoabwertung von 1994 mit der schwersten Wirtschaftskrise seit 60 Jahren, mit über einer Million zusätzlicher Arbeitsloser, drastischen Ersparnisverlusten und Einkommenseinbußen.<sup>22</sup> Inwieweit mit der Assoziation mehr als nur ein peripherer Status für die Assoziierten erreicht werden kann, wohingegen die Zentralökonomien im Yen-, Dollar- bzw. DM-Block ihre Machtbasis für den intermetropolitanen Konkurrenzkampf ausbauen, ist zumindest offen.<sup>23</sup> Im Zweifelsfall zählen - unabhängig von internationalen Verträgen - die Interessen des Stärkeren.

Jenseits solcher formell-politischer Anbindung der Dritten Welt an einen der Blöcke der Triade ist an eine weitere Form der Assoziation bzw. Integration in Abhängigkeit zu erinnern, die monetär vermittelt ist. Sie kommt generell schon darin zum Ausdruck, daß der Welthandel fast ausnahmslos in 'harten' Währungen abgewickelt wird, in denen die Zentralbanken der Länder auch ihre Geldreserven anlegen. So werden die Preise für Rohstoffe - typische Exporte des Südens - nicht am Entstehungsort, sondern an den Börsen in New York, Chicago bzw. London festgelegt und in den dortigen Währungen fakturiert; Aufkauf und Distribution werden zudem von wenigen metropolitanen Monopolisten beherrscht. Teilweise unabhängig von dieser unfreiwilligen Abhängigkeit, haben rund ein halbes Hundert Länder direkt oder indirekt ihre Währungen an den Dollar angeschlossen.<sup>24</sup> Die Finanz- und Haushaltspolitik der USA, Außenhandelsaldo und Zinshöhe, der Wechselkurs des Dollar üben dadurch ent-

Bhutan, Sri Lanka, Malediven und Bangladesh); MERCOSUR (Mercado Comun del Sur [\*1991], Mitglieder: Argentinien, Uruguay, Brasilien, Paraguay); CARICOM (Caribbean Community [\*1973], 15 Mitglieder: u.a. Barbados, Guayana, Jamaika, Trinidad und Tobago, Bahamas, Belize, Surinam, Antigua, Grenada). Zu weiteren Regionalverbänden vgl. *Globale Trends* 1996, 221-223.

<sup>22</sup> Vgl. zuletzt *International Herald Tribune* v. 1.10.1997, 'Police Stoke Fears of Crime in Beleaguered Mexico', in dem als zusätzliche Konsequenz auf die drastische gestiegene Kriminalität abgehoben wird.

<sup>23</sup> Zu den Chancen Osteuropas vgl. auch Dauberstadt, M., *Europas schwieriger Osten: Konkurrent oder Armenhaus*, Reihe Eurokolleg 28, Friedrich Ebert-Stiftung, Bonn 1994.

<sup>24</sup> Vgl. *Le Monde, Dossiers et Documents*, Mars 1997, 'La guerre des monnaies'.



scheidenden Einfluß auf die interne Politik dieser Länder aus. Die steigende Bedeutung von DM und Yen als internationale Währungen und Reservegeld signalisieren eine Verschiebung des Kräftegleichgewichts zwischen den G3, die ihren Niederschlag in der Konsolidierung bzw. Erweiterung der respektiven Einflußzonen im Osten und Süden finden wird.<sup>25</sup> Die Diskussionen um Frankfurt/M. als internationalen Finanzplatz, um den Euro und seinen Außenwert, reflektieren denselben Sachverhalt aus der Sicht der EU im Verhältnis zu den USA.<sup>26</sup> Die Dritte Welt spielt in dieser Rivalität zwischen den führenden Zentren keine Rolle.

8. Die überwiegende Mehrheit der Länder und Bevölkerung des Südens fällt relativ zurück, viele befinden sich gar in einer Situation sich verschärfender Pauperisierung. Die neue Globalisierung hat den Prozeß der ökonomischen Differenzierung des Trikont beschleunigt, neben den Schwellenländern die Vierte Welt hervorgebracht. Zurückgefallen im PKE, uninteressant für ausländische Direktinvestitionen, ist der Anteil der letzteren am Welthandel auf geringfügige Prozente geschrumpft. Daraus auf (wenn auch erzwungene) 'Dissoziation' zu schließen, womöglich als Chance eigenständiger Entwicklung, wäre völlig verfehlt. Institutionell und hinsichtlich der Reproduktionsnotwendigkeiten von Einfuhren abhängig (angefangen bei Medikamenten, Energieträgern, Nahrungs- und Transportmitteln), verbirgt sich hinter der wertmäßigen Bedeutungslosigkeit der Ausfuhren dieser Ländergruppe eine Verschlechterung der terms of trade, die durch eine volumenmäßige Steigerung zu kompensieren versucht wird. Die Arznei (steigendes Angebot) verschlimmert jedoch nur die Krankheit (sinkende Warenpreise), vertieft noch weiter die externe Abhängigkeit.

## II. Globalisierung als Neokolonialismus

1. Ökonomische Globalisierung überschreitet zwar gegebene staatliche Grenzen und verändert das Verhältnis von Ökonomie zu Politik und Staat, aber heht das Weltsystem als strukturiertes Gefüge von Staaten nicht auf. Im Gegenteil, der Globalisierung der Ökonomien steht eine Fragmentierung der Staatenwelt - gerade auf Seiten der Entwicklungs- bzw. Transformationsländer in Süd und Ost - zur Seite, die auch durch die genannten Versuche zur supranationalen Blockbildung nicht durchbrochen wird. Von der Entstehung eines Weltstaates als politischem Überbau der Weltwirtschaft kann empirisch keine Rede sein.

<sup>25</sup> Inhalt und Auswirkungen illustrieren die in der Communauté financière africaine (CFA-Franc Zone) zusammengefaßten ein Dutzend westafrikanischer Länder nach der von Paris entschiedenen Abwertung des Franc. vgl. Quid? 1997, Paris 1996, 2180.

<sup>26</sup> Zum Verhältnis von Globalisierung, Regionalisierung und Nationalstaat vgl. allgemein Hirsch, J., *Der Nationale Wettbewerbsstaat*, Berlin 1995, bes. Kap. II, 2, 3 und III, 1-4 (pp 83-136). Daneben Holloway, J., *Reform des Staates: Globales Kapital und nationaler Staat*, in: PROKLA 90, 1993, pp 12-33; Prokla Redaktion, *Der Nationalstaat zwischen globaler Ökonomie, regionaler Blockbildung und regionalistischem Separatismus*, in: PROKLA 90, 1993, pp 3-11; vgl. auch Picciotto, S., *Die Krise des internationalen Staates*, in: PROKLA 90, 1993, pp 34-49.

2. Die ökonomische Globalisierung bedarf eines institutionellen Rahmens, der prinzipiell nur zwischen Regierungen als rechtsetzenden offiziellen Vertragsparteien ausgehandelt werden kann. Denn auch Marktwirtschaften funktionieren nur im Rahmen einer sozio-politischen Ordnung; sie bedürfen des Staates, der politischen Herrschaft zur Festsetzung und Einhaltung von Rahmenbedingungen, gegebenenfalls staatlicher Sanktionsgewalt gegenüber Ahweichtlern. So war auch in den Theorien über den hürgerlichen Staat nur dessen spezifische Form, seine Rückbindung zu (Ableitung aus) kapitalistischen Produktionsverhältnissen zur Diskussion gestellt, nie dessen essentielle Notwendigkeit.

3. Essentialität dem Wesen, Spezifik der Form nach ist der Staat der postfordistischen Phase des Spätkapitalismus durch ein ausgeprägtes Machtgleichgewicht zwischen den Staaten geprägt. War dies bis dahin eher in der Wirkungsweise als im formalen Regelwerk internationaler Institutionen und Regimes nachweisbar, so findet sie heute ihren unmittelbaren Ausdruck in der Transformation internationaler Regimes und Institutionen in westliche Herrschaftsinstrumente: Die einseitige Indiennahme der UNO, nicht zuletzt des Sicherheitsrates, zur Förderung eigener Interessen, die Pressionen zur UNO-Reform durch arbiträre Finanzmittelkürzung, die Forderungen nach Auflösung von UNCTAD und UNIDO, den beiden Trikont-Foren in der Weltorganisation par excellence, sind aktuelle Zeugnisse.<sup>27</sup> Die Welthandelsorganisation (WTO) als Nachfolgerin des GATT ist vertraglich (und mit Sanktionsgewalt ausgestattet) auf die weltweite Liberalisierung der Märkte, einschließlich Banken, Versicherungen und Kommunikation, sowie die Durchsetzung westlicher Patentvorstellungen (TRIPS) als universell geltendes Eigentumsrecht festgelegt.<sup>28</sup> Der Internationale Währungsfonds, ursprünglich als Instrument zur Erleichterung des internationalen Handels eingerichtet, wurde im Rahmen der Schuldenkrise in eine Institution der Gläubiger-Staaten verwandelt. Seine der überwältigenden Mehrheit der Länder des Trikont verordneten Strukturanpassungsmaßnahmen (SAP) zielen auf die Entmachtung des Entwicklungs- und Sozialstaats und die forcierte Weltmarktöffnung durch Währungshwertung.<sup>29</sup>

<sup>27</sup> So die Aktionen in Somalia, Irak bzw. Ruanda im Namen der 'Völkergemeinschaft' oder die permanente Mißachtung von UNO-Resolutionen bzgl. Israel, UNCTAD (United Nations Conference on Trade and Development) und UNIDO (United Nations Industrial Development Organisation) wurden auf Initiative des Trikont unter dem Banner nachgeholter Entwicklung gegründet. Anders als das innerhalb der Weltorganisation autonome GATT sind sie als Sonderorganisationen direkt der UNO angegliedert; und anders als die Institutionen von Bretton Woods (IMF, Weltbank), deren Stimmrechte nach Finanzanlage gewichtet sind, sind sie direkt dem Wirtschafts- und Sozialrat unterstellt und spiegeln die zahlenmäßige Dominanz des Südens wieder.

<sup>28</sup> Vgl. Raghavan, Ch., *Recolonisation*, London 1990; RESURGENCE (Penang, Malaysia), No 60, 1995, *The Big Squeeze*; RESURGENCE No 64, Dec. 1995, *'A New Colonialism?'*; RESURGENCE, WTO: *New Setback for the South*, No 77/78 (Jan. 1997); *iz3W*, Die WTO und die neuen Dimensionen im Welthandel, 206, 6/1995; *iz3w*, No 160, 9/1989 (GATT - Neuordnung des Weltagrarkhandels).

<sup>29</sup> Vgl. Neelsen, J., *L'ONU et le Tiers Monde*, pp 88-100, in: APHG (ed), *L'ONU: 50 ans dans la vie internationale*, Nancy 1996.



Das neue Verhältnis von Staat/Politik zu Ökonomie läßt sich danach präzisieren: In der Triade schlägt sich der Staat auf die Seite des transnationalen Kapitals. Mit dem Schlagwort von der Standortsicherung als Kampfbegriff und Alibi zugleich ist dieses Bündnis im Innern gegen die abhängig Beschäftigten gerichtet. In globaler Perspektive dient der imperialistische Staat dagegen der Stärkung der heimatischen Machtbasis der TNK mit dem Ziel durch 'commercial diplomacy' Vorteile gegenüber der Konkurrenz aus anderen Zentrumsstaaten herauszuschlagen und allgemein einen weltweit ungehinderten Markt- und Ressourcenzugang zu sichern. Von einer generellen 'Entstaatlichung' kann gar keine Rede sein.

4. Die neue Globalisierung hat auch eine politisch-militärische Dimension. Der Zusammenbruch des Ostblocks und der Wiederaufstieg Deutschlands und Japans haben die Struktur des internationalen Gefüges zwischen West und Ost wie zwischen Nord und Süd verändert. In der Tiefenstruktur der sich herauskristallisierenden Globalökonomie zeichnet sich die Bildung dreier konkurrenzialer Blöcke mit den Kernländern USA (NAFTA), Deutschland (EU) und Japan (Pazifischer Raum) ab. Diese Triade repräsentiert über 80 Prozent des globalen Bruttosozialprodukts, der Direktinvestitionen, des Handels, der Finanzen, von Wissenschaft und Forschung. Der Konzentration von ökonomischer Macht gesellen sich weitere Monopole hinzu, die ihr eine weltweite Hegemonie auch im kulturell-ideologischen und militärischen Bereich (Medien, I&K-Technologien, Massenvernichtungswaffen, Weltraumforschung) sichern. Sie erlauben es ihnen, ihrem gemeinsamen Interesse nach Stabilität des internationalen Finanz- und Wirtschaftssystems, nach sicherer und preisgünstiger Energieversorgung und ungehindertem Zugang zu Märkten und Rohstoffquellen ein 'lebenswichtiges nationales Interesse' zu unterlegen, das gegebenenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen, legitim ist. Der Krieg gegen den Irak und der Nichtverbreitungsvertrag von Atomwaffen ohne Zerstörung der eigenen Arsenale sind die jüngsten Belege. In der Aufstellung 'Schneller Eingreiftruppen' materialisiert sich die Neudefinition des militärischen Auftrags zur weltweiten Durchsetzung nationaler Interessen anstelle der bisherigen Verteidigung des nationalen Territoriums. Primärer Adressat dieses Politik- und Strategiewandels ist die Dritte Welt. Das Embargo gegenüber Libyen, die Sanktionspolitik gegen Iran und Irak, die Invasion Panamas, die Gefangennahme und Verurteilung seines Präsidenten vor einem amerikanischen Gericht belegen, daß der Welt auch eine juristische Ordnung okzidentaler Provenienz aufgeherrscht werden soll.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Der Versuch zur Internationalisierung von Rechtsnormen, einschließlich der Einrichtung internationaler Tribunale, steht in flagrantem Gegensatz zur Dauermissachtung von UNO-Resolutionen zu Israel/Palästina oder der unverhüllten Beteiligung westlicher Regierungsstellen an Attentatsversuchen gegen Fidel Castro, der Ermordung Che Guevaras oder Lumumbas (und der Machtübernahme Mobutus), der Mitverantwortung Frankreichs an den Massakern in Ruanda. Diese wenigen Beispiele illustrieren die Wahrheit, daß das herrschende Recht nichts als das Recht der Herrschenden ist.

5. Die Konkurrenz als Triebfeder kapitalistischer Entwicklung hat eine ökonomische und politische Seite. Jenseits der Verteidigung 'kollektiver Güter' drückt sie sich in der weltweiten Konkurrenz der Blöcke um Einflußzonen aus. So wurde im Gefolge des 2. Golfkriegs der politische, militärische und wirtschaftliche Einfluß der europäischen Mächte im Vorderen Orient zugunsten der USA drastisch reduziert; diese kontrollieren von nun an die Energieversorgung, Lebensader moderner Ökonomien, auch ihrer Konkurrenten. Und bei den jüngsten Konflikten in Zaire/Kongo bzw. Ruanda ging es nicht zuletzt um Zentralafrika als einer traditionellen Einflußzone Frankreichs, das sich heute die anglo-amerikanischen Mächte einverleiben möchten.<sup>31</sup>

### Schlußbemerkung

Gegenüber der Minderheit der Globalisierungsgewinner in allen Ländern sieht sich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung des Südens eher mit größerem Elend und kulturellem Identitätsverlust, gepaart mit politischer Instabilität, Staatszerfall und Bürgerkrieg, konfrontiert. Humanitär-solidarische Engagements für die Dritte Welt, von fair trade bis zu verstärkter bzw. an Demokratie- und Menschenrechtsauflagen gebundene Entwicklungshilfe werden keine Abhilfe bringen, wenn sie es je taten. Denn, wie lange kann der Mehrheit der Weltbevölkerung ihr Recht auf Würde versagt werden? Wie lange können Autos, Kühlschränke u.a. Symbole von 'Fortschritt und Zivilisation' als 'positionale Güter' (Altvater) den Menschen im Norden zugänglich, den Menschen im Süden aber vorenthalten bleiben?

Doch anders noch als bis dato, da sie durch Warenexporte Arbeitsplätze importierten und als Konsumenten von den Nord-Süd-Beziehungen profitierten, geraten die Industrieländer in verstärktem Maße durch Migration sowie Delokalisierung der Produktion und Importe aus der Dritten Welt sozial, politisch und ökonomisch unter Druck. Heute schon Problem der 'sunset-Industrien' und unqualifizierter Arbeit, werden morgen weitere Branchen, qualifiziertere Berufsgruppen und soziale Schichten von billiger ausländischer Konkurrenz, Arbeitsplatzverlust und sozialem Abstieg betroffen sein.<sup>32</sup> Das Schengener Abkommen, wachsende Xenophobie in

<sup>31</sup> Schließlich soll auf den europäischen 'Bananenkrieg' verwiesen sein, in dem sich afrikanische und karibische Exporteure solchen aus Lateinamerika gegenüberstanden. Hinter vordergründigen Preisargumenten ging es - wie die staatlichen Interventionen insbesondere Frankreichs und der USA verdeutlichen - um die Sicherung kleinbäuerlicher Produzenten aus francophonen AKP-Staaten gegenüber den Interessen (latein) amerikanischer Großplantagenbesitzer und mehr noch ihrer US-amerikanischen weltweiten Handelsmonopolisten.

<sup>32</sup> Die Software-Industrie in Indien genießt schon jetzt internationalen Ruf. Swissair und die Lufthansa lassen einen großen Teil ihrer Buchführung in Bangalore vornehmen. Die Indian Institutes of Technology, die Nuklearforschung, die Satellitentechnik und Trägerkettenproduktion in Indien oder China, um nur zwei herausragende Beispiele zu nennen, zeigen, daß Forschung und Entwicklung von Weltgeltung in der Dritten Welt trotz schmaaler infrastruktureller, personeller und institutioneller Basis durchgeführt



Deutschland, die gerade bei der Arbeiterklasse erzielten Wahlerfolge der Front National in Frankreich, verweisen auf die Brisanz des Problems.

Doch Vorschläge, die darauf abzielen, nur metropolitane Partikularinteressen zu verteidigen, sind zum Scheitern verurteilt. a) Wer eine größere Besteuerung internationaler Finanztransfers (Tobin-Tax) und eine Nachfragestärkung durch Einkommenserhöhung fordert, unterscheidet zwischen einem 'guten' produktiven Kapital und einem 'schlechten' Geld- und Finanzkapital. Doch bleibt diese Argumentation völlig der Kapitallogik verhaftet und will nur die aktuellen Bedingungen der Kapitalverwertung ändern. Dabei mag es gelingen, die Zahl der Arbeitslosen zu verringern, ein weiteres Absinken der Reallöhne zu stoppen, vielleicht gar die Tendenz umzukehren, am Ausbeutungscharakter des Systems wird sich nichts ändern, am absoluten Elend im Trikont schon gar nichts. Kurz, hier liegt ein klassischer Fall dessen vor, was das Manifest als 'Bourgeois-Sozialismus' geißelt. b) Angesichts der Schwächung des Nationalstaats sind regionale Blockbildungen angesagt. Doch das aktuelle Projekt Europa ist eher Ausdruck wachsender imperialistischer Konkurrenz, des Kampfs um die Neuaufteilung der Welt als Schlüssel zur Sicherung des Wohlfahrtsstaats im Inneren oder gar Ausgangsbasis eines weltweiten Kampfes zur Überwindung des Kapitalismus. c) Die Forderung nach Rückgewinnung der Hegemonie der Politik über die Ökonomie stellt sich so nicht für die Metropolen. Hier sind Liberalisierung, Deregulierung und Entstaatlichung Programm und ausdrückliches Ziel staatlicher Politik. Mit dem Ende des Fordismus sind die Voraussetzungen für den ihn kennzeichnenden institutionalisierten Klassenkompromiß aufgehoben. Der Staat manifestiert wieder offen - wie so häufig in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft - seinen Klassencharakter. So steht in den Metropolen nicht die Wiedergewinnung des Primats der Politik, sondern eine andere Politik mit anderer Klassenbasis zur Diskussion. Anders im Trikont, in dem die Globalisierung unter Führung der TNK und unterstützt durch deren Regierungen zu einer allgemeinen Entmachtung des Staates geführt hat. Hier umfassende Gegenmächte mit alternativen Gesellschaftsmodellen auf Dauer zu etablieren, erscheint angesichts der allseitigen metropolitane Monopole und der Kooptation einheimischer Eliten eher unwahrscheinlich; ein grundlegender Wandel wird erst auf der Basis vorheriger Veränderung in den Metropolen bzw. der internationalen Machtverhältnisse erwartet werden

wird. Die joint ventures im Fahrzeugbau (in Indien, China, Korea), bei der geplanten Entwicklung eines Flugzeugs mittlerer Passagierkapazität zwischen Airbus-Industrie und der VR China oder Frankreichs vertragliche Zusage zum Technologietransfers für Hochgeschwindigkeitszüge an Südkorea bei der Auftragsvergabe einer Eisenbahnverbindung deuten darauf hin, daß es sich hier nur um einen Anfang in der Entstehung neuer Technologie- und Industriepole im Hochtechnologiebereich in der Dritten Welt handelt. Das Aufbrechen solcher bisheriger Monopole dürfte eine verschärfte Konkurrenz und eine Beschleunigung in der Entwicklung neuer Produkte, gekoppelt mit einer weiteren Verkürzung der Produktzyklen, zur Folge haben. Zudem dürften auch hochqualifizierte Fachkräfte um ihre Arbeitsplätze bangen, wohingegen bisher vor allem wenig qualifizierte Jobs in den Metropolen von der Konkurrenz des Trikont bedroht waren.

können. d) Im Namen von 'Sozialklauseln', Umweltstandards bzw. demokratischen Verhältnissen schließlich werden Importbeschränkungen von Produkten aus dem Süden sowie eine gezielte Entwicklungshilfe eingefordert. Nur schlecht verbirgt sich hinter diesen Forderungen im Namen allgemeiner Menschenrechte das Bemühen um den Schutz eigener materieller Partikularinteressen. Daß Entwicklungshilfe a priori den politischen und ökonomischen Interessen der Geberländer dient, ein geringes Volumen aufweist, das zudem nur einen Bruchteil der ökonomischen Verluste durch Nichteinhaltung der GATT-Regeln seitens der OECD-Länder ausmacht, ist vielfach dokumentiert. Angesichts der überragenden Verantwortung der reichen Länder für die weltweite Umweltbelastung<sup>33</sup> sowie der allseitigen Abhängigkeit des Südens von Märkten, Technologie, Betriebsanlagen, Produktstandards etc. können Umweltauflagen nur als vordergründiges Argument zur Verschleppung nachgeholter Entwicklung und indirekter Schutzzoll auf Kosten des Trikont verstanden werden. Schließlich ist es wohlfeil, 'westliche' Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse universell zu fordern, Kinderarbeit im Einzelfall anzuklagen, ohne die allgemeinen Ursachen vor- und halbkapitalistischer Ausbeutungsformen, begründet in der spezifischen Durchsetzung kapitalistischer Verhältnisse in der Peripherie, auf- und anzugreifen.

Zwei, im Prinzip, wenn auch nicht in der Praxis, banale Schlußfolgerungen liegen auf der Hand: die Unabdingbarkeit theoretischer Arbeit in (selbst-)kritischer Absicht unter Berücksichtigung empirischer Arbeiten, wie bisheriger Ansätze zu Entwicklung und Unterentwicklung, von Strategien, Institutionen, sozialen Akteuren (einschließlich und gerade solche marxistischer Prägung); zum anderen erfordert Globalisierung eine globale Lösungsperspektive. Mögen auch keine entsprechenden Strategien zu definieren sein, schon die Kritik an Vorschlägen ob ihrer mangelnden Reichweite für verbesserte Lebenschancen und Würde jedes Einzelnen, scheint unter heutigen Bedingungen ein Fortschritt.

Das Zentrum des Kapitalismus liegt bei uns in den Metropolen; hier auch sind wir am politischen Prozeß beteiligt. Mögen viele ihre Hoffnungen auch auf revolutionäre Bewegungen in der Dritten Welt setzen, trotz Globalisierung bleibt das Politikfeld primär national bestimmt. Es ist hier, wo wir politisch agieren können und müssen.

<sup>33</sup> So produzieren die reichen Länder knapp 70 Prozent der weltweiten Industrieabfälle, 75 Prozent der Treibhausgase, 95 Prozent der FCKW.

Raul Pont

## Demokratie und Volkspartizipation in der öffentlichen Sphäre

Erfahrungen mit der partizipativen Haushaltsgestaltung in Porto Alegre (1989-1996)

*Vorbemerkung der ÜbersetzerInnen: Bei den letzten brasilianischen Kommunalwahlen im Herbst 1996 waren die Ergebnisse für die linke Arbeiterpartei Partido dos Trabalhadores (PT) gemischt. Erfolgreich war sie u.a. in Porto Alegre, der Hauptstadt des Bundesstaates Rio Grande do Sul. Seit 1989 gewann die PT die Wahlen zum dritten Mal in Folge; bereits nach dem ersten Wahlgang war die Entscheidung zugunsten des PT-Bürgermeisterkandidaten Raul Pont gefallen. Die Grundlage des Erfolges bildete ein aus "linker Sicht erfolgreiches Modell" der Kommunalpolitik.<sup>1</sup> Kommunalpolitische Spielräume wurden durch eine Steuerreform erweitert und sollen durch eine Verwaltungsreform weiter ausgebaut werden. Im Kern der Reformmaßnahmen steht allerdings eine partizipative Haushaltsgestaltung, mit der Elemente der direkten Demokratie in kommunalpolitische Entscheidungsprozesse integriert werden. In der hier dokumentierten, am 6.3.1997 vor der CTA (Confederación de Trabajadores Argentinos<sup>2</sup>) in Buenos Aires gehaltenen Rede beschreibt Raul Pont<sup>3</sup> die erfolgreiche Funktionsweise des Partizipativen Haushalts (Orçamento Participativo).*

### Einleitung

In Brasilien ist die Geschichte der Aufstellung und Umsetzung öffentlicher Budgets durch gravierende Mängel gekennzeichnet, durch Machtkonzentration, Ressourcenverschwendung, politischen Klientelismus und Korruption. In Porto Alegre hat sich dies verändert. Seit acht Jahren hat die Kommunalverwaltung von Porto Alegre ein innovatives und revolutionäres System zur Ausarbeitung und Beaufsichtigung des Kommunalhaushalts geschaffen. Es steht im Mittelpunkt eines Maßnahmenbündels, mit dem Partizipations- und Entscheidungsinstanzen der Kommune in der Verwaltung des öffentlichen Haushalts und in den sektoralen Politiken bis hin zu den Wahlen der Schulleiter und Schulräte des städtischen Schulsystems gestärkt oder geschaffen wurden.

<sup>1</sup> Siehe dazu auch Joachim Becker, PT-Erfolge durch Partizipation. Kommunalwahlen in Brasilien, in: *ila, Zeitschrift der Informationsstelle Lateinamerika* 201/Dez. 1996, S. 25f.

<sup>2</sup> Neuer Gewerkschaftsverband, der aus Kritik an der peronistischen CGT gegründet wurde.

<sup>3</sup> Raul Pont ist auch Exekutiv-Sekretär der Rede de Cidades do Mercosul, dem Städtenetz des süd-südamerikanischen Wirtschaftsraums.

Im Partizipativen Haushalt treffen nicht nur Bürokraten und regierende Politiker Entscheidungen über Steuereinnahmen und öffentliche Ausgaben. In einem Beratungs- und Diskussionsprozeß bestimmt die Bevölkerung über die Höhe der Einnahmen und Ausgaben, sie entscheidet über Investitionen, Prioritäten, Bau- und andere Regierungsmaßnahmen.

Der Partizipative Haushalt hat bewiesen, daß die demokratische und transparente Verwaltung der Ressourcen der beste Weg ist, Korruption und die Verschwendung öffentlicher Finanzmittel zu vermeiden. Im Gegensatz zur Auffassung einiger Technokraten hat die Volkspartizipation effiziente öffentliche Ausgaben ermöglicht und zu öffentlichen Maßnahmen geführt, die für die Bevölkerung äußerst wichtig sind. Bisher haben die partizipativ entschiedenen Projekte - insbesondere zugunsten der städtischen Infrastruktur und für eine höhere Lebensqualität der Bevölkerung - insgesamt ein Volumen von 700 Millionen Dollar erreicht.

Der Partizipative Haushalt hat auch bewiesen, daß der Aufbau von praktischen Partizipationsmechanismen und die Bereitschaft der Regierung, den Entscheidungen der Bevölkerung Folge zu leisten, wesentlich sind, um die bürokratischen Barrieren zu durchbrechen, die die zivile Gesellschaft vom Staat trennen, und um aktiv wahrgenommene Bürgerrechte zu konstituieren. In Porto Alegre kennen und entscheiden die Bürger heute die öffentlichen Angelegenheiten, und damit verändern sie sich immer mehr zum Subjekt ihrer eigenen Zukunft.

Diese Erfahrung bedeutet für die Bürger zugleich eine politische Reflexion über die Grenzen und Unzulänglichkeiten der repräsentativen Demokratie. In einem Land wie Brasilien, in dem das Parteiensystem zerbrechlich ist, wird die delegierte Stimme von den politischen Repräsentanten, die oftmals ihre Partei wechseln oder Programme nicht ausführen, in der Regel nicht respektiert. Die im Partizipativen Haushalt umgesetzte direkte Betätigung hat viel Positives über die Zunahme des politischen Bewußtsein und die politische Praxis der Bürger, die sich Informationen und die Kontrolle über den Staat aneignen, zutage gefördert.

Nach Umfrage-Ergebnissen kennen 60 Prozent der Bevölkerung den partizipativen Haushalt. Tausende von Personen nehmen in lokalen Versammlungen, in der regionalen Vollversammlung und in Foren zu spezifischen Themenfeldern aktiv an dem Prozeß teil.

Gegenwärtig werden in ganz Brasilien in mindestens 70 Kommunen Partizipative Haushalte eingeführt, auf der Grundlage von Erfahrungen in Porto Alegre.

### Ein kurzer Überblick über die Geschichte des Partizipativen Haushalts

Porto Alegre ist die Hauptstadt des Bundeslandes Rio Grande do Sul, hat 1.290.000 Einwohner und liegt in einem Ballungsgebiet mit drei Millionen



Einwohnern. Nachdem die Stadt ihren Ursprung in der Industrialisierung des Bundeslandes hatte, ist die Bedeutung der Industrie in Porto Alegre gesunken, und die Stadt hat sich zu einem Dienstleistungs- und Handelszentrum gewandelt. Bis Anfang der 80er Jahre verzeichnete Porto Alegre einen beschleunigten Bevölkerungsanstieg - ein Prozeß, der zusammen mit der starken Einkommenskonzentration ein erhebliches Ungleichgewicht erzeugt und ein Drittel der Bevölkerung ohne Zugang zur städtischen Infrastruktur gelassen hat.

Dieser Teil der Bevölkerung wurde traditionell von der Kommunalverwaltung vergessen. 1989 gab es eine enorm große Anzahl von Bürgern, die in inoffiziellen Stadtvierteln oder Dörfern lebten. Diese Menschen haben in Baracken gewohnt, ohne Trinkwasserversorgung, ohne Abwasserkanalisation und ohne befestigte Straßen. Das bedeutet, daß die öffentliche Hand einem bedeutenden Teil der Bevölkerung minimale Versorgungseinrichtungen schuldig geblieben war. So wurden zu Beginn des partizipativen Haushalts Fälle bekannt - festgehalten in Dokumenten -, in denen Teile der Bevölkerung 30 oder 40 Jahre lang um eine Abwasserkanalisation oder um die Befestigung von Straßen kämpften.

Die völlig zentralisierten und antidemokratischen Regierungsinstitutionen wurden ein unüberwindbares Hindernis für eine transparente und organische Beziehung mit der Gesellschaft. Die Kommunalverwaltungen trafen Investitionsentscheidungen, ohne die Bevölkerung zu berücksichtigen, und nach Prioritäten, die von denen der Gemeinden abwichen. Außerdem waren die Kommunen mit einem administrativen und finanziellen Ungleichgewicht struktureller Natur konfrontiert. Die Steuereinnahmen der Kommunalverwaltung waren nicht angepaßt worden und unzureichend, um ein Minimum an kommunalen Aktivitäten zu finanzieren und damit die Entwicklung der Stadt auszugleichen, ihr entgegenzusteuern und damit zu beginnen, der sozialen Verantwortung gegenüber Tausenden von Bürgern, die in erniedrigendem Elend lebten, gerecht zu werden.

1989, als der Partizipative Haushalt entstand, kam es aufgrund der widrigen Umstände und der Unerfahrenheit mit dem Neuen zu einer bescheidenen Teilnahme der Bevölkerung. Im Jahr 1990 blieb die Teilnahme auf einem niedrigen Niveau, insbesondere infolge der finanziellen Schwierigkeiten der Präfektur. Erst als die Kommune durch eine umfassende Steuerreform die Fähigkeit zu investieren wiedererlangte, bekam der Partizipative Haushalt einen starken Impuls. Die Regierung hatte nun Ressourcen, um auf die Forderungen der Bevölkerung einzugehen, und die Bevölkerung fing an, mit ihren eigenen Augen zu sehen, daß ihre Entscheidungen respektiert wurden und auf eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen hinausliefen.

Die brasilianische Steuerstruktur ist ungerecht, weil die indirekten Steuern, die aus dem Verbrauch von Gütern und Dienstleistungen hervorgehen, dominieren, und sie zudem zwischen den Zuständigkeitsbereichen der

Verwaltung ungerecht verteilt sind. Von den gesamten Steuern verbleiben ungefähr 55 Prozent beim Bund, 28 Prozent bei den Bundesländern und 17 Prozent bei den Kommunen. Damit ist festgelegt, daß fast die Gesamtheit der Kommunen von Transfers des Bundes und der Bundesländer als ihrer Haupteinnahmequelle lebt.

Die in Porto Alegre durchgeführte Steuerreform hat ein deutliches Anwachsen der Einnahmen ermöglicht. Heute gehen mehr als 50 Prozent der kommunalen Einnahmen aus kommunalen Steuern hervor. Ohne Zweifel haben wir das durch die Präsenz der Gemeinden in der Diskussion und die Kenntnisse der Bevölkerung, wo und wie öffentliche Mittel verwendet werden, erreicht - durch die partizipative Demokratie.

Verfassungsrechtlich verabschiedet die Kommune Steuergesetze und nimmt Steuern sowohl in der Form von Grundstücks-, Immobilien- und Dienstleistungssteuern als auch bei der Veräußerung von Immobilien ein, sowie Gebühren für öffentliche Dienstleistungen. Unter den Transfers ist die von den Bundesländern erbobene Mehrwertsteuer die wichtigste kommunale Einnahmequelle.

Die durchgeführten Steuerreformen sind durch eine ausgedehnte und demokratische Debatte in den Gemeinden sowie durch einen progressiven Charakter der Immobilien- und Grundsteuer für die Reichen gekennzeichnet. Sie haben ein Kataster mit mehr als 470.000 Eintragungen ermöglicht.

Seit dem Jahr 1991 ist das Partizipative Budget immer mehr zu einem wachsenden und begeisterten Prozeß geworden, der die Gemeinden aller Bezirke mobilisiert. 1994 zum Beispiel haben mehr als 11.000 und 1995 mehr als 14.000 Personen allein an den direkt von der Präfektur koordinierten Veranstaltungen und den Foren teilgenommen. Wenn wir zu diesen die Teilnehmer an unzähligen Versammlungen binzuzählen, die von den Gemeindeverbänden und Bürgervereinigungen organisiert wurden, kommen wir auf ungefähr 100.000 Personen, die an der Ausarbeitung des Partizipativen Haushalts beteiligt waren. Außerdem sind ungefähr 1.000 Einwohnerorganisationen und Verbände in den Prozeß des Partizipativen Haushalts eingebunden.

### Die Funktionsweise des Partizipativen Haushalts

Die Funktionsweise des Partizipativen Haushalts wurde in den letzten Jahren verbessert, um die vielen verschiedenen Probleme, die aufgetreten sind, zu lösen. Gleich am Anfang wurde deutlich, daß die Prioritäten in den ärmsten Bezirken, in denen die Mehrheit der Bevölkerung lebt, sich sehr von denen der Bezirke unterscheiden, in denen Menschen leben, die über mehr Mittel verfügen. In den armen Stadtvierteln stand das Problem der Kanalisation im Vordergrund, in den reichen Stadtvierteln dominierte die Sorge um die Straßenreinigung und die Pflege von Parks und Plätzen.



Andererseits gab es in der Bevölkerung der armen Stadtviertel Unterschiede im Hinblick auf den jeweiligen Organisationsgrad zur Durchsetzung von Forderungen.

Ein anderes Problem, das auftrat, war die Tradition klientelistischer Beziehungen, die auf dem Tausch von Bitten aufgebaut wurden. Diese in unserer Kultur stark verwurzelte Tradition führt Passivität herbei, nicht zu Partizipation, sondern zur Kooptation der Bevölkerung. Zudem gab es keine Erfahrungen mit Debatten in der Auseinandersetzung um wichtige Themen technischer Natur, wie zum Beispiel den Haushalt. Und tatsächlich reichten die Steuermittel auch nach der Steuerreform nicht aus, dem gesellschaftlichen Bedarf gerecht zu werden.

Damit war es notwendig, Mittel und Wege zu finden, die Passivität und die klientelistischen Beziehungen aufzubrechen, die Partizipation anzuregen und über Investitionen und Ausgaben nach objektiven Kriterien, akzeptiert von den Gemeinden, zu entscheiden, die ganze Stadt fair zu berücksichtigen und eine Prioritätenliste aufzustellen, die die gravierenden Unterschiede berücksichtigt.

Der Ablauf, der zur Lösung dieser Probleme und zur Absicherung der erweiterten Partizipation gefunden wurde, der die Demokratie des ganzen Prozesses bewahren und die Diskussion reich, produktiv und erzieherisch werden lassen sollte, ist folgender:

1) Die Stadt wurde in 16 Bezirke unterteilt, nach geographischen, sozialen und organisatorischen Kriterien. Durch diese Bezirke wurde die erweiterte Partizipation der Bevölkerung organisiert. Um außerdem die Teilnahme von Individuen und Organisationen zu ermöglichen, die an andere soziale Bewegungen wie die Gewerkschaften, die Frauenbewegung, an die Bereiche Gesundheit, Erziehung, Kultur usw. angebunden sind, wurden für fünf Themenfelder Partizipationsstrukturen geschaffen: städtische Entwicklung und Organisation; Transporte und öffentliche Verkehrsmittel; Gesundheit und soziale Dienste; Erziehung, Kultur, Freizeit sowie wirtschaftliche Entwicklung und Besteuerung.<sup>4</sup>

Jährlich fördert die Präfektur mindestens zwei große Runden von Plenarsitzungen in den Bezirken und zu den genannten Bereichen. In der ersten Runde wird ein Rechenschaftsbericht vorgelegt - was durchgeführt wurde, was gegenwärtig durchgeführt wird, was noch nicht begonnen wurde und warum nicht. Das ist der Moment, in dem die öffentliche Gewalt der Kritik der Bevölkerung unterworfen wird. Diese Stufe garantiert die Transparenz des Prozesses - eine Fundamentalbedingung für jene offene Beziehung, die

<sup>4</sup> Anm. der Übers.: Joachim Becker (a.a.O.) schreibt zu den thematischen Foren: "Nun gibt es auch Investitionsentscheidungen, die weit mehr als eine Region betreffen. Um diese Entscheidungen auch in den partizipativen Budgetstellungsprozess zu integrieren und über die Nachbarschaftsvereine hinaus Gewerkschaften, Berufsvereinigungen, Unternehmerverbände und diverse Nichtregierungsorganisationen einzubeziehen, schuf die Stadtregierung 1994 fünf thematische Foren [...]"

das partizipative Budget erfordert. In der zweiten Runde gewichten die Bewohner jeder Straße und jedes Stadtviertels sowie die Träger der um die fünf Themenfelder gruppierten Partizipationsstrukturen ihre Prioritäten und wählen die Delegierten für den partizipativen Haushalt.

Zwischen den zwei Runden ist Raum für eine intermediäre Phase, in der unzählige Versammlungen, sowohl zu den gesonderten Aufgabenbereichen als auch in den Bezirken (die ihrerseits in Sub-Bezirke unterteilt sind) abgehalten werden. Indem die Bevölkerung an einer Aufstellung ihrer jeweils wichtigsten Bedürfnisse arbeitet, entwickelt sie eine Vorstellung ihrer notwendigen Bedürfnisse und stellt eine Hierarchie der dringendsten Aktivitäten und Baumaßnahmen auf. Obwohl aus kleinen Versammlungen sich zusammensetzend, ist dies einer der wichtigsten Momente des Prozesses, weil sich die Debatte und die Diskussion feinädrißig durch die Stadtviertel verbreitet, wodurch eine umfassende Diskussion ermöglicht wird und es zu einer erregten, aber produktiven Auseinandersetzung zwischen den Gemeinden kommt, wenn es um Ressourcen und Investitionen geht.

2) Nachdem Prioritäten definiert und Räte sowie Delegierte aus den thematischen Foren und den Bezirken gewählt wurden, werden das Forum der Bezirks- und Themendelegierten sowie der Kommunalrat für Planung und Haushalt gebildet.

Der Kommunalrat für Planung und Haushalt setzt sich aus jeweils zwei Räten und jeweils zwei Stellvertretern aus den 16 Bezirken der Stadt, aus jeweils zwei Räten und der gleichen Anzahl von Stellvertretern aus den themenspezifischen Foren, aus einem Vertreter und einem Stellvertreter der Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes in Porto Alegre und aus einem Vertreter und einem Stellvertreter des Dachverbandes der Stadtviertelverbände zusammen. Die Regierungsvertreter sind zu zweit und haben kein Stimmrecht. Die Räte haben ihr Mandat für ein Jahr und es besteht die Möglichkeit, einmal wiedergewählt zu werden. Das Mandat kann jederzeit in einem besonderen Verfahren durch das Delegiertenforum entzogen werden, mit einer qualifizierten Mehrheit von zwei Dritteln.

Die Delegierten, deren Anzahl die der Räte deutlich übersteigt, treffen sich einmal im Monat und konstituieren das bereits erwähnte Forum der Bezirks- und Themendelegierten. Die Delegierten haben die Aufgaben, die Räte zu unterstützen - indem sie die Bevölkerung über im Rat diskutierte Themen informieren -, die Versammlungen in der intermediären Phase zu garantieren, die Konsolidierung der Bezirksräte, die ebenfalls entstanden sind, zu unterstützen und im Kontakt mit der Bevölkerung den Verlauf der im Investitionsplan vorgesehenen baulichen Maßnahmen zu begleiten.

3) Nach dem Prozeß der aufeinanderfolgenden Versammlungen in den thematischen Foren und den Bezirken und nach dem Aufbau des Delegiertenforums und des Kommunalrats beginnt die abschließende Gestaltung des kommunalen Haushalts und des Investitionsplans. In einem ersten Schritt nehmen alle Behörden der Regierung an den Sitzungen des



Kommunalrats teil, um über Bauten, ihre Kosten und ihre technische Machbarkeit zu diskutieren. In Besitz dieser Auskünfte führen die Räte und Delegierten erneut Diskussionen mit den Gemeinden. Im nächsten Schritt stellt die Exekutive den Räten einen detaillierten Haushaltsvorschlag vor, der alle Einzelhaushalte mit Einnahmen und Ausgaben einschließt. Wenn die Verteilung der Haushaltsmittel auf Ausgabenbereiche feststeht, beginnt anhand folgender Kriterien die Aufstellung des Investitionsplans: a) Die Prioritäten der Bezirke (festgelegt in den Bezirksversammlungen - Kanalisation, Erziehung, Straßenbefestigungen usw.); b) die Bevölkerung der Bezirke (Bezirke mit einer größeren Bevölkerungszahl bekommen ein höheres Gewicht); c) die Bedürftigkeit jedes Bezirks bezüglich Leistungen und Infrastruktur (die bedürftigsten Bezirke bekommen ein größeres Gewicht). Anhand dieser Kriterien und der Diskussion mit der Bevölkerung werden die in den einzelnen Bezirken durchzuführenden Investitionen und Baumaßnahmen bestimmt. Dazu kommen Investitionen, die von den thematischen Foren vorgeschlagen werden und solche, die für die ganze Stadt von Interesse sind und von der Regierung vorgeschlagen werden.

Der Investitionsplan ist folglich das Ergebnis von regionalem Bedarf, von sektoralen Anforderungen und von allgemeinen Vorschlägen zur strategischen Stadtplanung. Er ist auch das Ergebnis eines intensiven und kritischen Dialogs zwischen den Gemeinden, ihren Verbänden, zivilgesellschaftlichen und kulturellen Organisationen und der Kommunalverwaltung.

Am Ende des Prozesses wird der Investitionsplan dem Kommunalrat für Planung und Haushalt zur Abstimmung vorgelegt.

4) Nachdem der Rat dem Kommunalhaushalt zugestimmt hat, wird der Vorschlag von der Exekutive dem Stadtparlament zugesendet. Hier vollzieht sich die Vereinigung zwischen der direkten partizipativen und der repräsentativen Demokratie. Diese Beziehung ist sehr spannend und schwierig, hat sich aber als sehr positiv herausgestellt. Die Stadtabgeordneten diskutieren und debattieren mit der Exekutive und den Räten über die Haushaltszahlen - und sie unterbreiten Veränderungsvorschläge. Es kommt dadurch zu intensiven Verhandlungen, die zu Veränderungen führen, aber die Globalstrukturen des Haushalts unverändert lassen, weil die Stadtabgeordneten wissen, daß die Haushaltsstruktur auf einem Prozeß beruht, der zweifellos sozial und politisch repräsentativ ist.

Wir haben im Laufe der Jahre den Erhalt dieser Erfahrung einer autonomen, selbstverwalteten Form öffentlicher Beteiligung verteidigt. Versuchen, diesen Prozeß gesetzlich zu regeln, wurde weder von der Bevölkerung noch der Regierung Raum gegeben. Unsere Regierung verteidigt den Erhalt des öffentlichen und nicht-staatlichen Charakters des Prozesses.

## Die Ergebnisse des Partizipativen Haushalts

Seitdem sich der partizipative Haushalt konsolidiert hat, hat die Präfektur zwischen 15 und 25 Prozent der Einnahmen für Investitionen verwendet. Der Rest wird für die Bezahlung von Angestellten und den Verwaltungsaufwand verwendet. Auf diese Weise belaufen sich die im partizipativen Haushalt entschiedenen baulichen Maßnahmen - wie eingangs berichtet - auf Investitionen von mehr als 700 Millionen US-Dollar.

Im Lauf der Jahre gewannen Kanalisationsmaßnahmen im partizipativen Haushalt die Priorität. So war es möglich, von 1990 bis ins Jahr 1995 hinein die Anzahl der an die Wasserversorgung angeschlossenen Wohnungen von 400.000 auf 465.000 zu erhöhen. Heute sind 98 Prozent der Wohnungen an die Wasserversorgung angeschlossen. Bei der Abwasserentsorgung war der Anstieg noch größer. Im Jahr 1989 waren 46 Prozent der Bevölkerung an die Abwasserkanalisation angeschlossen und heutzutage sind es 74 Prozent. Mit den vorgesehenen Investitionen kommen wir bis Ende 1996 auf 85 Prozent der Bevölkerung, die an die Abwasserkanalisation angeschlossen sind.

Eine weitere Priorität des Partizipativen Haushalts ist die Befestigung von Straßen in den städtischen Randgebieten. Jährlich werden zwischen 25 und 30 Kilometer Straße in den ärmsten und bedürftigsten Stadtvierteln neu befestigt. Dränagen, die öffentliche Beleuchtung, die Sanierung von Favelas, die Wohnungsbaupolitik und Gesundheit sind andere Themen, die Priorität bekamen.

Im Bereich der Erziehung haben es die im Partizipativen Haushalt entschiedenen Investitionen ermöglicht, daß sich die Schulanmeldungen zwischen 1988 und 1996 mehr als verdoppelten, bei gleichzeitig verbesserter Qualität der Erziehung.

In puncto Gesundheit hat die Kommune in dem Dezentralisierungsprozeß in einem Vertrag mit der Bundesregierung die primäre Versorgung übernommen. Das Einheitliche Gesundheitssystem<sup>5</sup> garantiert die öffentliche und universelle Versorgung der Bevölkerung durch unmittelbare Aktivitäten des Netzes kommunaler Gesundheitsdienste sowie durch die Verwaltung und die Kontrolle des Ressourcentransfers zu den vertraglich in das System eingebundenen privaten Krankenhäusern, Kliniken und Labors. Die Gesundheitspolitik wird in der Kommune nach den gleichen Demokratisierungsprinzipien vom Kommunalrat für Gesundheit, lokalen Räten und der Kommunalverwaltung bestimmt.

Aber die Ergebnisse des Partizipativen Haushaltes können und sollen nicht an Zahlen und Prozenten gemessen werden, obwohl dies wesentlich ist, um zu beweisen, daß durch die Partizipation, die Transparenz und die Demokratie die öffentlichen Ausgaben effizienter und effektiver werden.

<sup>5</sup> Sistema Unico de Saúde.

So wichtig wie die praktischen Ergebnisse des Partizipativen Haushalts ist es, daß die Bürgerschaft in Porto Alegre wiederentdeckt und ihre aktive Teilnahme an den öffentlichen Anliegen geweckt wurde.

### Verwaltungsprobleme

Der Erfolg hinsichtlich der Beziehung zu den Gemeinden und ihrer Einbindung und Partizipation wurde bezüglich der Angestellten der Kommunalverwaltung noch nicht erreicht.

Wir haben die Angestelltenstruktur aus Jahrzehnten der klientelistischen Politik der öffentlichen Macht und aus Jahren des Autoritarismus geerbt, in denen die Verfahren zur Transparenz, für öffentliche Bewerbungen und zur demokratischen Verwendung von Ressourcen nicht berücksichtigt wurden.

Zählt man die erwerbstätigen und die berenteten Angestellten zusammen, so ist die Präfektur für eine Gehaltsliste von 25.000 Personen verantwortlich.

Die Probleme mit der Angestelltenstruktur unterscheiden sich nicht stark von den diagnostizierten Problemen der Bundes- und Landesregierungen, obwohl wir eine engere Beziehung mit den Gewerkschaften und in einigen Experimenten positive Erfahrungen mit Partizipation und Wahlen gemacht haben.

Aber das reicht nicht aus. Bedürfnisse sind geblieben und eine einfache Steigerung der Anzahl von Angestellten kann das Problem nicht lösen, weil so die Personalausgaben unwahrscheinlich stark angespannt werden.

Wir müssen stattdessen in die archaische und überholte Verwaltungsstruktur eingreifen, in der nach Schätzungen 50 Prozent der Zeit für unnötigen Verwaltungsaufwand verwendet wird anstatt für effektive Arbeit.

Die Informatisierung der Verwaltungsprozesse hat schon begonnen - durch den öffentlichen Betrieb zur Datenverwaltung PROCempa -, wodurch der Zeitaufwand signifikant verringert und die Transparenz sowie die Sozialkontrolle über die Dienstleistungen und die Leistungen der Präfektur verbessert werden können.

Die Implementierung von verschiedenen Computernetzen und die Reorganisation der Hauptarbeitsprozesse, mit denen schon begonnen wurde und die durch eine Finanzierung durch die BID<sup>6</sup> konsolidiert und verbreitert werden, werden den Modernisierungsrückstand deutlich reduzieren.

Wir haben keinen Zweifel, daß diese Herausforderung in der nächsten Regierungsperiode für uns so wichtig sein wird wie die reichen Erfahrungen mit der partizipativen Demokratie, die wir aufgebaut haben.

<sup>6</sup> Banco Interamericano de Desenvolvimento.

### Schlußfolgerung

Offensichtlich ist der Partizipative Haushalt kein perfektes und ausgearbeitetes System. Vielmehr ist er das Gegenteil. Er hat Probleme und Mängel, die eine permanente Aufmerksamkeit, Überarbeitung und Perfektionierung verlangen.

Trotzdem ist er mit seiner kurzen, aber erfolgreichen Geschichte zu einem nationalen und internationalen Vorbild geworden. Wie schon gesagt, andere Kommunen haben die Methode zur Aufstellung ihres Haushalts übernommen und darüberhinaus sind Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern gekommen, um sich über die Erfahrungen mit dem Partizipativen Haushalt zu informieren.

Er ist ein edles Instrument, um die Stadt konkret zu verändern, um sie gerechter werden zu lassen und ihre Lebensqualität zu erhöhen. Er ist zu einem Werkzeug für die tiefe Veränderung der politischen Kultur der Stadt geworden, er beseitigt die traditionellen Praktiken des Klientelismus und fisiologismo, er verleiht der Partizipation der Bürgerschaft einen neuen Wert: Er transformiert einfache Männer und Frauen in Protagonisten ihres eigenen Schicksals.

Übersetzung: Ligia Giovanella und Kai Michelsen

**alaska**  
Zeitschrift für  
Internationalismus

Auf der Kühlen 22  
28203 Bremen  
Tel.: 0421-720 34

Postmoderner  
Internationalismus!

215: Wohin mit dem Patriachat?  
216: Postfaschismus  
217: Befreiungstheorien/Marxismus

je 7 DM, kostenloses Probeheft anfordern

iz3w  
blätter des  
Informationszentrums  
3. welt

iz3w ► Die Zeitschrift zu  
Politik, Ökonomie und Kultur  
► zwischen Nord und Süd

Aktuelle Themenschwerpunkte:  
► Heft 223: Arbeit ► Heft  
224: Global Governance ►  
Heft 225: Biopolitik ► Heft  
226: Entwicklungspolitik

iz3w ist die größte unabhängige deutsche  
Fachzeitschrift zu Nord-Süd Beziehungen.  
Einzelheft DM 8,- Alle sechs Wochen neu.

iz3w ► blätter des Informationszentrums  
3. welt · Postfach 5328 · D-79020 Freiburg  
Telefon (0761) 740 03 · Telefax (0761) 70-98 66  
E-Mail: iz3w@link-s.cl.sub.de

Die Zeitschrift zwischen Nord und Süd



## Kuba - aktuelle Analysen<sup>1</sup>

Titelte die Zeitschrift Konkret in der Mai-Ausgabe "Castros Wunderwirtschaft", so lautete die Essay-Überschrift von Walter Haubrich - seines Zeichens PAZ-Lateinamerika Korrespondent - in der Samstagsausgabe vom 19.4. "Die Einsamkeit des Comandante: Gleichheit in Armut. Die Reformen sind steckengeblieben. Fidel Castro entscheidet immer noch selbst, was für die Kubaner gut ist".

Bilden die Aussagen von Konkret und FAZ vom Tenor her einen Komplementärkontrast, so führen sie doch beide Castro in der Schlagzeile. Als sei Castro der Schiedsrichter, der Spielleiter, der Regelmacher der kubanischen Gesellschaft, ihr sozialistischer Übervater und Patriarch. Die einzige ernsthafteste Frage, die sich aus einer solchen Betrachtung ergeben kann, ist die: Wie alt wird Fidel Castro?

Aber nicht nur bei PAZ und Konkret findet sich diese extreme Personalisierung, wenn es um Kuba geht. Beobachtete Phänomene oder eigene Vorurteile werden je nach politischer Gesinnung zur Richtschnur von Aussagen über Kuba gemacht. In diesem Sinne ist Kuba eines der heißesten ideologischen Relikte der Systemkonkurrenz.

Im Kontrast dazu stehen Burchardts und Henkels Kuba-Analysen, wohlwendend nüchtern und um analytische Distanz bemüht. Da Burchardts Studie<sup>2</sup> nicht nur die materialreichste ist, sondern auch in den theoretischen Bezügen die weitreichendste, steht sie am Anfang der folgenden Betrachtung.

Schon in der Einleitung formuliert Burchardt, auf welche methodischen Probleme eine Studie über Kuba stößt. "Die Nachfrage nach verlässlichen Daten über den aktuellen Zustand Kubas steht damit im umgekehrten Verhältnis zu deren Verfügbarkeit, so daß jede datengestützte Analyse über die letzten Jahre des Tropensozialismus zu einer mühseligen und zeitaufwendigen Detektivarbeit wird. Zusätzlich werden solche Anstrengungen durch die nicht nachprüfbarbare Qualität der kubanischen Untersuchungen und durch unterschiedliche Berechnungsgrundlagen verzerrt." (Burchardt, S. 11)

<sup>1</sup> Hans-Jürgen Burchardt, *Der lange Abschied von einem Mythos*, Stuttgart 1996, Schmetterling Verlag; Knut Henkel, *Kuba zwischen Plan und Markt. Die Transformation zur "dualen Wirtschaft" seit 1985*, Hamburg 1996, LIT Verlag; Janette Habel, *Kuba. Gesellschaft im Übergang*, Köln 1997, Neuer ISP-Verlag.

<sup>2</sup> Sprachlich wird dieser Tenor allerdings bei Burchardt nicht immer durchgehalten. Sowohl journalistische Eifekthascherei als auch grammatikalisch abenteuerliche Wendungen wechseln mit sehr präzise formulierten Passagen ab. Einen besseren Lektor hätte das Manuskript auf jeden Fall verdient.

## Alte und neue Zwänge

Teil I, "Alte und Neue Zwänge", handelt auf 60 Seiten die primär ökonomisch betrachtete Entwicklung Kubas und deren konzeptionelle Voraussetzungen vom Revolutionsjahr 1959 bis zum Zusammenbruch der sozialistischen Staatengemeinschaft 1989 ab.

Schon die ersten Revolutionsjahre waren durch das Dilemma von Produktion und Verteilung gekennzeichnet. Durch die revolutionäre Situation und die damit einhergehende Eigentumsrückverteilung zugunsten unterer Einkommenschichten entwickelte sich schnell eine steigende Nachfrage nach Konsumgütern. Dies führte zu einem kurzfristigen Aufschwung der agrarischen und industriellen Produktion vor allem durch die Nutzung bisher brachliegender Kapazitäten. Ausgehend von den CEPAL-Positionen und auch durch das sowjetische Beispiel inspiriert, sollte eine importsubstituierende Industrialisierung durchgeführt werden. Doch diese Strategie scheiterte, weil das agrarische Mehrprodukt für den Binnenmarkt nicht genügend erhöht werden konnte und der Zuckersektor als möglicher Devisenbringer stark vernachlässigt wurde. Daher sank die agrarische Produktion um 23%, die Zuckererträge um ca. 40% bis 1963. Dies führte bei gleichbleibenden Importquoten zu einem Defizit im Außenhandel und wurde zu einer chronischen Erscheinung während der nächsten Jahrzehnte. Um diese Krise abzumildern, trat schon 1962 ein Zuteilungssystem für Konsumartikel in Kraft, die sogenannte libretta. Ab 1964 kam es zu einer Neuorientierung auf den Zuckersektor als Träger komparativer Kostenvorteile, gestützt durch Preis- und Abnahmegarantien von sowjetischer Seite. Diese als Agroindustrialisierung bezeichnete Strategie konzentrierte sich auf die Erhöhung der Zuckerproduktion, denn diese sah man nicht mehr als Ursache traditioneller Abhängigkeiten, sondern als Chance, die notwendigen Mittel für langfristige Investitionen in anderen Bereichen zu erwirtschaften.

Die Neuorientierung führte in der Folgezeit, so Burchardt, zu Diskussionen um den weiteren Weg der kubanischen Ökonomie. Dabei standen sich zwei Positionen gegenüber: Befürworter einer hochzentralisierten Planwirtschaft mit einer völligen Eliminierung des Marktes ("die gesamte Wirtschaft sollte wie eine einzige Fabrik gelenkt werden"), in der Geld-Ware-Beziehungen keine Rolle mehr spielen sollten. Die andere Seite plädierte für eine wirtschaftliche Rechnungsführung, partielle unternehmerische Finanz- und Entscheidungsautonomie und private Anreize durch die Erhaltung einzelner Marktelemente. Bis 1968 setzten sich die Positionen der radikalen Staatszentralisten durch. Ein Höhepunkt dieser strategischen Konzeption war die Zielvorgabe einer Rekordernte für Zucker von zehn Millionen Tonnen, die gleichzeitig mit einer gigantischen Mobilisierung aller ökonomischen und sozialen Kräfte die Überlegenheit des sozialistischen Systems erweisen sollte. Dieser große Sprung nach vorn, (der auch seine Parallelen in anderen sozialistischen Ländern hatte, P.H.), führte



zwar zu einer Rekordernte von 8,5 Millionen Tonnen, aber das eigentliche Ziel wurde verfehlt, und da alle Ressourcen auf dieses eine Ziel gelenkt worden waren, hatte diese Strategie entsprechende negative Auswirkungen auf andere Teile der Ökonomie.

Diese ersten zehn Jahre der Revolution hatten eine aus spezifisch historischen Bedingungen entstandene zentralisierte Machtkonzentration in Form einer Militärkommandostruktur geschaffen, die vor allem in Krisensituationen ihre Dominanz über alle sozio-ökonomischen Sphären ausübte (Burchardt, S. 18).

Die Jahre 1970-85 werden in Kuba als die "Jahre der Fetten Kuh" bezeichnet und sind durch eine in drei Phasen ablaufende Institutionalisierung des sowjetsozialistischen Modells gekennzeichnet. Fundamente dieser Entwicklung waren der Eintritt Kubas 1972 in den RGW, und die Übernahme der Planungsmethoden mit dem ersten Fünfjahresplan 1974. Damit begannen aber auch die "grauen Jahre", denn mit dem sowjetischen Modell wurde auch die sozialistische Staatsräson übernommen, Kritik am und über das System wurden immer unerwünschter und gelegentlich mit harter Hand unterdrückt. Der einst diskussionsfreudige Tropensozialismus paßte sich seinen sozialistischen Bruderländern an (Burchardt, S. 20). Bei jährlichen Wachstumsraten von durchschnittlich 3,5 Prozent kristallisierten sich erste Verschiebungen der Wirtschaftsstruktur Kubas heraus, die die Insel bis heute prägen. Neben einer verstärkten Orientierung auf Rohstoffexporte, die durch die RGW-Integration sinnvoll erschien, bildete die Schwerindustrie ein weiteres Zentrum der Industrialisierung. Dem standen eine meßbare Abnahme der industriellen Produktivität und ein Substanzverlust der Landwirtschaft gegenüber. Erst Anfang der 80er Jahre erreichte der landwirtschaftliche Pro-Kopf-Ausstoß wieder das vorrevolutionäre Niveau. Zwischen 1980 und '85 konsolidierte sich dieses System. Es wurden jährlich Wachstumsraten von durchschnittlich 7 Prozent erwirtschaftet. Gleichzeitig gab es sogenannte Parallelmärkte, auf denen die Bevölkerung zu Preisen, die leicht über dem staatlichen Niveau lagen, ihre Grundversorgung ergänzen konnte.

Die "Jahre der Fetten Kuh" schienen die Versprechen der Revolution auf ein besseres Leben für alle einzulösen. (Vor allem, wenn berücksichtigt wird, daß die 80er als "Verlorenes Jahrzehnt" in Lateinamerika bezeichnet werden, P.H.) Aufgrund einer stagnierenden Produktivität mußten aber immer mehr Güter importiert werden, um das erreichte Lebensniveau halten zu können. Fallende Zuckerpriese entwerteten die Exporte der Insel um mehr als ein Fünftel. Durch die geringer werdenden Exporteinnahmen und die steigenden Importe wuchs ein gigantisches Handelsbilanzdefizit heran, das sich 1985 auf ein Drittel der Einfuhren bezifferte und zu einer Abnahme der Währungsreserven um 21 Prozent führte. Kuba stürzte erneut in eine Liquiditätskrise. Um einen Bankrott zu verhindern, wurden die Importe drastisch gesenkt, und diese Maßnahmen lösten eine Rezession aus, die auch den Lebensstandard der Bevölkerung senkte. Nur durch

binnenwirtschaftliche Produktivitätssteigerungen wäre ein Halten des bisher erreichten Niveaus möglich gewesen. Aber nun, so Burchardt, wurde das Dilemma des Staatssozialismus auch in Kuba überdeutlich. Die Defizite des zentralisierten Lenkungsmodells - sinkende Effizienz, geringe Arbeitsproduktivität, fehlende Auslastung der Betriebe, die zusammen häufig als Ergebnis eines rein extensiven Wachstums, einer quantitativen Ausweitung der Einsatzmittel und Produktionskapazitäten beschrieben werden - behinderten diese noch mögliche Option auf Entwicklung. Im Gefolge der Krise ab 1986 kam es nach Burchardt zu einer Reideologisierung. Unter Berufung auf authentische Konzepte setzten sich auf dem Parteitag der KP Lösungsstrategien durch, die einst von den radikalen Staatszentralisten um Che Guevara formuliert worden waren: Moralische Appelle, rhetorische Entbürokratisierungskampagnen, Antikorruptionspolitik, Verbot der freien Bauernmärkte. Den ideologischen Gehalt des Verbots der Bauernmärkte sieht Burchardt darin, daß das reale ökonomische Gewicht dieser Märkte verschwindend gering war. Ihr Anteil betrug gerade ein Prozent des BSP. Es kam zu einer Rezentralisierung der Wirtschaftslenkung und einer partiellen Militarisierung über die Reaktivierung von Landwirtschafts- und Baubrigaden. Der zeitliche Verlauf dieser Reformen wies deutlich die Konturen einer Rezession und eines Verfehlens der angestrebten qualitativen Wachstumsziele auf. Nach einem scharfen Einbruch konnte 1989 gerade das Ergebnis von 1985 wieder erreicht werden. Gleichzeitig erreichte das Haushaltsdefizit neue Rekordböden, da immer mehr Betriebe subventioniert werden mußten. Ab 1986 stieg der Absentismus um mehr als zehn Prozent, und die Arbeitsproduktivität sank bis 1989 um 16 Prozent. Damit scheiterte die sogenannte *rectificación* in ihrem zentralen Anliegen. Gerade durch die Betonung nicht-ökonomischer Elemente wie betriebliche Mitbestimmung und persönliche Entfaltungsmöglichkeiten sollte die Arbeitsmotivation und damit die Arbeitsproduktivität deutlich gesteigert werden. Burchardt sieht in der "*rectificación*" eine bestimmte Phase eines staatssozialistischen Reformzyklus und nicht den Beginn eines grundlegenden Wandels.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Es ist hier leider nicht der Platz, um auf Burchardts Sozialismuskonzeption genauer einzugehen. Daher nur einige Bemerkungen dazu. Aus den Ausführungen Burchardts geht hervor, daß für ihn ein Planungssozialismus mit Marktbeziehungen keine Alternative sein kann, da sich die Systemelemente gegenseitig blockieren. Er plädiert für einen Marktsozialismus, der durch einen einheitlichen geldwirtschaftlichen Binnenraum, eine Pluralität der Eigentumsformen und eine Umstellung der zentralen Wirtschaftsplanung auf indirekte Steuerung gekennzeichnet ist. Im Mittelpunkt steht für ihn die Demokratisierung der Produzentensphäre, und es finden sich einige Anknüpfungspunkte an das jugoslawische Modell. Martin Ling hat in seiner Rezension im Argument darauf verwiesen, daß es völlig ungeklärt bleibt, wie eine entwickelte Geldwirtschaft mit einem zweistufigen Banksystem und einer privatwirtschaftlichen Kreditproduktion mit einer gesellschaftlichen Kontrolle verbunden werden kann. Zusätzlich stellt sich die Frage, wie ein sich transnationalisierendes Geld- und Kreditssystem überhaupt noch binnenwirtschaftlich (sozialistisch) eingebunden werden kann.



Nach dieser Skizzierung der inneren Strukturelemente wendet sich Burchardt den äußeren strukturellen Bedingungen zu. Im Vordergrund steht daher zuerst die zentrale Rolle der USA in der Geschichte Kubas. Burchardt beginnt mit einem Rekurs auf die dominierende Stellung der USA im vorrevolutionären Kuba, deren hegemonialer ökonomischer Position auf der Insel und die sich daraus ergebenden Konflikte nach dem Sieg der Guerilla. Obwohl es mit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staatengemeinschaft ab 1989 zu einer völligen Veränderung der kubanischen Außenpolitik kam, forcierten die USA den Konfrontationskurs mit dem "Torecelli Act" und Planstudien des Pentagon über eine mögliche Militärintervention gegen Kuba. Mit der Fluchtwelle aus Kuba 1994 wurden die Embargobestimmungen erneut verschärft. Der "Cuban solidarity Act" bot die nächste Zuspitzung der Konfrontation von Seiten der USA. Jesse Helms: "Let me be clear. Wether Castro leaves Cuba in a vertical or horizontal position is after him and the cuban people. But he must and will leave Cuba".

Kurzfristig schien es auch auf Seiten der USA Signale der Deeskalation zu geben: so das Abkommen über die Behandlung der kubanischen Flüchtlinge, eine bilateral geregelte Ausreisemöglichkeit aus Kuba und Pentagonstimmen, die auf eine Verstärkung der Beziehungen zu Kuba setzten. Das Pentagonpapier kommt 1995 zu der Schlußfolgerung, daß eine ökonomische und politische Stabilisierung Kubas mittelfristig eine Wahrscheinlichkeit von 40 Prozent habe und die äußere Bedrohung die innere Integrität, den nationalen Konsens der Insel, begünstige und damit systemstabilisierend wirke. Der Abschluß von Kleinflugzeugen exilkubanischer Herkunft über Kuba und die zweite Wahlkampagne Clintons hat schließlich eine erneute Verschärfung der US-Politik bewirkt. Das neue Gesetz hat drei Kernpunkte: Die Möglichkeit der Klage vor US-amerikanischen Gerichten, falls Rechte aus dem ebemalig enteigneten US-Vermögen auf Kuba oder enteignetes Eigentum von exilierten Kubanern betroffen sind; Verbot der Einreise in die USA für Personen (unter Einschluß ihrer Familien), die sich an solchen Geschäften beteiligen und Sperrung von Hilfgeldern an Staaten, die mit Kuba kooperieren.<sup>4</sup> Dieses Gesetz, dessen volle Anwendung Clinton bisher zweimal um 6 Monate verschoben hat, erlaubt Exilkubanern, die US-Staatsbürger sind, alle Firmen oder Personen zu verklagen, die mit ihrem ehemaligen Eigentum Geschäfte machen. Das heißt im Klartext, daß nach diesem Gesetz kaum Grund und Boden oder Vermögen und Mobilien oder Rohstoffe auf Kuba übrigbleiben, und jede Firma, die auch in den USA tätig ist, verklagt werden kann, wenn sie sich an solchen Geschäften beteiligt. Der "Act" regelt auch, daß weder Fidel noch Raul Castro Mitglieder einer wie auch immer gearteten

<sup>4</sup> Vgl. dazu die Kritik von Brigitte Stern: Einseitige Wirtschaftssanktionen, in: Internationale Politik Nr. 4, April 1997. Diese scharfe Stellungnahme gegen die völkerrechtswidrige Politik der USA wurde zuerst im Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften Nr. L 309/7, 29.11.1996 abgedruckt.

neuen kubanischen Regierung sein dürfen. Die neue Qualität liegt vor allem darin, daß die Maßnahmen Gesetzescharakter angenommen haben und daher nicht wie bisher vom Präsidenten ausgesetzt werden können, sondern nur mit Zustimmung des Senates Veränderungen herbeigeführt werden dürfen. Bezogen auf die traditionell schwierigen Beziehungen zwischen US-Senat und Präsident bedeutet das eine Zementierung dieser Sanktionen. Burchardt merkt an, daß vielleicht das weltweite neoliberale Regime zu einer Aufhebung dieser Blockaden führen könne, da solche Sanktionen den beschworenen Geistern des Marktliberalismus (WTO) widersprechen.

M.E. fällt Burchardt da selbst dem Ökonomismus zum Opfer. Das Agieren der USA als zur Zeit einziger politischer und militärischer Weltmacht zeigt - wie auch die Geschichte des Freihandels generell -, daß der Freihandel nie aus dem freien Spiel des Marktes sondern politisch-militärisch durch den jeweiligen Hegemon durchgesetzt wurde. Das historisch erste Freihandelsabkommen zwischen England und Argentinien (1810) wurde unterzeichnet, während englische Kriegsschiffe im Hafen von Buenos Aires lagen.

### Die Kosten des Embargos

Nach Burchardt herrscht relative Einigkeit darüber, welche schädlichen Auswirkungen das US-Embargo in der Vergangenheit hatte und immer noch hat. Dies sind u.a. die Kosten für die Neuorientierung des gesamten Außenhandels, die Verluste bei Technologietransfers, ein überproportionaler Verteidigungshaushalt, längere Transportwege, globale Vermarktungs- und binnenwirtschaftliche Wachstumsbeschränkungen und die Zugangsbeschränkungen bei internationalen Krediten und Förderprogrammen. Einander widersprechende Angaben gibt es beim Versuch der geldwerten Berechnung dieser Kosten. Nach kubanischen Berechnungen lagen die Kosten bei 40 Milliarden US-Dollar bis 1990 (aktuell bei 45 Milliarden). Dollar. Diese Summen sind aber auf dem Hintergrund zu sehen, so Burchardt, daß Kuba den USA angeboten hatte, Enteignungen von US-amerikanischem Besitz auf der Insel gegen solche Embargoschäden aufzurechnen. Daher resultiert ein starkes Interesse, diese Schäden hochzurechnen. Während einige Autoren diese Zahlen für realistisch halten, kritisieren andere sie als übertrieben - unter Verweis auf Untersuchungen der kubanischen Nationalbank von 1987. Die Nationalbank Kubas hatte die Schäden noch um die Hälfte niedriger eingeschätzt. Die strukturellen Auswirkungen sind nicht exakt abzugrenzen, weil bis 1990 ja die Kompensation durch die vorteilhaften Handelsbeziehungen zum RGW berücksichtigt werden muß. Burchardt kommt im entsprechenden Abschnitt über diese für Kuba vorteilhaften Beziehungen zu folgender Aussage: "Offizielle Angaben bestätigen, daß Kuba durch den RGW Handel eine Verdoppelung seiner Importkaufkraft erlangte. Eine US-Studie schätzt die gesamte so-



wjetische Wirtschaftshilfe an Kuba, also Kredite und Handelshilfen, zusammen auf 65 Milliarden US-Dollar." (Burchardt, S. 41) Die Kubaner kommentieren das mit feiner Ironie, wenn sie ausführen, daß es ihnen als einzigen gelungen sei, mehr zurückzubekommen als ihnen von den Kolonialherren weggenommen worden sei.

Der extreme externe Ressourcenzufluß kann also - neben der Blockade durch die USA - als weiteres äußeres Strukturelement der kubanischen Entwicklung identifiziert werden (Burchardt, S. 41).

Mit dem Wegfall dieser quasi kompensatorischen Verbindung (1990) wird allerdings die ökonomische Schadensdimension der US-Blockade immer bedrohlicher. Sie versperrt Kuba den Zugang zur Region (Karibik und Lateinamerika) und blockiert eine verstärkte Süd-Süd-Kooperation als mögliche Entwicklungsperspektive. Innenpolitisch führt dieser Druck zwar zu einer nationalen Konsensstiftung, behindert aber gleichzeitig eine Dynamisierung des Demokratisierungs- und Reformprozesses, da eine Gesellschaft unter einem solchen Außendruck schwerlich innenpolitisch zu Entspannungsprozessen bereit ist.

Burchardts Meinung ist, daß der Staatssozialismus eine zeitlich begrenzte, aber keine langfristige Perspektive bieten konnte. Er vertritt die Auffassung, daß die Aufbauphase jetzt mit dem Übergang zu einem anderen ökonomischem Modell abgelöst werden muß, da das bisherige Modell des Ressourcenverbrauchs, des quantitativen Wachstums und des äußeren Ressourcenzuflusses nicht mehr aufrechterhalten werden kann (Burchardt, S. 55).

Der Katalysator für die Krise war der Zusammenbruch des RGW. Der Außenhandel sank dadurch um rund 75 Prozent, Importe nahmen um ca. drei Viertel ab. Dies erfolgte faktisch innerhalb eines Jahres. Die Halbierung der Erdölimporte von ca. 14 auf sieben Millionen Tonnen entzog Kuba schlagartig die Hälfte seiner Energien. Die Bevölkerung wurde schon auf die Operation Null vorbereitet: Das Leben ohne Ölimporte. Glücklicherweise stabilisierte sich die Situation bei einem Import von ca. sechs Millionen Tonnen Öl. Diese Krise zwang Kuba zum zweiten Mal (nach 1959), seinen gesamten Außenhandel auf extrem niedrigem Niveau neu zu organisieren und setzte die Ökonomie unter extremen Anpassungsdruck.

Der Zusammenbruch des Außenhandels kann daher neben der Blockade der USA als zweites Moment dieser Anpassungsphase/Reformphase bezeichnet werden.

Mir persönlich behagt der Begriff "Reform" in diesem Zusammenhang nicht, weil er den Zwangscharakter der Situation nicht beschreibt und Handlungsmöglichkeiten vortäuscht, die nicht gegeben sind. "Politökonomische Anpassung unter einem extremen äußeren und sich aufbauenden inneren Druck" wäre für mich hier die richtigere Bezeichnung.

## Die Sonderperiode in Friedenszeiten

Nachdem sich vor allem die Außenhandelskrise mit ihren katastrophalen Folgen für die Binnenwirtschaft abzeichnete, verkündete die kubanische Regierung im August 1990 die "Sonderperiode in Friedenszeiten". Mit einem Notstandsprogramm sollten die revolutionären Errungenschaften im Bildungs- und Gesundheitswesen, die egalitäre Versorgung, die politische Stabilität und die nationale Unabhängigkeit gewährleistet werden. Burchardt beschreibt diese Wirtschaftspolitik als eine Form der Kriegswirtschaft mit zentral gesteuerter Ressourcenenkung und -verteilung, bei der die Wirtschaft in zwei Abteilungen untergliedert und durch unterschiedliche Prioritäten hierarchisiert wird: einen nach marktwirtschaftlichen Kriterien funktionierenden Exportsektor und einen nachgeordneten planwirtschaftlich organisierten Binnensektor; quasi eine Adaption der nunmehr faktisch weltweit geltenden Weltmarktregeln für die Außenwirtschaftsbeziehungen bei dem Versuch, eine sozialistische Binnenökonomie beizubehalten. Dabei wird die Binnenökonomie einer extremen Austerität unterworfen und teilweise bis zur Funktionsunfähigkeit von allen staatlich vermittelten Ressourcenzuwendungen abgeschnitten.

Die graduelle Weltmarktöffnung einzelner Wirtschaftszweige bildete das Fundament dieser neuen Strategie: Joint Ventures wurden zugelassen, die Tourismusindustrie als Devisenbringer mit Hilfe ausländischer Gesellschaften ausgebaut, und es kam zu Überlegungen, medizinische Dienstleistungen in der Region zu vermarkten und die Biotechnologien verstärkt auszubauen. Gleichzeitig wurden die dazu notwendigen rechtlichen und politischen Schritte in die Wege geleitet. Die Legalisierung des Dollarbesitzes als Zweitwährung (Juli/August 1990) markiert für Burchardt den Bruch mit einem Fundament des kubanischen Sozialismus, nämlich dem egalitären Zugang zu den Ressourcen und der egalitären Verteilung nach dem Prinzip "Gleichheit in Armut", und ist für ihn ein frühes Indiz für das Scheitern dieses Konzepts.

Die folgenden Reformschritte diskutiert er unter einem doppelten Blickwinkel: zum einen im Hinblick auf das kubanische sozialistische System, und zum anderen stellt er die Frage, ob die eingeleiteten Schritte unter Bezug auf die entwicklungstheoretische Diskussion wirklich dazu dienen, die ökonomische und soziale Situation Kubas zu stabilisieren und zu verbessern. Besorgniserregend ist in diesem Zusammenhang der Zustand der Landwirtschaft und des immer noch bedeutendsten internen Devisenbeschaffers, des Zuckersektors.

Neben Erdöl (42 Prozent) liegen die Nahrungsmittel mit 30 Prozent an zweiter Stelle der Importe (Zahlenangaben 1995, Burchardt, S. 203), während es 1990 noch 12 Prozent waren.<sup>5</sup> Gleichzeitig gab es einen drastischen

<sup>5</sup> Hier sei auf das statistische Zahlenmaterial der kubanischen Nationalbank vom Sommer 1995 verwiesen, die erstmalig nach 1989 wieder statistisches Material veröffentlichte und



Niedergang der landwirtschaftlichen Binnenproduktion. Damit verschärfte sich das Problem der Nahrungsmittelversorgung der kubanischen Bevölkerung. So erreichte die öffentliche Nahrungsmittelgrundversorgung seit Einführung der staatlichen Rationierung (1960) 1985 ihren Höhepunkt mit knapp 3000 Kalorien, um 1993 auf den Stand von ca. 1800 Kalorien abzufallen.<sup>6</sup> Diese Entwicklung ist aus zwei Gründen heunruhigend: Erstens ist die Grundversorgung ein wichtiges Element der egalitären sozialen Struktur, zweitens treibt die defizitäre landwirtschaftliche Produktion den Importbedarf in die Höhe und verschärft den ökonomischen Druck, mehr Devisen zu erwirtschaften, um diese Importe auf dem Weltmarkt kaufen zu können. Das führt wiederum zu einer wirtschaftspolitischen Prioritätensetzung zum Ausbau der devisenbringenden Sektoren. Dies treibt aber den Prozeß der Spaltung der Ökonomie in einen defizitären binnenwirtschaftlichen und einen effizienteren außenwirtschaftlichen Sektor in enger Kooperation mit ausländischem Kapital weiter voran.

Die sinkende Kaufkraft des Peso hat aber auch direkte Auswirkungen auf den Zuckersektor, da die dort gezahlten Löhne bei sinkender staatlicher Grundversorgung nicht mehr ausreichen. Ein Hotelangestellter mit Zugang zu Devisen verdient das Vielfache eines Zuckerrohrarbeiters. Es kommt daher zu einem manifesten Arbeitskräftemangel bei der Zuckerrohrernte, dem die kubanische Regierung, so Burchardt, mit den alten Rezepten Massenmobilisierung/Organisierung von Ernteeinsätzen beizukommen hofft (Burchardt, S. 98).

Besorgniserregend ist auch, daß Kubas Hauptdevisenbeschaffer (Angaben von 1995) nicht in Kuba leben. 32 Prozent (ca. 574 Millionen US-Dollar) aller Devisen stammen von den 1,7 Millionen Auslandskubanern mit ihren Überweisungen aus dem Ausland; vor allem aus den USA. Dies macht Kuba extrem abhängig von der Politik der USA und auch zu einem Almosenempfänger (Burchardt, S. 156).

Im Kontrast zu Burchardts Vorgehen, der zuerst die innerkubanische Situation nach der Revolution und deren unterschiedliche wirtschaftspolitischen Optionen skizziert, bettet Henkel<sup>7</sup> seine Analyse sofort in den Gesamtzusammenhang der Systemkonfrontation und der Ausgangssituation Kubas als kleinem rohstoffexportierendem Entwicklungsland ein. Er hegt mit einem Überblick über die US-amerikanisch-kubanischen Beziehungen bis zur Revolution und schließt daran die Betrachtung der sowie-

das in der 2., aktualisierten, Auflage des von Bert Hoffmann herausgegebenen Buches "Wirtschaftsreformen in Kuba" (Verlag Vervuert) in Auszügen abgedruckt ist.

<sup>6</sup> Quelle: Zentrale Planungsbehörde der Republik Kuba, zitiert nach: El País vom 1.5.1994, S.10, in: Knut Henkel, Kuba zwischen Plan und Markt. Hamburg 1996, S.176, statistischer Anhang.

<sup>7</sup> Die differenzierte Sichtweise von K. Henkel wird leider von einem ignoranten Vorwort von R. Tetzlaff eingeleitet, in dem auf drei Seiten noch einmal die These von der verratenen Revolution aufgeköchelt wird, die durch die Einbindung Kubas in das sowjetische System geschehen sei.

tisch-kubanischen Beziehungen ab 1959 an. Die Quintessenz seiner ökonomischen Betrachtungen besteht darin, daß ohne die Hilfestellung der sozialistischen Staatengemeinschaft und vor allem der UdSSR, die ihr Engagement anfangs nur widerstrebend ausweitete, die kubanische Revolution schlicht nicht überlebensfähig gewesen wäre. Im Jahrzehnt vor der Revolution gingen 64 Prozent der Exporte Kubas in die Vereinigten Staaten und rund 73 Prozent der kubanischen Importe kamen aus den USA.

Henkels Schlußfolgerung: Kuba wäre kurzfristig weder in der Lage gewesen, seine Exportpalette zu diversifizieren, noch neue Absatzmärkte für die traditionellen Exportprodukte (vor allem Zucker) zu erschließen. Auch Henkel sieht genauso wie Burchardt, daß es einen Ressourcentransfer gegeben hat und daß diese Einbindungen und die RGW-Integration zu einem Strukturkonservatismus geführt haben und Kubas Funktion als Rohstofflieferanten festigte. "Die kubanische Regierung hat es demzufolge nicht geschafft, die Vorteile der RGW-Integration für die Umsetzung ihrer ursprünglichen wirtschaftspolitischen Ziele zu nutzen." Die Ursachen dieses Scheiterns, so Henkel, liegen neben internen Defiziten auch in den Nachteilen der RGW-Struktur. Nach dieser Konzeption hatte sich Kuba auf die Ausweitung der Rohstoffproduktion zu konzentrieren. An eine innovative Wirtschaftspolitik auf der Grundlage der ursprünglichen Entwicklungsziele war nicht mehr zu denken. Henkel führt hier den verspäteten Aufbau der Computerindustrie und den Aufbau der Biotechnologie an, die nicht in die Aufgabenteilung des RGW paßte. Gleichzeitig kam es in diesem Zeitraum zu einigen kostspieligen Entwicklungsruinen auf Kuba. So war z.B. der Energieverbrauch der Nickelhütte Punta Gorda so hoch, daß die Kosten des Betriebs die Einnahmen aus dem Nickerexport überstiegen und die Hütte nun mit westlicher Technologie modernisiert wird. Das Atomkraftwerk von Cienfuegos ist mittlerweile eine 1,2 Milliarden-US-Dollar teure Investitionsruine. Zur Fertigstellung bedürfte es einer Finanzierung von einer Milliarde US-Dollar. Der Bau dieses Kraftwerks war 1972 in einem Vertrag zwischen Kuba und der SU beschlossen worden und 1990 wegen Konflikten über die weitere Finanzierung und die Art der Sicherheitstechnik und des Reaktortyps storniert worden.

Allerdings, so auch Henkel, bescherten diese "Jahre der Fatten Kuh" trotz aller Verzerrungen Kuba eine beispiellose Periode des wirtschaftlichen Wachstums und sozialer Aufbauleistungen.

Sie brachten der Insel ein für ein Land der sogenannten Dritten Welt beispielloses Gesundheits- und Erziehungssystem, das allerdings gesamtgesellschaftlich hohe Kosten verursacht. Die Bemühungen Kubas, ein medizinisches Dienstleistungszentrum für Lateinamerika, Europa und die USA zu werden, reflektiert dieses Problem und ist zugleich der Versuch, die vorhandene Qualifikationsstruktur zur Erwirtschaftung von Devisen zu nutzen. Auch der Ausbau der Biotechnologie knüpft an diesen Strukturen an.



## Rectificación, Chance der revolutionären Umkehr

J. Habels Buch ist leider kein Buch, wie die Aufmachung suggeriert, sondern eine Aufsatzsammlung von Artikeln, die zwischen 1993 und 1995 in "Le Monde diplomatique" und anderen Zeitschriften erschienen sind. Der einzige Originalbeitrag ist der einleitende Artikel mit dem Titel "Wohin treibt Kuba?".<sup>8</sup> Die Haltung Habels gegenüber Kuba ist geprägt durch ihren politischen Hintergrund als Trotzkinistin und Revolutionärin in jakobinischer Tradition. So begreift sie die Phase der Rectificación als kurzfristige Chance und im nachhinein halbherzigen Versuch der Rückkehr zu den revolutionären Wurzeln und der Möglichkeit, mit dem Zusammenbruch der Beziehungen zum RGW einen neuen revolutionären Versuch zu machen, um tatsächlich zu einer sozialistischen Volksherrschaft zu kommen.

Dabei greift Sie auf Vorschläge aus der Diskussion zum 4. Parteitag der kubanischen kommunistischen Partei (1991) zurück, wo diese Veränderungsvorschläge in vier Punkten zusammengefaßt worden waren:

1. Eine Flexibilisierung des Wirtschaftssystems, um die Wiedereingliederung in den Weltmarkt vorzubereiten, wobei die Eigentumsformen diversifiziert, die Leitung dezentralisiert und die Arbeitsorganisation und die Löhne verändert werden sollten.
2. Die Unterordnung des politischen Systems auf juristischer und Verfassungsebene unter legitimierte Normen, welche die Ausweitung der demokratischen Rechte ermöglichen.
3. Die Zurückweisung jeder offiziellen Doktrin und jedes Dogmatismus auf ideologischer oder kultureller Ebene und die Schaffung von Raum für öffentliche Diskussionen.
4. Das politische System sollte bewahrt, jedoch demokratisiert und sein Funktionieren durch eine Umstrukturierung der Machtbefugnisse dezentralisiert, der Entscheidungsfindungsprozeß neu definiert werden, wobei jede Abweichung zwischen der institutionellen Ordnung und dem realen Funktionieren aufgehoben werden sollte, und all dies auf der Grundlage einer impliziten Kritik am seit 1975 eingeführten (sowjetischen) Modell des Sozialismus (Habel, S. 16f.).

Die ab 1993 (Legalisierung des Dollars) eingeleiteten wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen laufen für sie auf eine stückweise Auflösung des kubanischen sozialistischen Systems hinaus. Pragmatiker und Technokraten lösen eine Entwicklung zur Ungleichheit, sozialen Hierarchisierung

<sup>8</sup> Trotzdem ist diese Sammlung empfehlenswert, weil die Artikel in ihrer Kürze und Prägnanz einen guten Überblick über die kubanischen Probleme erlauben. Weniger angenehm ist, daß es viele thematische Überschneidungen und Wiederholungen gibt, da jeder Artikel für sich konzipiert und geschrieben worden ist. Gleichzeitig sind die Artikel nicht chronologisch geordnet und auch nicht mit einer Ein- oder Überleitung versehen. Eine Mühe, die sich der Verlag schon hätte machen können.

aus, die sich über die schleichende Einführung kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen vermitteln.

Es fällt allerdings auf, daß sie im einzigen Originalbeitrag für die Veröffentlichung dieser Aufsatzsammlung die Frage "Wie kann Kuba überleben?" in den Mittelpunkt stellt - geschrieben vor dem Hintergrund der verschärften US-Blockadepolitik gegenüber Kuba und den ökonomischen und sozialen Stabilisierungsversuchen der kubanischen Regierung.

"Die Verteidigung der nationalen Souveränität und der in den vergangenen drei Jahrzehnten erkämpften sozialen Errungenschaften ist nur noch mit neuer Glaubwürdigkeit des Systems und Rettung dessen, was an Glaubwürdigkeit bei Fidel Castro noch übrig geblieben ist, möglich. Sie könnten das Ruder einer neuen institutionellen Legitimität sein, die an die Stelle der alten revolutionären Legitimität träte. Falls es also nicht gelingt, das politische System zu reformieren und nur die Wirtschaftsreformen notgedrungen vorangetrieben werden, führt die beschleunigte Rückkehr zum Markt, zur wirtschaftlichen Liberalisierung, zur Entwicklung der Privatinitiative und zur Ungleichheit zwischen denen, die Dollars besitzen und jenen, die nur Pesos haben, zur Zerstörung der inneren Kohärenz und bedroht die Grundlagen des Konsens. Die Konvergenz der gesellschaftlichen Interessen in ihrer Gesamtheit und der individuellen Interessen fällt zugunsten letzterer auseinander. ... Früher oder später werden sich die von den Wirtschaftsreformen bewirkten gesellschaftlichen Differenzierungen auf politischer Ebene Bahn brechen. Je nach Standpunkt ist es diese Furcht oder dieser Wunsch, der die Debatte über die Geschwindigkeit, das Ausmaß und die Zielrichtung der Reformen inspiriert". (Habel, S. 23f.)

Die Referenzpunkte ihrer Kritik beziehen sich auf den Machtapparat, die politische und soziale Organisation Kubas, die außenpolitischen Rahmenbedingungen und blenden die ökonomischen Zwänge zu stark aus - zugunsten einer Beschwörung der "Gleichheit in Armut". Desto sensibler beschreibt sie die sozialen Verwerfungen der kubanischen Gesellschaft und ihre beginnende soziale Erosion durch die eingeleiteten Wirtschaftsreformen.

Die weitestgehenden Vorschläge, aus diesen Zwängen auszubrechen, kommen von Burchardt - wobei Henkel in ähnlicher Richtung argumentiert-, der sein letztes Kapitel dem Entwurf einer neuen Entwicklungsstrategie für Kuba widmet. "Die Zukunft einer tragenden Entwicklungsperspektive für Kuba liegt damit nicht in einer ausschließlichen und immer weitergehenden Integration in den Weltmarkt, sondern in einer gleichzeitigen Mobilisierung sogenannter endogener Entwicklungspotentiale." (Burchardt, S. 198)

Dies faßt er im Theorem der assoziativ-autozentrierten Entwicklungsstrategie zusammen, die aus folgenden Momenten besteht:

1. Zeitweiliger Protektionismus;



2. breitenwirksame Erschließung der nationalen Binnenmärkte;
3. verstärkte Süd-Süd-Kooperation;
4. ergänzt um die Möglichkeit eines entwicklungsfördernden Handelsaustauschs durch gezielte Exporte.

"Die ... entwicklungspolitischen Imperative der assoziativ-autozentrierten Entwicklungsstrategie sind als in großen Teilen deckungsgleich mit den Rahmenbedingungen und strategischen Notwendigkeiten der kubanischen Transformation." (Burchardt, S. 201) Für die Landwirtschaft schlägt Burchardt eine Mischung aus kleinbäuerlichen und kooperativen Formen der Bewirtschaftung vor; für den Zuckerrohrsektor die Konzentration auf importsubstituierende (Zuckerrohrbagasse als einheimischen Energieträger) und exportdiversifizierende Zuckerrohrderivate (Papier). Für den Beschäftigungssektor empfiehlt er eine Umschichtung vor allem in den kooperativen Sektor und den schon erwähnten Aufbau medizinischer Dienstleistungen für Nichtkubaner, begleitet von einer Wiedereingliederung in die karibische Region und Auslastung bestehender Industrieanlagen. Kuba verfügt z.B. über die einzigen Zementfabriken der Region und über große Kapazitäten in der Ölraffinerie.

### Schlußfolgerungen

Allen drei Studien gemeinsam ist, daß sie die sozialistische Zukunft Kubas nur über die Einleitung radikaler Neuorientierungen gewährleisten sehen. Sie sind sich ebenfalls darin einig, daß die bisherigen wirtschaftlichen Reformen zwar zu einer aktuellen ökonomischen Stabilisierung geführt haben, daß aber die inneren Widersprüche mit der Dauer dieser Maßnahmen zunehmen werden. Habel plädiert für den radikalen Umbau des politischen Systems, um für Kuba eine neue politische Legitimität und Stabilität nach Fidel Castro zu gewinnen. Ihre Antwort auf die eingeleiteten Wirtschaftsreformen ist die Stärkung der politischen und gewerkschaftlichen Handlungsmöglichkeiten der Produzenten. Henkel und Burchardt legen den Schwerpunkt auf die produktive Nutzung der kubanischen Ressourcen und deren Weiterentwicklung, wobei der Staat Entwicklungsagentur und Schrittmacher dieser Entwicklung sowie Garant der sozialen Errungenschaften bleibt. Auch sie halten eine Demokratisierung für absolut notwendig, um die produktiven Energien der kubanischen Gesellschaft zu aktivieren.

Ironischerweise könnte es dazu kommen, daß Kuba als einziges sozialistisches Land Lateinamerikas die für den Rest des Kontinentes entwickelte neue CEPAL-Strategie, die auf Ausbildung und Erziehung als wichtigste produktive Faktoren setzt, von seinen Voraussetzungen her anwenden könnte, wenn die Blockade der USA fiele.

*Kai Schmidt-Soltau*

## Entwicklungshilfe zwischen "nachhaltigen Konzeptionen" und absurden Idealen

### Elemente einer Kritik

Während jene steinernen Elefanten wie der Flughafen von Yaoundé, den Helmut Kohl Paul Biya anlässlich eines Besuches in Kamerun 'geschenkt' hat, längst in die Schußlinie der Kritiker geraten sind, da sie weder gebraucht werden, weil Yaoundé als Verwaltungsmetropole nur selten das Ziel in- und ausländischer Reisenden ist, noch irgendeinen entwicklungspolitischen Sinn machen, da selbst die Nachtwächter aus Deutschland eingeführt wurden, entziehen sich die konkreten Ansätze der deutschen Entwicklungsagenturen in ihrer Vielschichtigkeit der Kritik. Wenn nicht gerade Umweltaktivisten aufdecken, daß einheimische Jäger und korrupte Wahlkämpfer in GTZ-Fahrzeugen durch den Regenwald rauschen<sup>1</sup>, oder Entwicklungshelfer im Rahmen eines Infrastrukturplanes Waldregionen den Holzfällern erschließen<sup>2</sup>, können sich die Beschäftigten dieser Betriebe im Licht jener allgemeinen Wertschätzung sonnen, der sonst kaum eine Branche teilhaftig wird, nachdem die Halbgötter in Weiß als Abzocker und die Lehrer als arbeitsscheues Gesindel enttarnt wurden. Brunnenbauprojekte in der Sahelzone, die die Einheimischen aus Angst vor einem Absinken des Grundwasserspiegels zuschütten, finden ebenso selten Einzug in unsere Medien wie Fischzuchtprojekte, die entweder die natürliche Artenvielfalt "nachhaltig" zerstören, wie im Viktoriasee, oder völlig an den Bedürfnissen der Menschen vorbeigeplant sind, weil traditionelle Wertvorstellungen Fischgenuß verhindern.

Warum nun eigentlich Entwicklungshilfe? Ist vielleicht doch das alte marxistische Vorurteil zutreffend, daß "kapitalistische Entwicklungshilfe" nur der kapitalistischen Wirtschaft in den Heimatländern zugute kommt, da - wie das BMZ in bemerkenswerter Offenheit eingesteht - jede Mark, die ins Ausland fließt, der deutschen Industrie eine Mark und fünfzig Pfennige einbringt? Nach dem Ende der entwicklungstheoretischen Systemkonfrontation zwischen Autarkiebefürwortern und Modernisierungsaposteln brauchen Projektträger Kritik nur dann zu fürchten, wenn sie Menschen helfen, die das Pech haben, von unnachgiebigen Diktatoren beherrscht zu

<sup>1</sup> Vgl. Niklas Frank, Mord im Regenwald, in: Stern Nr.26/97, S. 18-27; vgl. auch den differenzierteren Artikel zur gleichen Reise nach Kamerun: Michael McRae, Schlachthaus Urwald, in: Geo, Nr. 8/97, S. 56-73.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Wolfgang Kuhlmann, Walderhaltung durch Forstentwicklung? Eine kritische Betrachtung deutscher Entwicklungszusammenarbeit im Tropenwald, in: Michael Bölling/Doris Bünnagel (Hrsg.), Der zentralafrikanische Regenwald, Münster 1992, S. 201-209.



werden, die nicht an den von außen initiierten (Schein-) Demokratisierungen partizipieren wollen. Während diese Art des Handels- und Hilfsembargos im Falle von Südafrika vertretbar gewesen wäre, weil die organisierte Opposition dazu aufgerufen hätte und dies sogar als UN-Resolution durchsetzen konnte, gehen dieselben nördlichen Politiker, die in der Vergangenheit betont haben, daß Boykottbestrebungen nie das System, aber immer die Menschen treffen, gegen sudanesischen Nomaden vor, da diese formal einer Militärregierung unterstellt sind. Auch in Kamerun zeigte sich die Bundesregierung wenig begeistert, als bei den Parlamentswahlen etwas übertrieben geschummelt wurde. In Aussicht gestellte bilaterale Verhandlungen wurden ausgesetzt und ein versprochener 15 Millionen-Kredit zurückgezogen. Jedoch fragt sich, wie ernst gemeint diese Politik der fremdbestimmten Demokratisierung ist, wenn anlässlich der Präsidentschaftswahlen der gemeinsame Boykottaufruf der Oppositionsparteien wegen der schon im Vorfeld unübersehbaren Manipulationen vom amerikanischen Außenministerium scharf kritisiert wird. Auch andere Formen der Erpressung werden betrieben, wobei das schöne Wort der Konditionalität in der Entwicklungszusammenarbeit nur zeigt, daß es westlichen Regierungen schwer fällt, zu erkennen, wer die eigentlichen Akteure der "entwicklungshemmenden" Machenschaften sind. Trotz aller Politikverdrossenheit selbst im globalen Norden weigert sich die dortige politische Kaste, zu akzeptieren, daß in anderen Weltregionen formale Institutionen wie das Parlament kaum als Regulierungsinstrumentarien zu Rate gezogen werden, wenn es um direkte finanzielle Zuwendungen in die Taschen eines Umweltministers geht, der bereitwillig Holzeinschlaglizenzen in Naturschutzregionen vergibt. Während in Europa der Schein aufrecht erhalten werden kann, daß die Politik ihr Geschäft im Sinne der Bevölkerung wahrnimmt - auch wenn immer mehr Menschen vom Gegenteil überzeugt sind - findet es im südlichen Teil der Erde niemand auch nur anrühlich, wenn sich Politiker die Taschen mit Staatsgeldern füllen und für alles und jeden offen sind, wenn der Rubel rollt. Trotz der Einführung der christlichen Werteskala in Afrika ist den dort situierten Menschen scheinbar jener Rationalismus geblieben, der die Frage nach der individuellen Entscheidung für administrative Langeweile als Lebensinhalt nicht mit leeren Verweisen auf Allgemeinwohl und Verbesserung der Gesellschaft *ad acta* legt, sondern erkennt, daß ein solches Leben nur dann gewählt wird, wenn es sich in klingender Münze rechnet.

Im Kampf gegen Korruption, mangelnde Einsicht in demokratische Verkehrsformen und ökonomische Uneinsichtigkeit greifen die westlichen Geberländer seit einiger Zeit verstärkt auf das Konzept der NGO-Förderung (Non-Government-Organization) zurück. In der Theorie erscheint dies vernünftig, erreicht man so doch scheinbar die Bedürftigen in ihrem unmittelbaren Umfeld und vermeidet die monetären Verluste, die sich zwangsläufig einstellen, wenn man staatliche Stellen des Südens - quasi als Zwischenhändler - einschaltet. Bei näherem Betrachten offenbaren sich

jedoch die NGOs als Agenturen des westlichen Wirtschafts- und Wertesystems, die verblüffende Ähnlichkeiten zum System der "indirect rule" aufweisen. Nachdem die vom Norden geförderten und teilweise sogar geschaffenen Eliten an ihrer Aufgabe - Entwicklung ihrer Länder im Sinne der jeweils aktuellen Vorgaben der Industriestaaten - gescheitert sind und sich zu jenen parasitären Diktatoren gewandelt haben, die uns die Presse genüsslich präsentiert, wird nicht etwa das Konzept einer von außen initiierten Entwicklung in Frage gestellt, sondern nur das Personal seiner Durchsetzung ausgewechselt.<sup>3</sup> Dies alles verschleiert zwar das zentrale Problem der Entwicklungsarbeit mit einem feurigen Nebel aus kraftvollen Worten und sinnloser Praxis, jedoch bleibt dies alles leeres Sonntagsgerede, wenn nicht eines schönen Tages die Akteure sagen können, mit wem sie was warum durchsetzen wollen. Drei Bereiche lassen sich aus den konkreten Projekten vor Ort rekonstruieren:

Erstens: Angleichung der regionalen Infrastruktur an von außen festgelegte Mindestforderungen. Dieser Bereich gilt insgesamt als der sinnvollste, da trotz aller Bedenken gegen äußere Normgebung wenige Gründe gefunden werden können, warum eine ausreichende Verbreitung von Kondomen zur AIDS-Prävention, eine filternde Fassung vorhandener Quellen, Brunnen zur Wasseraufbereitung und erbetene, finanzielle Unterstützung des Erziehungssystems durch Sachleistungen als "imperialistisches" Eindringen in fremde Kulturen gebrandmarkt werden sollen. Problematischer wird es schon, wenn Leistungen in Form von Beratern und Anleitern erfolgen, denn auch wenn es für zukünftige Mechaniker von Vorteil ist, vor ihrer Arbeit an selbstgebastelten Schweißgeräten in europäisch ausgestatteten Werkstätten den möglichen Stand der Technik und vor allem der Arbeitssicherheit erfahren zu haben, so weckt dies auf der anderen Seite nicht nur im begrenzten Bereich der Arbeit Bedürfnisse und Ansprüche, denen die realmögliche Lebensreise nur in Ausnahmefällen gerecht werden kann. Noch dramatischer sieht es aus, wenn europäische Lehrer ihre Lern- und Wertnormen fremden Systemen aufprägen, da Kultur in all ihren Facetten von Rockmusik bis Shakespeare sympathischer Träger der warengesellschaftlichen Ideologie ist, die jede alternative Form des Gemeinwesens unterminiert.<sup>4</sup>

Zweitens: Nachdem die Geberländer erkannt haben, daß die Übersendung alter Fabriken entweder unsinnig ist, da die produzierten Waren sich nicht absetzen lassen oder in Konkurrenz zur westlichen Wirtschaft treten, greift man in den letzten Jahren verstärkt auf das Modell der Handwerkerförderung zurück. Während im realen Sozialismus niemand die produzierten

<sup>3</sup> Einen anderen Weg gehen Gilbert Rist/Fabrizio Sabelli (Hrsg.), *Das Märchen von der Entwicklung - Ein Mythos der westlichen Industriegesellschaft und seine Folgen für die 'Dritte Welt'*, Zürich 1989.

<sup>4</sup> Vgl. Isolda Demele, *Abstraktes Denken und Entwicklung - Der unvermeidliche Bruch mit der Tradition*, Frankfurt/Main 1988.



Waren reparierte (Do-it-yourself ausgenommen), weil Ersatzteile und Handwerker kaum vorhanden waren, da diese als Träger der kleinbürgerlichen Lebensweise keine hohe Wertschätzung genossen, gibt es im Süden eine Unzahl von Reparaturbetrieben für die aus dem Norden importierten Waren. Während schon seit jeher der Schrottantioxport durch die Sahara ein lukratives Geschäft für Studenten und Desperados ist, selbst wenn nicht wenige dieser kaum noch fahrtüchtigen Gefährte ausgeschlachtet zwischen Tamanraset und Agadez in der Wüste unrentabel vor sich hinrotten und einige Kleingewerbetreibende dort begraben liegen, werden heute nicht nur gebrauchte Autoreifen und Ersatzteile nach Afrika exportiert, sondern alte Fernsehöhren, Waschmaschinenmotoren, Uhren, Brillen, Milchpulver, Fleisch, Kleidung und sogar Kugelschreiber, die dann von mehr oder weniger geschulten Handwerkern repariert und in Umlauf gebracht werden. Was auf der einen Seite als globales Recycling erscheint, entpuppt sich auf der anderen Seite als verheerende ökonomische Tatsache. Unbemerkt von aller Statistik wird den afrikanischen Volkswirtschaften Geld entzogen, ohne daß Werte im Gegenzug produziert werden. Die diesen Waren innewohnende Lebensweise produziert neben dem direkten ökonomischen Werttransfers jenen wirtschaftlichen Nutzungsdruck auf unterprivilegierte Schichten und auf die natürlichen Ressourcen, die zugleich als Hemmnisse einer nachhaltigen Entwicklung beklagt werden.

Drittens: Während in den 80er Jahren Demokratisierungsprojekte ganz oben auf der Prioritätenliste der guten Menschen des Nordens standen, stehen die 90er im Zeichen der Natur. Da es selbst rhetorisch geschulten Umweltpädagogen schwer fällt, Regenwaldbewohnern darzulegen, welches ihr gemeinsames Interesse zur Aufrechterhaltung der Biodiversität ist, da die Ansprechpartner weder einen Begriff von Natur haben, noch aus Luxus geborenen Ängsten vor dem Ende der Welt, wie wir sie kennen, nachhängen, da sie wenig anderes zu verlieren haben als ihre Armut und die aus Europa importierte Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, entzieht sich dieser Bereich für gewöhnlich der Diskussion. Während für Aktivisten die Nützlichkeit des Umweltschutzes außer Frage steht, verlachen Waldbewohner Waldfreunde und Tierschützer als mitleiderregende Kreaturen der westlichen Dekadenz. Eine gelungene Metapher beschreibt Natur als kollektive Gesundheit, die sich erst als bewußte Daseinskategorie erfassen läßt, wenn sie die Akteure verlassen hat.<sup>5</sup> Ein Bedürfnis nach Naturerhaltung wird sich somit erst dann einstellen, wenn die primäre Natur "nachhaltig" vernichtet ist, und nicht, wenn Entwicklungshilfeorganisationen dies postulieren. Naturschutz in Entwicklungsländern enthält zudem eine zutiefst zynische Note, wenn man bedenkt, daß der reiche Norden, der seine Entwicklung auch auf Kosten der Natur durchgesetzt hat, Menschen des Südens auffordert, die Veräußerung ihrer einzigen marktfähigen Waren einzustellen oder nach Plänen der Industrieländer zu verändern und so

<sup>5</sup> Vgl. Simon Schama, *Der Traum von der Wildnis - Natur als Imagination*, München 1996.

die andernorts versprochene Entwicklung auszuschlagen, weil der Norden erkannt hat, daß eine Entwicklung auf Kosten der Natur seinen eigenen Reichtumsgenuß gefährdet. Von der Warte der Betroffenen ist es jedoch gleichgültig, ob ihnen verboten wird, ihren Wald zur Jagd und zur Holzgewinnung zu nutzen, weil weiße Kolonialisten diesen in eigener Regie abholzten, um ihre Profite zu maximieren, oder weil Naturschützer den *Prunus africana* und den Berggorilla für sich und ihre Nachkommen erhalten wollen. Eine mögliche, wenn auch gänzlich illusorische Alternative würde darin bestehen, allen Menschen die Partizipation an den globalen Reichtümern zu eröffnen, indem diese nach Europa eingeladen würden. Als "Reiseführer" für ihre ökotouristischen Nachbarn würde sich so über kurz oder lang bei den dunkelhäutigen Europäern jenes Umweltbewußtsein einstellen, das schon heute eingefordert wird.

Aktivisten dieser oder jener Richtung mögen gegen diese Art von radikaler Entwicklungskritik einwenden, daß sie keine Alternative parat hat, was zwar einerseits richtig ist, jedoch andererseits Ausdruck eben jener Offenheit gegenüber Konzepten aus dem Süden Rechnung trägt, die sich aber angesichts der eigenen Wirkungslosigkeit auf die hegemonialen politischen Prozesse des Nordens weniger als Not denn als Tugend offenbart. Wenn hier die gängige Entwicklungs(-hilfe)politik kritisiert wird und selbst so "tragfähige" Konzepte wie die Grundbedürfnisbefriedigungsstrategie und der globale Naturschutz in Abrede gestellt werden, dann dürfen jedoch Konzeptionen der Betroffenen im Gegenzug nicht heroisiert werden, da auch dort vieles im Argen liegt und sich scheinbar authentische Konzeptionen des Südens im Licht eines kritischen Rationalismus als doppelt und dreifach gebrochene Verklärung des europäischen "Way of Life" entpuppen. Vielleicht - so meinen Skeptiker - ist es auch nach dem Ende der politischen Systemkonfrontation gänzlich utopisch, daß gerade die schwächsten Glieder der globalen Wirtschaft eine Alternative zur wertvermittelten Ordnung des monetären Weltsystems entwickeln. Jedoch ist dies - so meine ich - vielleicht auch nur Ausdruck eines kritisch gewendeten Überlegenheitsdenken, das sich nur wenig von dem der diktierenden Partizipatoren unterscheidet. Wenn die Geistesgeschichte den Schluß nahe legt, daß ein Mythos - wie die Entwicklung resp. die Entwicklungshilfe - nur mit einem neuen Mythos überwunden werden kann, dann bedarf eine kritische Gesamtanalyse der Möglichkeiten der gesellschaftlichen Veränderung eben jener kritischen Distanz, die die staatlichen und nichtstaatlichen Entwicklungshelfer durch ihre forcierte Praxis zu überwinden trachten.

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
sozialistischen Politik

# 33

## Bildung, Schule, Arbeit

Bildungsmarktwirtschaft, Schulautonomie, interkulturelle Pädagogik; Elitenbildung, Chancengleichheit, Volksbildung; Wissensgesellschaft, Internet, feministische Bildung; Utopien der anarchistischen Erziehung, Reformpädagogik heute; Krise in der Schule – Lernen für die Zukunft?

G. Steiner-Khamisi, J. Oelkers, M.A. Graf, E.O. Graf,  
M. Lamprecht, H. Stamm, P. Gislser, H.-U. Grunder,  
U. Klemm, R. Rügsegger

## Politisches Lernen und Arbeitspolitik

O. Negt: Gesellschaftliche Schlüsselqualifikationen  
U. Beck: Politische Bildung in der Zweiten Moderne  
W. Schöni: Personalbewirtschaftung, Bildung, Arbeitsmarkt  
K. Rennekampff: Jugendliche ohne Lehrstelle und Job  
K. Dörre: Streit um gewerkschaftliche Bildungskonzepte  
B. Bollinger: Repolitisierung gewerkschaftlicher Bildung

Marginallen / Rezensionen / Zeitschriftenschau

17. Jg./Heft 33 - Juli 1997

Fr. 21.-

**188 Seiten, Fr./DM 21.- (Abonnement 36.-/38.-)  
zu beziehen im Buchhandel oder bei  
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8026 Zürich  
Probeheft anfordern Tel./Fax 01 - 273 03 02**

*Dietmar Düe*

## Abbau im Aufschwung?

Ein Ende der beschäftigungspolitischen Talfahrt in den deutschen Automobilbetrieben ist nicht in Sicht

Die deutsche Automobilindustrie boomt wie lange nicht mehr: Produktion, Inlandsabsatz und Exporte sind im Aufwind - die Investitionen verbleiben auf hohem Niveau. Die "zurückgewonnene Stärke der deutschen Automobilhersteller", heißt es in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) vom 30. Januar dieses Jahres, sei vor allem Ergebnis einer kundenorientierten Modellpolitik und einer größeren Wettbewerbsfähigkeit der Fahrzeugproduzenten. Besteht also Anlaß zur Hoffnung, daß die Mäkelei über die im internationalen Kontext angeblich zu hohen Produktionskosten in den deutschen Autowerken aufhört? Immerhin ist es kaum vier Jahre her, daß die deutsche Automobilindustrie ihren bisher schärfsten zyklischen Einbruch zu verkraften hatte: 1993 sackten Inlandsproduktion und Exporte im Vorjahresvergleich um rund 20 Prozent ab. Und vor allem: Kann damit gerechnet werden, daß der Arbeitsplatzabbau in den heimischen Fahrzeugfabriken zum Stillstand kommt? Verringerte die deutsche Automobilindustrie ihre jahresdurchschnittliche Belegschaftszahl zwischen 1991 und 1995 doch um fast 120.000 Beschäftigte.

Ein flüchtiger Blick auf die aktuelle Branchenentwicklung stimmt in der Tat optimistisch: Hersteller wie VW, Audi, Mercedes-Benz, BMW oder Porsche kommen dem boomenden Absatz kaum noch nach. Sie versuchen nicht nur mit Sonderschichten, eingeschränkten Werksferien und Samstagsarbeit der gegenwärtigen Auftragsflut Herr zu werden, auch neue Arbeitsplätze sind erforderlich. Im ersten Halbjahr 1997 sind in den inländischen Automobilwerken 14.000 Stellen geschaffen worden (allerdings überwiegend befristet).

## Produktions- und Beschäftigungsperspektiven

Auch wenn der Inlandsmarkt jetzt noch richtig "anspringt" und der für 1998 vom Essener Prognoseinstitut Marketing Systems vorhergesagte Zuwachs der Inlandszulassungen um 8,4 Prozent wahr werden sollte: Die strukturelle Beschäftigungskrise in den deutschen Automobilwerken ist damit nicht vom Tisch. Der aktuelle Absatzboom, so wurde schon im Herbst letzten Jahres vermutet, sei vor allem der Modellpolitik der Anbieter zu verdanken und führe zu "Sondereinflüssen" in den Jahren bis 1998 auf einem an sich weitgehend gesättigten Automobilmarkt (FAZ, 1.10.1996).

Einen überraschenden, damals hinneomarktbedingten Absatzzuwachs erfuhr die deutsche Automobilindustrie auch Anfang der neunziger Jahre als



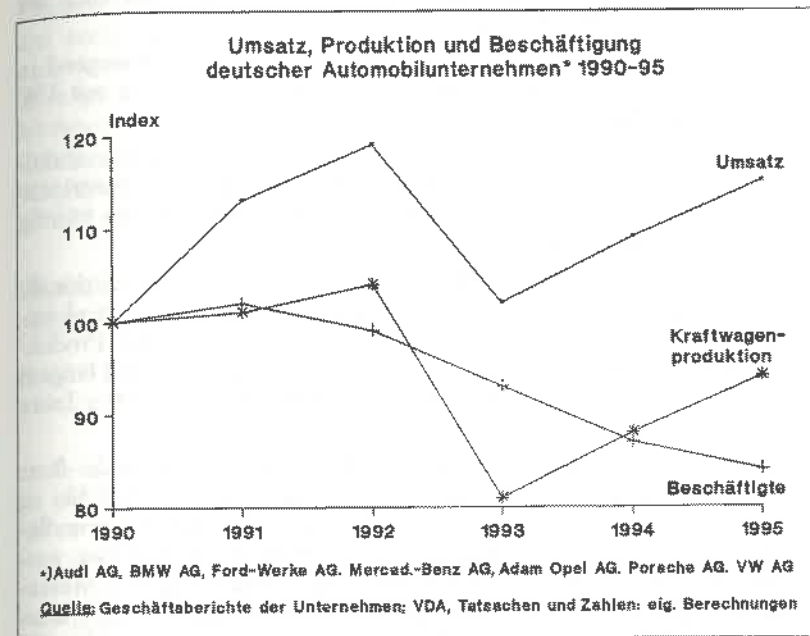
Folge des deutschen "Wiedervereinigungsbooms". In den neuen Bundesländern ist der Nachholbedarf nun jedoch weitgehend gesättigt. Bereits Ende 1994 hatte die dortige Bevölkerung 90 Prozent der Motorisierungsdichte (PKW pro 1.000 Erwachsene) der alten Bundesländer erreicht. Die großen Automobilproduzenten haben den Aufbau ihres Händlernetzes in Ostdeutschland weitgehend abgeschlossen und teilweise neue Produktionskapazitäten vor Ort errichtet.<sup>1</sup> Der Automobilmarkt in den neuen Bundesländern wird zukünftig kaum mehr Dynamik entwickeln als der im restlichen Deutschland.

Nach 1998 wird nicht nur der deutsche Fahrzeugmarkt weitgehend stagnieren. Auch auf den ausschlaggebenden Exportmärkten der deutschen Automobilwerke sieht es kaum anders aus. Mehr als die Hälfte der deutschen PKW-Produktion wird im Ausland verkauft, wobei Westeuropa der entscheidende Exportmarkt ist. (In den 90er Jahren gingen nahezu drei Viertel der deutschen PKW-Exporte nach Westeuropa.) Für die Absatz- und Produktionsperspektiven der deutschen Automobilherstellung ist daher neben dem deutschen der westeuropäische PKW-Markt die wichtigste Determinante. Daß auch hier zukünftig allenthalben nur noch minimale Absatzzuwächse zu erwarten sind, gilt mittlerweile als Binsenweisheit. Schon in der ersten Hälfte der 90er Jahre reichte das Mengenwachstum der deutschen Fahrzeugproduktion nicht mehr aus, um die vor allem aus der Produktivitätsentwicklung resultierende Minderung des Arbeitsvolumens in den Autofabriken wettzumachen. Nach VDA-Angaben ist die Arbeitsproduktivität in der deutschen Automobilindustrie zwischen 1980 und 1990 um insgesamt zwölf Prozent angestiegen und erhöhte sich in der ersten Hälfte der neunziger Jahre um weitere 20 Prozent (FAZ, 31.8.1996). Folge dieser Entwicklung war der Arbeitsplatzabbau in den deutschen Automobilbetrieben zwischen 1991 und 1995 (vgl. Schaubild 1).

<sup>1</sup> Im September 1992 lief in Eisenach der erste Opel vom Band; 1995 produzierten hier 2.000 Beschäftigte im Drei-Schicht-Betrieb 160.000 Corsas. Die Volkswagen AG wollte bis 1994 4,7 Mrd. DM in Sachsen vor allem in das zentrale Projekt Werk II in Mosel bei Zwickau investieren (ab 1994 sollten hier jährlich 250.000 Golf III vom Band laufen). "Diese hochgesteckten Ziele mußte VW jedoch revidieren, da der Absatz mit den erweiterten Produktionskapazitäten nicht mithielt." Mercedes-Benz hatte im brandenburgischen Ahrensdorf für eine Mrd. DM die modernste LKW-Fabrik Europas geplant, wo ab 1995 4.000 Beschäftigte jährlich 40.000 LKW produzieren sollten. "Ende 1992 stoppte man das Projekt jedoch. Statt dessen beschränkte man sich auf die Übernahme des DDR-Lastwagenproduzenten IFA in Ludwigsfelde und gründete vor Ort die Nutzfahrzeuge Ludwigsfelde GmbH (NLG) und die Entwicklungsgesellschaft für Kraftfahrzeugtechnik mbH (ELG), wo insgesamt 1.470 Mitarbeiter Transporter in Lohnfertigung montieren." Nach Unternehmensplanungen soll Ludwigsfelde in den kommenden Jahren zum Leistungszentrum für Großtransporter ausgebaut werden. BMW prüfte zunächst die Rückkehr zum ursprünglichen Automobilproduktionsstandort Eisenach. "Doch schon sehr bald entschied man sich dagegen und beschränkte sich auf den Aufbau eines Werkes zur Herstellung von Werkzeugen, die BMW Fahrzeugtechnik GmbH in Eisenach, wo 230 Mitarbeiter arbeiten und 130 Mio. DM investiert wurden" (Handelsblatt, 22.07.1996).

## Schaubild 1

(Umsatz, Produktion und Beschäftigung deutscher Automobilunternehmen 1990-95)



Weil die Produktivitätsreserven in der Fahrzeugfertigung noch längst nicht ausgeschöpft sind, wird die Beschäftigung in dieser Branche rationalisierungsbedingt auch in den kommenden Jahren weiter zurückgehen. Auch wenn es momentan scheinbar so ist, als sei der Trend der scherenartigen Auseinanderentwicklung der Zuwächse von Arbeitsproduktivität und Produktion gestoppt. Anfang 1997 schätzte auch der Präsident des Verbandes der Automobilindustrie (VDA), B. Gottschalk, ein, daß trotz der aktuell gegenläufigen Entwicklung die Zahl der Arbeitsplätze in der deutschen Automobilindustrie aufgrund der Rationalisierung tendenziell weiter rückläufig sein werde (FAZ, 2.1.1997).

## Auslandsproduktion

Während also die großen, traditionellen Automobilmärkte (Nordamerika, Westeuropa, Japan) als weitgehend gesättigt gelten, werden in Südamerika und Asien zukünftig noch erhebliche Absatzchancen im Fahrzeugmarkt vermutet. Eine neuere Untersuchung des Forschungsinstituts DRI/Mc Graw-Hill sagt für Südamerika ein jahresdurchschnittliches Wachstum von fünf Prozent voraus. Bis zum Jahr 2005 soll dort die gesamte Fahrzeug-

nachfrage von derzeit 2,5 Millionen auf 4,1 Millionen Einheiten zunehmen (FAZ, 15.7.1996). Da diese Nachfrage in wachsendem Umfang nicht mehr durch den Warenexport, sondern über Direktinvestitionen befriedigt wird, drängen die Hersteller verstärkt in diese Regionen; vor allem auch die deutschen Automobilunternehmen:

- Die VW-Tochter *Audi* wird zukünftig in acht Ländern überwiegend in Kooperation mit heimischen Produzenten und/oder gemeinsam mit VW Montagewerke betreiben.

- Seit 1995 produziert bei *BMW* eine erste, komplette Auslandsproduktionsstätte (in Spartanburg, USA). "Vorstandsvorsitzender Pitschesrieder kündigte Mitte November 1994 an, daß BMW neue Autofabriken künftig nur noch im Ausland errichten werde" (FAZ, 20.12.1994).

- Die Kölner *Ford-Werke* laufen zukünftig Gefahr, durch die Internationalisierungspolitik des US-amerikanischen Mutterkonzerns eigene Produktions- und Absatzchancen zu verlieren (vor allem infolge der Produktionsausweitung von Ford-España). Zudem betreibt Ford-Köln seit langem sein zweitgrößtes Werk in Belgien, das in der ersten Hälfte der 90er Jahre weiter an Gewicht gewonnen hat.

- Bislang hatte Auslandsproduktion in der PKW-Sparte von *Mercedes-Benz* faktisch keine Rolle gespielt. Mit einer gewandelten Modellpolitik hin zu für das Unternehmen völlig neuen Marktsegmenten wird sich das grundlegend ändern. Die jetzt anlaufenden neuen Modelle werden fast ausnahmslos im Ausland gefertigt werden. Die heimischen Werke von Mercedes-Benz sind damit weitgehend von den neuen Absatzchancen des Unternehmens abgeschnitten und können ihre Auslastung zukünftig nur über die Nachfrage nach den bisherigen Modellen sicherstellen.

- Durch ihre Einbindung in die Internationalisierungsstrategie der General Motors Corporation ist die *Adam Opel AG* von einer früher eher regionalen deutschen Autofirma zu einem selbst die Produktionsinternationalisierung vorantreibenden Unternehmen geworden. In jüngster Zeit hat Opel vor allem sein Engagement in Mittel- und Osteuropa stark ausgeweitet. "In den nächsten Jahren will Opel jährlich ein bis zwei neue Werke im Ausland eröffnen" (FAZ, 7.2.1996).

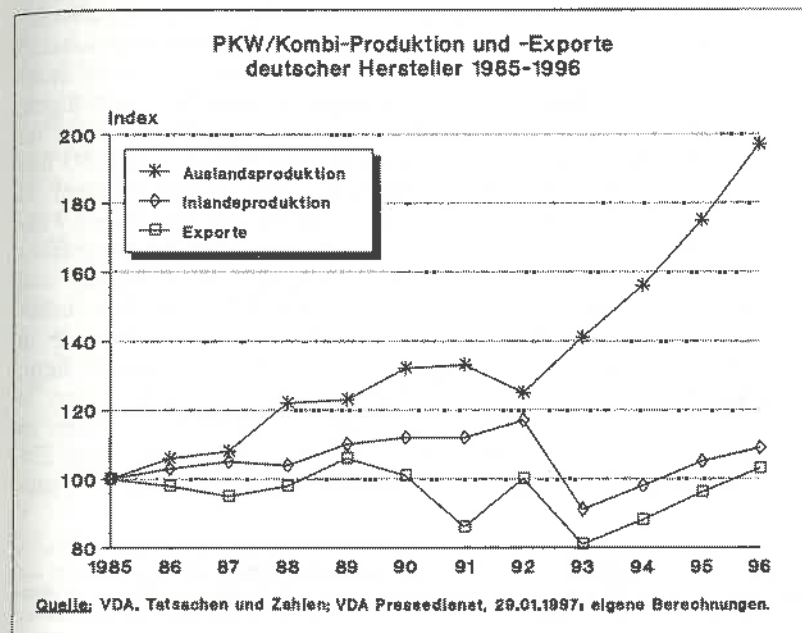
- Bereits in den 50er Jahren begann *VW* seine Produktionsinternationalisierung mit Auslandsgesellschaften zuerst in Brasilien und Südafrika. Heute gehören zum Volkswagen-Konzern 14 Automobilproduktionsgesellschaften mit 25 Werken außerhalb Deutschlands. Während in der ersten Hälfte der 90er Jahre die Inlandsbeschäftigung im VW-Konzern rückläufig war, stieg die Auslandsbeschäftigung noch an. Hintergrund dieser Entwicklung ist die fortgesetzte, zielstrebige Internationalisierung des VW-Konzerns in den 90er Jahren, die durch die Gründung neuer und Erweiterung vorhandener Auslandsproduktionsstätten bzw. durch die Beteiligung an/Übernahme von ausländischen Automobilunternehmen vorangetrieben

worden ist. Vor allem der expandierende mittel- und osteuropäische sowie der asiatisch-pazifische Automobilmarkt werden auf diese Weise seit 1990 verstärkt erschlossen.

Derweil in der Automobilbranche im internationalen Kontext also durchaus noch Chancen für ein weiteres Unternehmenswachstum vorhanden sind, kann dies für die Standorte in den traditionellen Herstellerländern nicht gesagt werden. Während in der deutschen Automobilindustrie Inlandsproduktion und Exporte nur noch verhalten wachsen und insbesondere in der ersten Hälfte der neunziger Jahre einen starken Einbruch zu verzeichnen haben, setzt sich das Produktionswachstum in den Auslandswerken nahezu ungebrochen dynamisch fort (vgl. Schaubild 2).

Schaubild 2

(PKW/Kombi-Produktion und Exporte deutscher Hersteller 1985-1996)



Insofern trifft für die Automobilindustrie schon nicht mehr zu, was für die deutsche Industrieproduktion insgesamt noch gilt: daß nämlich "die industrielle Auslandsproduktion deutscher Unternehmen (...) bislang nicht zu Lasten der heimischen Produktion und Arbeitsplätze" geht.<sup>2</sup> In der traditionell stark auslandsabsatzabhängigen deutschen Fahrzeugfertigung hat

<sup>2</sup> Vgl. Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 97, S. 69.



die Produktionsinternationalisierung bereits Exportsubstitution zur Folge und schlägt negativ auf die heimische Produktion und Beschäftigung zurück. Dieser Trend wird sich zukünftig verstärkt fortsetzen.

### Standortkonkurrenz

Die deutschen Automobilwerke werden künftig also kaum mehr am weiteren Wachstum ihrer Unternehmen teilhaben, weil dieses überwiegend außerhalb Deutschlands stattfinden wird. Gleichzeitig sind sie durch die wachsende Produktionsinternationalisierung in der Automobilindustrie mit einem weiteren Problem konfrontiert: Nachteilig für die Entwicklungsperspektiven der deutschen Standorte der PKW-Produktion ist, daß tendenziell mehr deutsche Autos aus Auslandsproduktionen auf den Binnenmarkt kommen. Der Geschäftsführer des VDA, K. Schmidt, konstatiert, daß rund zwölf Prozent der Neuzulassungen deutscher Fabrikate 1996 aus ausländischen Produktionsstätten deutscher Hersteller stammen. Dies sei gegenüber dem Vorjahr ein Zuwachs um fast 40 Prozent und "keine vorübergehende Erscheinung, sondern eine dauerhafte Strukturverschiebung" (Handelsblatt, 31.8.1996). Ein Blick auf diejenigen Länder, in denen deutsche Automobilunternehmen ihre Auslandsproduktion bewerkstelligen, läßt begründet vermuten, daß insbesondere die Produktionsstätten im westeuropäischen Ausland (allein aus Spanien<sup>3</sup> und Belgien kam 1995 fast die Hälfte der Auslandsproduktion deutscher Automobilhersteller) in wachsendem Maß zu einer direkten Konkurrenz für die heimischen Produktionsstandorte geworden sind.<sup>4</sup> Es ist zu erwarten, daß das neuerdings verstärkte Engagement deutscher Automobilunternehmen in Mittel- und Osteuropa (Übernahme bzw. Neugründung von Produktionswerken insbesondere in der Tschechischen und der Slowakischen Republik sowie in Polen) nicht allein zur Erschließung der dortigen Fahrzeugmärkte dient, sondern auf längere Sicht auch in Wettbewerb zur Autoproduktion in Deutschland treten wird (kurzfristig eröffnet die Fahrzeugnachfrage in Mittel- und Osteuropa den deutschen Automobilherstellern allerdings Exportchancen). Die inländische Fahrzeugproduktion ist also schon heute

<sup>3</sup> Mit einer Jahresproduktion von knapp 2,5 Millionen Fahrzeugen ist Spanien 1996 nach Deutschland und Frankreich dritgrößter Autoproduzent Europas und liegt weltweit auf Rang fünf. "Von den knapp 2,5 Millionen Autos werden mehr als drei Viertel ins Ausland verkauft. Insgesamt gehen vier Fünftel der spanischen Autoexporte in die Länder der EU." Verschiedene Unternehmen sind dabei, ihre Kapazitäten in Spanien weiter auszubauen: Fasa-Renault ("Mégane" in Valencia), Ford (Kleinstauto "Ka" in Valencia), Mercedes-Benz (Transporter "Vito" und Großraumlimousine "Viano" im baskischen Vitoria), Opel, Seat. "Ein Standortvorteil für die spanische Auslandsproduktion ist die weit ausdifferenzierte, technisch anspruchsvolle und kostengünstige Zulieferbranche. Nach Deutschland verfügt Spanien über die zweitgrößte Autozulieferindustrie Europas." Als weitere Vorteile für eine Produktion in Spanien gelten die niedrigen Lohnkosten, eine hohe Produktivität und teilweise erhebliche öffentliche Subventionen für Erweiterungsinvestitionen (FAZ, 09.01.1997).

<sup>4</sup> "Die Produktion ist bei Ford deshalb niedriger als der Absatz, weil Modelle wie der Ka oder der Galaxy aus Spanien bzw. Portugal bezogen werden" (FAZ, 3.7.1997)

nicht nur mit dem Problem der Exportsubstitution konfrontiert. Die Auslandsfertigung der deutschen Automobilkonzerne ersetzt außerdem bereits binnenmarktorientierte Produktion. Auch wenn die damit verbundenen Konsequenzen für die Beschäftigung erst ansatzweise zu spüren sind (z. B. bei Ford), kann das in zwei Jahren schon ganz anders aussehen.

Daß die insbesondere in den noch vorhandenen Wachstumsregionen steigende Zahl von Automobilproduktionsstätten das weltweit längst vorhandene Überkapazitätsproblem noch verschärfen wird, liegt auf der Hand. Gleichzeitig sind vor allem die japanischen Automobilkonzerne bemüht, teilweise Marktanteilsverluste in Europa und Nordamerika über eine Substitution von Warenexport durch Direktinvestitionen wettzumachen. Während die japanischen Unternehmen 1995 bereits 600.000 Autos in Europa herstellten, sind "ihre angekündigten Aushauvorhaben (...) auf 2 Millionen Einheiten zugeschnitten."<sup>5</sup> In den USA fertigten sie 1995 2,1 Millionen Fahrzeuge. "Unter Einschluß der Fertigungen in Mexiko wird das Produktionsvolumen der Japaner im Gebiet der Nafta auf längere Sicht dann nahezu 5 Millionen Autos erreichen." Ein sich abzeichnender Konzentrationsprozeß in der japanischen Automobilindustrie, der mit der Schließung heimischer Werke einhergehen könnte, und die "Verlagerung von Produktion nach Übersee wird die Leistungsfähigkeit der japanischen Autoproduzenten und ihre Kostensituation in den kommenden Jahren deutlich verbessern" (FAZ, 27.10.1995). Eine breit angelegte Studie der Kreditberatungsagentur Moody's Investor Service, die unter dem Titel "Automobile Industry" im August 1996 in New York erschienen ist, sieht die Weltautomobilindustrie auf eine "Konsolidierungsphase" zusteuern. Der wachsende Druck der Aktionäre in Richtung höhere Profitabilität der Fahrzeugunternehmen hereite einer weiteren Unternehmenskonzentration den Boden: Regionale Hersteller und Nischenproduzenten würden ihre Unabhängigkeit verlieren. Diejenigen deutschen Hersteller, die in diese Untersuchung einbezogen wurden (BMW, Mercedes-Benz, Volkswagen), werden hinsichtlich ihrer Rentabilitätsbedingungen gleichauf mit der US-amerikanischen Ford Motor Company sehr günstig bewertet (lediglich Toyota schneidet noch besser ab). Auch wenn die Chancen der deutschen PKW-Produzenten offensichtlich recht günstig sind, im weltweiten Konkurrenzkampf der Automobilkonzerne ihre Position behaupten und zukünftig vielleicht noch Verbesserungen erreichen zu können<sup>6</sup>, so wird die Beschäf-

<sup>5</sup> Toyota zieht Frankreich als zweiten europäischen Produktionsstandort in Erwägung. Langfristig wird der europäische Fahrzeugmarkt (inklusive Osteuropa) von Toyota als der weltweit wichtigste eingeschätzt. "Das ist auch der Grund dafür, daß ungeachtet der Überkapazitäten in der westeuropäischen Autoproduktion der Ausbau der japanischen Kapazitäten forciert wird" (FAZ, 20.9.1997).

<sup>6</sup> Im Jahr 1996 konnten die deutschen Fahrzeughersteller ihren Anteil an allen weltweit abgesetzten Automobilen von 14,2 Prozent auf 14,7 Prozent erhöhen. "Die deutsche Automobilindustrie hat ihre Hausaufgaben gemacht", konnte deshalb der Präsident des VDA Anfang 1997 mitteilen (FAZ, 30.01.1997).



tigung an den deutschen Standorten dieser Unternehmen mittel- und langfristig weiter zurückgehen.

### Arbeitsplatzabbau deutscher Automobilunternehmen

Welches Ausmaß der zukünftige Arbeitsplatzabbau annehmen wird, läßt sich nur grob abschätzen.<sup>7</sup> Die unternehmensspezifischen Beschäftigungsperspektiven der deutschen Autowerke stellen sich wie folgt dar:

- *Audi* hat von 1991 bis 1994 rund 16 Prozent seiner Arbeitsplätze abgebaut. Aufgrund wachsender Produktions- und Umsatzzahlen ist diese Entwicklung seither gestoppt. Obwohl für 1997 eine deutliche Produktionsausweitung vorgesehen ist, ist ein nennenswerter Beschäftigungszuwachs nicht zu erwarten. Bei Audi hat in den neunziger Jahren eine deutliche Steigerung der Arbeitsproduktivität stattgefunden, die auch zukünftig weitergehen wird. Sollten die Absatzerwartungen, die Audi insbesondere an das neue Modell A3 knüpft, nicht erfüllt werden, könnte in den kommenden Jahren unversehens ein Beschäftigungsüberhang in den Werken Ingolstadt und Neckarsulm entstehen.

- Im Vergleich zur Beschäftigungsentwicklung in den übrigen deutschen Automobilunternehmen ist die Zahl der Arbeitsplätze in den inländischen Automobilwerken von *BMW* zwischen 1990 und 1995 nur geringfügig zurückgegangen: in der Summe um vier Prozent. Daß diese relativ stabile Beschäftigungsentwicklung sich zukünftig nicht mehr fortsetzen wird, unterstrich im Frühjahr 1996 BMW-Vorstandsmitglied J. Milberg: "Kapazitätserweiterungen plant der BMW-Konzern in Deutschland nicht mehr. Und der Personalbedarf zeigt wegen der notwendigen Produktivitätssteigerungen eher nach unten" (FAZ, 6.3.1996).

- Der Arbeitsplatzabbau belief sich bei *Ford* in der ersten Hälfte der 90er Jahre auf zwölf Prozent. Die weitgehende Sättigung der unternehmensspezifischen Absatzmärkte läßt eine Fortsetzung dieses Trends in den kommenden Jahren erwarten. Außerdem ist nicht auszuschließen, daß einzelne Werke zukünftig zusätzlichen Beschäftigungsabbau infolge von Produktionsverlagerungen zu verkraften haben werden (so gilt die Zukunft des in Köln gebauten Ford-Scorpio als ungewiß. "Möglich ist, daß der Nachfolger in Amerika entwickelt und produziert wird"; FAZ, 24.2.1997).

<sup>7</sup> Wie schwierig Prognosen des Umfangs des Beschäftigungsabbaus sind, zeigt sich beispielhaft an der französischen Automobilindustrie. Hier wurde vor allem in den achtziger Jahren der Belegschaftsstand in den Inlandswerken um rund 45 Prozent auf 180.000 Personen gesenkt. Eine gewisse Zeit sah es so aus, als ob damit eine Beschäftigtenzahl erreicht sei, die auch zukünftig einigermaßen Bestand haben könnte. Ende letzten Jahres wurden nun Pläne der französischen Autohersteller Renault und PSA Peugeot Citroën bekannt, wonach sie in den kommenden fünf Jahren weitere 26.000 Arbeitsplätze in ihren französischen Betriebsstätten abbauen wollen. Langfristig wird außerdem damit gerechnet, daß beide Unternehmen (unter Beibehaltung der drei Marken Renault, Peugeot, Citroën) fusionieren werden. "Ein solcher Zusammenschluß sei (...) nur um den Preis eines erheblichen Stellenabbaus in Frankreich zu verwirklichen" (FAZ, 14.11.1996).

- In der PKW-Sparte von *Mercedes-Benz* ist die Beschäftigung in der ersten Hälfte der 90er Jahre um 16 Prozent reduziert worden. Aktuell ist der Belegschaftsabbau zum Stillstand gekommen. Da jedoch die zukünftig an Bedeutung gewinnende Auslandsproduktion die Inlandswerke weitgehend von den neuen Absatzchancen des Unternehmens abschneidet, drohen weitere Produktivitätszuwächse in der Fahrzeugfertigung zukünftig eher stärker noch als bisher auf das Arbeitsvolumen in den deutschen PKW-Werken von Mercedes-Benz durchzuschlagen.

- Bei *Opel* hat sich der Beschäftigungsstand 1995 (im Vergleich zu 1990) um rund 20 Prozent verringert. In den kommenden vier bis fünf Jahren drohen bei Opel weitere, bis zu 10.000 Arbeitsplätze abgebaut zu werden (Frankfurter Rundschau, 20.6.1997).

- Trotz weitreichender Maßnahmen zur Arbeitszeitverkürzung (vor allem: "Vier-Tage-Woche") hat *VW* in der ersten Hälfte der 90er Jahre in seinen sechs Inlandswerken rund 20 Prozent der Arbeitsplätze abgebaut. Daß dieser Trend momentan gestoppt ist, sollte zu keinen Illusionen führen. "Ohnehin heißt es bei VW, daß der latente Beschäftigungsüberhang nur vorübergehend wegen der außerordentlich guten Nachfrage nicht akut werde" (FAZ, 28.7.1997). Die mittelfristige Personalplanung des Unternehmens geht von einer weiteren Belegschaftsreduzierung in den kommenden Jahren aus. Anfang 1997 bekräftigt VW-Personalvorstand P. Hartz, daß die anhaltenden Produktivitätsfortschritte eine "Fortsetzung des Belegschaftsabbauers für die absehbare Zeit" verlangen und macht "folgende Rechnung auf: im Jahr 1991 wurden mit einer Jahreskapazität von 205 Millionen Stunden 1,25 Millionen Automobile gebaut. Die gleiche Produktion werde nach der laufenden Planung im Jahr 2001 mit 100 Millionen Stunden erbracht werden können" (FAZ, 4.2.1997).

In der ersten Hälfte der neunziger Jahre hat ein überaus langanhaltender Prozeß des Abbaus von Arbeitsplätzen in den heimischen Werken der deutschen Automobilindustrie eingesetzt, der zwar kurzfristig durchaus auch einmal zum Stillstand kommen kann (wie beispielweise im laufenden Jahr), dessen Gesamtrendenz aber kaum mehr umkehrbar sein dürfte. Seine Hauptursachen wurden vorangehend skizziert: die scherenartige Auseinanderentwicklung der Zuwächse von Arbeitsproduktivität und Produktion, die Exportsubstitution sowie der Ersatz binnenmarktorientierter Produktion durch Auslandsfertigung.

Die Betriebsräte in den Automobilwerken haben nicht erst heute erkannt, daß ein Absatz- und Produktionsaufschwung ihrer Unternehmen mit Arbeitsplatzabbau in den Inlandswerken parallel zu laufen droht. Schon in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wurden für einzelne Unternehmen und Werke Betriebsvereinbarungen abgeschlossen, die teilweise erhebliche Zugeständnisse bei Einkommen und Arbeitszeitflexibilisierung seitens der Beschäftigten mit mehr oder minder beschäftigungssichernden Regelungen zur "Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit" (*Mercedes-Benz*), "Investiti-



onsicherung" (Ford) oder "Standortsicherung" (Opel) verknüpften. Jedoch konnte weder durch diese noch durch die weitergehenden Vereinbarungen bei VW (insbesondere "Vier-Tage-Woche" seit 1.1.1994<sup>8</sup>) dem Arbeitsplatzabbau Einhalt geboten werden. Vor allem über die Ausnutzung der natürlichen Fluktuation, Vorruhestand und die Nichtverlängerung befristeter Arbeitsverträge wurde die Zahl der Arbeitsplätze verringert. Verhindert werden konnte allerdings, daß Massenentlassungen als Instrument der Beschäftigungspolitik in der deutschen Automobilindustrie hoffähig gemacht wurden; und das sollte angesichts des tiefen Absatz- und Produktionseinbruchs 1993 sowie der beträchtlichen Rationalisierungssprünge in der Fahrzeugfertigung in der ersten Hälfte der neunziger Jahre keinesfalls unterschätzt werden. Um dem absehbaren weiteren Arbeitsplatzabbau in den deutschen Automobilwerken wirksam zu begegnen, müßte vor allem das tendenziell weiter rückläufige Arbeitsvolumen in der Fahrzeugfertigung in großen Schritten auf die noch vorhandenen Beschäftigten umverteilt, also die Arbeitszeit spürbar verkürzt werden. Zu bedauern ist deshalb, daß das Beispiel VW nicht in dem Maße Schule gemacht hat, wie dies möglich gewesen wäre (und auch heute noch möglich ist). Zeigt sich doch spätestens seit der Fortschreibung des Tarifvertrags zur Beschäftigungssicherung bei VW Ende 1995, daß das "VW-Modell" alles andere als eine zeitlich befristete Notlösung ist. Der bisherige und der zukünftig anstehende Arbeitsplatzabbau in den Automobilbetrieben wären deutlich geringer, würden die anderen Unternehmen in einem VW vergleichbarem Maß bei der Arbeitszeitverkürzung mitziehen. Sicherlich ist es beschäftigungspolitisch von Vorteil, wenn jetzt beispielsweise Gesamtbetriebsrat und Vorstand von Mercedes-Benz über eine zentrale Betriebsvereinbarung betriebsbedingte Kündigungen für alle 134.000 Inlandsbeschäftigten bis zum 31. Dezember 2000 ausgeschlossen haben - auch wenn im Gegenzug vereinbart wurde, Tarifierhöhungen nicht mehr auf die Effektiv-, sondern nur noch auf die Tariflöhne anzurechnen (FAZ, 1.3.1997). Die beschäftigungspolitische Talfahrt in den deutschen Automobilbetrieben freilich wird durch solch halbberzige Maßnahmen nicht gestoppt werden können.

<sup>8</sup> Zum 01. April 1994 einigten sich auch bei Audi Vorstand und Betriebsrat auf eine zeitlich befristete, proportionale Arbeitszeit- und Einkommens kürzung, die mit zehn Prozent allerdings deutlich geringer ausfiel als bei VW.

Hans G Helms

## Von der Lochkarte in den Cyberspace

Zu den gesellschaftlichen Auswirkungen der Computerentwicklung<sup>1</sup>

### I

Begreift man Datenverarbeitung als die maschinelle Umsetzung von Daten in Steuerung von Arbeitsprozessen, die organisierte, als Produkte materialisierte Datengruppen hervorbringen, dann erkeut man: Die Datenverarbeitung ist nicht bloß eben so alt wie die industrielle Revolution, sie ist vielmehr eins ihrer konstitutiven Elemente.

Die frühen Spinnmaschinen - angefangen mit James Hargreaves' 1767 erfundener *Jenny* über Samuel Cromptons *Mule* von 1779 bis zum *Selfactor* (oder *Selfaktor*) des Richard Roberts von 1825 - stellen, strukturell betrachtet, primitive analoge Regelkreise dar, die simple Produktionsprozesse steuern. Edmund Cartwrights mechanischer Webstuhl von 1785 symbolisiert bingegen schon einen vom Produkt, dem gewebten Tuch, bedingten, verhältnismäßig komplexen Steuerungsprozeß. Für all diese frühen datenverarbeitenden Textilmaschinen gilt: das den Arbeitsprozeß steuernde Programm ist Bestandteil der Maschinenkonstruktion, es ist in die Maschine eingebaut.

Als Joseph-Marie Jacquard um 1805 den Musterwebstuhl erfand, da trennte er als erster die *software* von der *hardware*, das Steuerungsprogramm in Gestalt von Lochkarten von der Maschine, die nach den durch die Löcher in der Karte gegebenen Instruktionen arbeitet und - je nach Lochkarte oder Programm - ein Gewebe mit diesem oder jenem Muster, in diesen oder jenen Farben mechanisch herstellt. Mit der Lochkarte führte Jacquard das bis heute die Grundarchitektur aller datenverarbeitenden Maschinen und Computer bestimmende binäre System in den Maschinenbau ein: wo die Nadel, die die Lochkarte abtastet, auf ein Loch, eine Eins, trifft, da findet Veränderung statt; wo sie jedoch auf Pappe, gleich einer Null, stößt, bleibt der Zustand unverändert.

Weniger als zwei Jahrzehnte später trennte der Ingenieur und Mathematiker Charles Babbage die Datenverarbeitung vollends von der Fabrikation materieller Güter ab. 1822 konstruierte und baute er mit Geldern der britischen Regierung eine Differenzmaschine, den direkten mechanischen

<sup>1</sup> Bei diesem Beitrag handelt es sich um das Referat des Autors auf dem 7. Internationalen Bauhaus-Kolloquium, Weimar 27. - 30. Juni 1996: "Techno-Fiction. Zur Kritik der technologischen Utopien."

Urahn der gegenwärtigen Computer. Die *Difference Engine* war imstande, vielgliedrige, bis zu sechsstellige Additionen und Subtraktionen fehlerfrei auszuführen. Die 1832 von Babbage konzipierte *Analytical Engine*, die auf analytischem Wege nahezu jedes arithmetische Problem hätte lösen sollen, war freilich mit den damaligen Werkzeugen und Materialien der Feinmechanik nicht zu verwirklichen.

Charles Babbage schied die reine Datenverarbeitung von der Maschinensteuerung mit dem Ziel, die Massenproduktion der sich entfaltenden Industrien auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, nämlich auf die einer mit exakt gemessenen Daten gefütterten Statistik, und sie *in toto* zu steuern. Der Mathematiker und Wirtschaftstheoretiker aus Cambridge hatte beobachtet, daß die kapitalistische Wirtschaft nicht ohne permanente Analyse und Reorganisation ihrer Ressourcen, Produktionsmittel und -prozesse wie ihrer Absatzmärkte zu funktionieren vermochte.

Babbage stützte sein Plädoyer für eine geordnete, prosperierende und fortschrittliche Wirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage auf die statistisch-analytische Kompetenz der Rechenmaschine, die er als *engine*, als Motor, bezeichnete, weil sie sowohl die einzelne Fabrik als auch das gesamte System vorantreiben sollte. Mit Hilfe eines nie versiegenden Stroms von Meßdaten und fortlaufender auf Datenverarbeitung beruhender Kosten-Nutzen-Analysen wären Durchschnittswerte für sämtliche ökonomischen Aspekte zu ermitteln. Diese hätten wiederum den technischen Fortschritt anzukurheln, und mit dem technischen Fortschritt müßte eine progressive Teilung der körperlichen wie der geistigen Arbeit einhergehen.

Als Babbage 1832 sein theoretisches Hauptwerk *On the economy of machinery and manufactures* in London veröffentlichte, waren die dreitausend Exemplare im Nu vergriffen. Die ein Jahr drauf unter dem Titel *Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen* in Berlin publizierte deutsche Ausgabe fußte hereits auf der erweiterten zweiten Auflage. Mit seiner klaren Analyse hatte Babbage die Zeitgenossen stark animiert, wohl aber auch erschreckt; denn in vagen Umrissen zeichnete sich in ihr schon jenes Gesetz ab, das dem kapitalistischen System unveräußerlich innewohnt: Karl Marx hat es später als *Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate* dargestellt.

Fällt die Profitrate dem Konkurrenzdruck und der Überproduktion zum Opfer - so Babbages Argumentation -, dann ist es, um die Profitrate zu halten oder gar zu steigern, unverzichtbar, daß der kapitalistische Akteur auf der Basis einer verlässlichen Kosten-Nutzen-Analyse ständig um maximale Verwertung der Investitionen, um Verbesserung des Maschinenparks, der Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation bemüht ist wie um Senkung der Lohn-, Kapital-, Rohstoff-, Energie- und Transportkosten. Erst kraft innovativer, sachlich notwendiger Rationalisierungsmaßnahmen wird eine dem Aufwand angemessene und gegen die Konkurrenz auf dem Markt durchsetzbare Preisgestaltung möglich.

In jenen frühmanchesterlichen Zeiten, als die industrielle Entwicklung noch reichlich planlos ablief, sah Babbage die zentrale Funktion seiner mechanischen Rechenmaschine schon darin, das einzelne Unternehmen ebenso wie die gesamte Volkswirtschaft planvoll und rationell zu ordnen. Damit nahm Babbage das Konzept des modernen computergestützten Managementsystems, dessen Aufgabe es sein sollte, das gesamte ökonomische Geschehen in einer Fabrik oder in einem Konzern als integralen Teil einer nach gesellschaftlichen Bedürfnissen planvoll organisierten Gesamtökonomie zu steuern und zu überwachen, um anderthalb Jahrhunderte vorweg. Wie wir nur zu schmerzlich erleben, werden die gegenwärtig verfügbaren Managementsysteme keineswegs zum Zwecke einer sozial und ökologisch verantwortlichen Volkswirtschaft im nationalen oder globalen Rahmen eingesetzt, sondern zur Rationalisierung im betriebswirtschaftlichen Interesse blinder, raffgieriger Profitmaximierung.

Die oft mangelhafte Architektur und innere Organisation der Fabriken, die willkürliche Wahl von Fabrikstandorten, die Fabrikenmassierungen an einem Ort, die wenig durchdachten Betriebserweiterungen oder -verlagerungen kritisierte Babbage nicht minder vehement wie den zumeist unzulänglichen Zustand der Straßen und des Kanalnetzes. Er definierte sie als ökonomische Faktoren und verlangte, sie analog den anderen Faktoren exakt zu messen, die Meßdaten mit Hilfe der Rechenmaschine zu evaluieren und sie in die Kosten-Nutzen-Analyse einzubeziehen.

Hätte der mechanische Rechner oder Computer, das Instrument zu solch umfangreichen Analysen, damals fabriziert werden können, und wäre er Babbages Vorstellungen entsprechend angewendet worden, dann hätten die Industriestädte wohl andere Gestalten angenommen als die uns überlieferten. Umgekehrt ist aus Babbages Untersuchungen abzulesen, warum die Industrialisierung jene unmenschlichen urbanen Strukturen produziert hat, die die Städte seither in voneinander zernierte und miteinander inkompatible Stadtteile mit ständig steigendem Transportaufkommen zergliedern.

## II

Während sich die Maschinensteuerung mittels Lochkarten oder Lochstreifen allmählich in vielen Industriebranchen ausbreitete und zumal bei Werkzeugmaschinen starke Anwendung fand, stagnierte die maschinelle Datenverarbeitung ein halbes Jahrhundert lang. Erst Mitte der 1880er Jahre entwickelte der Ingenieur Herman Hollerith, vormals Lehrer am MIT, dem *Massachusetts Institute of Technology*, im Auftrag der US-Regierung eine *Tabulating Machine* für die Volkszählung von 1890. Diese Maschine vermochte die abgefragten Individualdaten nach bestimmten Kategorien zu tabellarisieren.

Dank der elektro-mechanischen *Hollerith-Maschine*, wie sie bald genannt wurde, erfuhr der Staat, der sich - wie schon bei Babbages *Difference En-*



gine - als Finanzier und ideeller Gesamtkapitalist betätigte, wieviel Einwohner weiblichen oder männlichen Geschlechts von weißer, roter, schwarzer oder gelber Hautfarbe in San Francisco oder Bismarck, ND, lebten, welchen Altersstufen sie angehörten und welche Berufe sie ausübten. Aus den Daten berechnete die Maschine auch, wieviel Wehrpflichtige im Kriegsfall aufzubieten wären.

Um die 1892 anstehende US-Farmstatistik bewältigen zu können, ergänzte Herman Hollerith die noch halbautomatische Tabelliermaschine um einen gleichfalls elektromechanischen Addierteil. Im Gespann verrieten die beiden Rechner dem Herrn im Weißen Haus, in welcher Region die dicksten Sojabohnen geerntet wurden, wo die saftigsten Rinder weideten, ob schwarze oder weiße Farmer fleißiger Baumwolle pflückten. Diese Daten mobilisierten die Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen und gaben der gerade entstehenden Agrochemie starken Auftrieb, um die Erträge pro Hektar zu steigern.

Die Hollerith-Maschine verarbeitete auf Lochkarten in maximal 240 Positionen arrangierte Daten. Geschab die Abtastung anfangs - wie bei Jacquard - noch mit Nadeln, die, wo sie auf ein Loch trafen, einen elektrischen Kontakt herstellten, so ersetzte sie Hollerith, um das Arbeitstempo zu erhöhen, bald durch Metallbürsten. Als Engpaß erwies sich das Übertragen der Daten auf Lochkarten: die flinkste Locherin oder Datentypistin schaffte pro Arbeitstag etwa 700 Karten, Männer leisteten entschieden weniger. Seither ist Datentypistin ein schlecht entlohnter Frauenberuf. Um die Produktivität der Datentypistinnen zu steigern, bemühte sich Hollerith unablässig, den Lochapparat zu verbessern. Das Ergebnis war der elektromechanische Pantograph-Locher. Um die Kapazität des Systems insgesamt zu erhöhen, entwickelte er den halbautomatischen Rechner zur vollautomatischen Maschine und komplettierte sie mit automatischen Karteneingabe- und Kartensortiergeräten.

Nachdem Hollerith-Maschinen die russische Volkszählung von 1896 erfolgreich absolviert hatten - mit 130 Millionen Untertanen gebot der Zar über das bevölkerungsreichste Schwellenland -, wurden sie in allen Industriestaaten für die Bevölkerungs-, Landwirtschafts- und Industriestatistik adoptiert. Daraufhin begannen auch privatwirtschaftliche Kunden, die Rationalisierungseffekte der elektromechanischen Datenverarbeitung zu ermesen, und wollten sie genießen.

Angefangen mit *Marshall Field* in Chicago verwendeten Kaufhäuser den Hollerith-Rechner für ihre Einkaufs- und Vermarktungsplanung, Lagerhaltung und Logistik. Nachdem die *Prudential Life Insurance Co* in Newark, NJ, festgestellt hatte, daß sich Holleriths Rechnersystem vorzüglich eignete, die unwägbaren Risiken der einzelnen Versicherungsfälle auf ein statistisch errechnetes Durchschnittsrisiko zu nivellieren, das Risiko also zu mindern und die Profite zu mehren, installierten die großen Versicherungsgesellschaften Hunderte von Hollerith-Anlagen.

Der Durchbruch in die gütererzeugenden Industrien gelang Hollerith allerdings erst, nachdem der *Robber Baron* Commodore Vanderbilt Hollerith-Rechner bei seiner *New York Central & Hudson River Railroad* für vielfältige Aufgaben eingesetzt hatte. Deren wichtigste bestand darin, die bis dahin undurchschaubare, kostenaufwendige Zirkulation beladener und leerer Güterwaggons zu erfassen und zu rationalisieren. Damit waren die realen Betriebs- und Amortisationskosten eines Güterzugs von Chicago nach New York oder eines Ganzzugs mit Weizen von den Kornfeldern und Silos im Mittelwesten zu den Exporthäfen an der Ostküste oder am Golf von Mexiko zu berechnen. Wenn Hollerith-Systeme derart komplexe Berechnungen auszuführen vermochten, dann mußte es für sie ein Leichtes sein, Produktionsprozesse in den verarbeitenden Industrien zu kalkulieren und zu rationalisieren.

Als allererster Kunde hatte sich schon 1888 - zwei Jahre vor dem Großeinsatz beim US-Zensus - das Militär für Holleriths Erfindung interessiert; bis zum heutigen Tag ist das Militär der Datenverarbeitung treu geblieben, es ist ihr bedeutendster Kunde und hat ihre Entwicklung entscheidend gelenkt, finanziert und seinen Bedürfnissen angepaßt.

1888 testete das US-Kriegsministerium den Hollerith-Rechner mit der Anlage einer Gesundheitsstatistik der Armeeeingehörenden, die von Tag zu Tag auf dem Laufenden zu halten war. Nach dieser Bewährungsprobe lernten die Generäle und Admiräle den Nutzen der Apparatur für die Logistik schätzen, erst für den Transport von Soldaten und Kriegsmaterial, dann für die Versorgung der Armee und Marine mit Lebensmitteln, Waffen und Munition. Die volle Wirkung der Hollerith-Rechner trat bei einer rein mathematischen Aufgabe mit vielen Variablen zutage: bei der Berechnung von Geschosßbahnen unter den unterschiedlichsten Umweltbedingungen und Windverhältnissen. Die auf diese Weise erstellten Tabellen optimierten die Zielgenauigkeit und den Zerstörungseffekt der Artillerie zu Lande und zu Wasser. Im Ersten Weltkrieg bedienten sich sämtliche Stäbe beiderseits der Frontlinien der Hollerith-Rechner: Das Gemetzel an der Somme und vor Verdun legte Zeugnis ab von ihrer Effizienz. Die deutsche Marineleitung tat sich hervor, indem sie den totalen U-Boot-Krieg mit Hilfe von Hollerith-Maschinen plante, durchführte und fortlaufend auswertete.

Herman Hollerith war ein Monopolist. Um etwaigen Konkurrenten den Einstieg ins Computergeschäft zu verwehren oder zumindest zu erschweren, weigerte er sich, seine Maschinen zu verkaufen. Anfangs stellte er sie den Kunden gratis zur Verfügung, sein Geschäft machte er mit den Lochkarten, die er selbst produzierte, und die sie bei ihm kaufen mußten. Erst nach der Jahrhundertwende, als schon Tausende Aggregate in Betrieb waren, ging er dazu über, die Maschinen zu vermieten, sodaß das in ihnen gebundene Kapital schneller zurückfloß. Der Miet- oder *Leasing*-Preis richtete sich nach der Maschinenkapazität und dem Ausnutzungsgrad.



Hollerith etablierte das für die Branche typische Vertriebssystem, die *hardware* zu vermieten, die *software* indessen zu verkaufen. Seine Nachfahren, die Computer-Monopolisten *IBM*, *Remington Rand*, *ICL*, *Univac* und *Burroughs*, wußten es aufrechtzuerhalten, bis der PC und das *Networking* ab 1980 das Ende der Großcomputerära einläuteten.

1911 ließ sich der 51-jährige Herman Hollerith von Charles Flint, dem *Vater der Trusts*, überzeugen, daß er von nun an die Früchte seiner Arbeit als *gentleman-farmer* genießen und seine Firma als Kernstück in einen neu zu bildenden Büromaschinentrust oder -konzern einbringen möge. Unter der Chiffre *IBM* - sie steht für *International Business Machines* - hat dieser Monopolkonzern rund 70 Jahre lang die Datenverarbeitung weltweit dominiert.

Während Hollerith die Datenverarbeitung auf den Weg brachte, bemühte sich Frederick Winslow Taylor, die industriellen Produktionsprozesse zu rationalisieren, indem er die einzelnen Arbeitsakte von Handarbeitern maß und auf der Basis seiner Meßdaten die Lehre vom *scientific management*, von der wissenschaftlichen Betriebsführung, formulierte. Was Babbage mit seiner Differenzmaschine und seiner alle Faktoren einbeziehenden Kosten-Nutzen-Analyse begonnen, was dann von Hollerith mit seinem elektromechanischen Rechner und von Taylor mit seiner Betriebswirtschaftslehre getrennt wiederaufgenommen und auf eine höhere Stufe gebracht wurde, das wurde in der Fließbandproduktion von Henry Ford zum Teil wieder zusammengebracht. Wenn auch nur hier und da ineinandergreifend, dienten beide Instrumente der Produktionsrationalisierung, für die das Fließband sichtbares Zeichen.

Mit dem *Fordismus* begann die datengestützte, durchrationalisierte und fortschreitend weiter rationalisierende Massenproduktion, nicht allein der Automobile oder all der anderen technischen Konsumgüter, die von Küchenmaschinen bis zu Hobby- und Gartengeräten die privaten Haushalte bis zum Bersten füllen, vielmehr auch der serienmäßig fahrierten Investitionsgüter von Werkzeugmaschinen bis zu Flugzeugen.

Erste zaghafte Versuche, die Datenverarbeitung und die Prozeßsteuerung, die seit Jacquard separate Wege gegangen waren, wieder in ein Gesamtsystem zu integrieren, fanden in den sogenannten Flußindustrien statt, wo die Produktion fließend stattfinden muß und nur mit Verlust unterbrochen werden kann: in der Stromerzeugung, der Erdölverarbeitung, der Großchemie, den Gummi- und Glasindustrien. Es gelang freilich erst nach dem Zweiten Weltkrieg, die anfängliche rechnergestützte Produktionsplanung und -kontrolle und die Steuerung oder Fernsteuerung der Produktionsprozesse zur computergestützten Raffinerie oder Fabrik zu integrieren, in der Menschen lediglich noch zur Überwachung der Instrumente und Wartung der Aggregate oder für Hilfs- und Transportarbeiten benötigt werden.

Nichtsdestoweniger brach die Datenverarbeitung durch den *Fordismus* mit Brachialgewalt in die Städte und ins flache Land ein. Kaufhäuser und Ver-

waltungsbauten besetzten die Innenstädte, der Einzelhandel wurde in *strip centers* gebündelt an den Einfallstraßen aufgereiht und dann in *shopping centers* konzentriert und am Stadtrand installiert. Fabriken ließen sich entlang der Transportachsen auf der grünen Wiese nieder. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden mehrspurige, ampelgesteuerte Autorollbahnen durch die Städte geschlagen, die die einzelnen Viertel stärker voneinander trennten, als daß sie sie miteinander verhanden. Klein-, Mittel- und Großstädte ufernten entlang der Kommunikationswege und Autobahnen zu amorphen Agglomerationen aus, bis nach und nach das gesamte Land pseudo-urbane Strukturen annahm und mehr und mehr versiegelt wurde. Die Reste an Natur wurden in Zoos, Botanischen Gärten, Parks und Naturschutzreservaten eingesperrt, sozusagen in Sicherheitsverwahrung genommen. Mit Recht spricht André Corboz von der *Großstadt Schweiz*.

### III

Große Kriege pflegen bedeutende technologische Umwälzungen auszulösen. Der Zweite Weltkrieg verhalf der Kernenergie, dem Computer, der Automation und der telekommunikativen Vernetzung zum Durchbruch.

Unter dem Titel *Manhattan Project* gab der vom späteren Präsidenten Eisenhower so benannte Militär-Industrie-Komplex Anfang der 40er Jahre jener *alma mater*, an der Herman Hollerith studiert und gelehrt hatte, nämlich dem *Massachusetts Institute of Technology* - kurz *MIT* - mehrere Forschungsvorhaben in Auftrag. Im *MIT-Labor für Strahlungsforschung* arbeiteten Wissenschaftler an den Voraussetzungen für die Selbstvernichtung der Menschheit durch Kernwaffen. Die Atom- und Wasserstoffbomben wurde später in Los Alamos, NM, gebaut. Im benachbarten *MIT-Labor für Servomechanismen* entwickelten Forscher Regelkreise und Fernsteuerungen für Waffensysteme, die mittlerweile in modifizierter Gestalt als Steuerungssysteme für Maschinen und komplette Produktionsanlagen in die Industrien Einzug gehalten haben.

Derweilen dachte *MITs* Mathematikstar Norbert Wiener über die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Menschen und den sich als technische Möglichkeit am Horizont abzeichnenden Menschmaschinen nach. Die neue Wissenschaft vom Informationsfluß in offenen oder geschlossenen Regelkreisen nannte er Kybernetik. Sie wurde die theoretische Grundlage für Computer, Mikroelektronik und die auf Mikroelektronik basierende und von Computern gesteuerte Automation.

Norbert Wiener "bestand darauf, daß [Regelkreise und Computer-]Systeme [offen] sein und ihre Funktionen als statistische und probabilistische verstanden werden müßten," schreibt der *MIT*-Technikhistoriker David Noble. "Stets hoh er hervor, daß lebende Systeme offen und zufällig und nicht geschlossen und deterministisch seien, weil der 'Steuermann', der selbsttätig korrigierende Mechanismus, in sozialen Systemen ein Mensch sei und deshalb nicht durch formale Logik, sondern durch Können, Erfab-



rung und sinnvolle Zwecke geleitet werde. Alle technischen Teile solcher Systeme, betonte [Wiener], müßten so entworfen sein, daß sie mit dem Menschenleben vereinbar sind, es ergänzen und es erhöhen. [...] Weil ein übermäßig deterministisches System das ganze Potential der Menschen mit dem von ihnen zusammengetragenen Schatz an Erfahrung, Können und stillschweigendem Wissen verleugne, stelle es lediglich eine erheblich abgeschwächte Verwirklichung der vorhandenen Möglichkeiten dar. Insofern solch ein System den vollen Umfang menschlichen Denkens und Handelns einschränke, tendiere es zur Instabilität und zu Störungen, weil es den Spielraum des negativen *feedbacks*, der sich selbst regulierenden und korrigierenden Aktionen, einenge. Weil solche bloß technisch konsistenten Systeme schließlich auch die Zeitskalen ignorieren, die menschlichem Handeln angemessen sind, vermindern sie die Kontrolle der Menschen über die Maschinen. [...] Doch Wiener mißdeutete das Streben nach totaler Kontrolle nicht als einen wahnwitzigen technischen Anschlag auf jedwede menschliche Zielsetzung, Er war sich durchaus der Tatsache bewußt, daß auch dieses Streben menschliche Ziele reflektiert, nämlich die Ziele derjenigen, die die Macht innehaben.<sup>2</sup>

Die militärischen und wirtschaftlichen Machthaber verschlossen ihre Ohren gegen Wieners Warnungen, sie entschieden sich damals in den Kriegsjahren für den Computer als Instrument zur Konsolidierung der bestehenden Machtverhältnisse. Dazu bedienten sie sich des theoretischen Modells John von Neumanns. Von Neumann hatte den Computer als ein mathematisch-deterministisches System geschlossener Regelkreise konzipiert. Was immer an Daten in solche Regelkreise eingespeist wird, was immer jemand an irgendeiner Stelle in einem solchen Regelkreis tut, ist kontrollierbar. Die gesamte bisherige Computerentwicklung ist von Neumanns Konzept gefolgt, das seine Herkunft aus militärischen Ordnungs- und Kontrollvorstellungen nicht verleugnen kann.

Die Atomhombardierung Hiroshimas und Nagasakis erschreckte Norbert Wiener zutiefst. Er fragte sich, ob nicht auch die von ihm begründete Kybernetik das technische Macht- und Vernichtungspotential vermehren könnte, und kam zu der bitteren Einsicht, daß das bereits geschehen wäre. Um eine weitergehende Technologieaneignung durch den Militär-Industrie-Komplex zu verhindern oder wenigstens zu verlangsamen, wandte er sich in einem offenen Brief an seine Kollegen. Der Brief erschien unter der Überschrift *Ein Wissenschaftler rebelliert* im Januarheft 1947 des *Atlantic Monthly*.<sup>3</sup> Darin forderte er seine Kollegen auf, ihre wissenschaftliche Arbeit dem gesellschaftlichen Nutzen unterzuordnen und sich nicht an die herrschenden Mächte zu verkaufen. Bei seinen eigenen Forschungsvorhaben werde er entscheiden, ob er sie überhaupt durchführen solle, welche

<sup>2</sup> Noble, David F.: *Forces of Production. A Social History of Industrial Automation*. New York, Alfred A Knopf, 1984, p 71.

<sup>3</sup> Wiener, Norbert: *A Scientist Rebels*. *Atlantic Monthly*, January 1947, p 46.

Forschungsergebnisse er ohne Gefahr für die Gesellschaft veröffentlichen könne und welche nicht.

Im August 1949 ging Norbert Wiener noch einen Schritt weiter. In einem Brief an Walter Reuther, den Vorsitzenden der *United Automobile Workers*, der US-Automobilarbeitergewerkschaft, warnte er eindringlich vor der sich allmählich ausbreitenden Automation mit Hilfe von Servomechanismen, Steuerungstechniken, programmierbaren Maschinen und Computern. Diese Technologien, schrieb Wiener, sind "außerordentlich flexibel und für die Massenproduktion geeignet [...] und werden zweifelns zur Fabrik ohne Arbeiter führen. [...] In den Händen der gegenwärtigen Industrieherrn werden solche Betriebe unweigerlich eine verheerende Arbeitslosigkeit produzieren."<sup>4</sup> Walter Reuther begriff ihn nicht oder wollte ihn nicht begreifen, er antwortete nicht einmal auf Wieners Brief. Die Gewerkschaften versäumten es, sich beizeiten gegen die schleichende Automation der Arbeitsprozesse in Fabrik, Büro und Handel zur Wehr zu setzen. Jetzt haben sie keine Chance mehr, die Danerarbeitslosenheere wachsen von Tag zu Tag.

Auf der Gegenseite nutzte der um eine systemkonforme Wissenschaft angereicherte Militär-Industrie-Wissenschaftskomplex den permanenten Kriegszustand, in dem sich die USA seit Eintritt in den Zweiten Weltkrieg befinden, um seine Ordnungs-, Kontroll- und Profitmaximierungswünsche radikal durchzusetzen und die gesamte Gesellschaft zu militarisieren.

Der 1947 in den *Bell Laboratories* des Telekommunikationskonzerns *AT&T* entwickelte Transistor ermöglichte die permanent fortschreitende Miniaturisierung der Mikrochips und Computer bei gleichzeitiger Kapazitätsausweitung. Inzwischen leistet ein *laptop* mehr als jene mit Röhren bestückten, einfamilienhausgroßen Riesencomputer der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre.

In den 50er Jahren veranlaßte das Pentagon im Namen der nationalen Verteidigungsbereitschaft Elektrizitätswerke, Raffinerien und Chemiebetriebe, zur vollautomatischen Computersteuerung ihrer Anlagen überzugehen. Dann forderte das Pentagon die von ihm abhängigen Rüstungskonzerne nachdrücklich auf, die Produktionsprozesse von analoger numerischer Maschinensteuerung und dem Einsatz vereinzelter Industrieroboter auf totale digitale Computersteuerung vom Produktentwurf bis zur Endmontage umzustellen. Um konkurrenzfähig zu bleiben, schloß sich die zivile Güter produzierende Industrie dieser Umstellung an.

Keins der heutigentags Menschen, Güter oder Kriegsmaterialien transportierenden Flugzeuge wird mehr von Menschen entworfen, durchkonstruiert und produziert. Allenfalls in der Montage haben Roboter in Menschengestalt noch ein paar untergeordnete computerüberwachte Funktionen, so

<sup>4</sup> Wiener, Norbert: *Letter to Walter Reuther, August 13, 1949*. *Wiener Papers, MIT Archives*; zitiert nach Noble, 2 c, p 75.



lange diese sich gegen Automation sperren. Das gleiche gilt für die gesamte Mikroelektronik, die Gentechnologie und Biochemie. Irren sich die Computer - sei es beim Entwurf, in der Konstruktion oder Fertigung -, führt es zuweilen zu Katastrophen, deren Fehlerquellen schwer zu entdecken sind.

Um 1980 begann mit Margaret Thatcher, Ronald Reagan und Helmut Kohl die *Herrschaft der Bankrotteure*, wie John Kenneth Galbraith, der Nestor der US-Wirtschaftsgeschichtsschreibung, diese Kommandeure der Gier benannt hat. Ebenfalls um 1980 erreichten die Hochtechnologien ein Entwicklungsplateau, auf dem sich der neomanchesterliche Krieg der Reichen gegen die Armen hemmungslos austoben konnte, von dem auch das politökonomische Geschehen der kommenden Jahrzehnte bestimmt sein wird.

In der Mikroelektronik ist die Miniaturisierung mittlerweile an einem Punkt angelangt, da das Mikron zum Normalmaß geworden ist. Eine weitergehende Miniaturisierung scheint nur noch mit neuartigen Materialien möglich, insbesondere mit organischen. Die *software* brilliert mit Glanzprodukten aus den vom Militär finanzierten und umhätzelten *Künstlichen Intelligenz*-Faktoreien: die fürs Pentagon konstruierten *electronic battlefields*, höchst komplexe *Expertensysteme*, finden bei minimaler Adaptation im zivilen Sektor Anwendung sowohl als Computerspiele für die abzurichtenden Kleinen und Halbwüchsigen als auch als Managementsysteme jeglicher Art für Industrierhellen und Finanzkapitalisten. In der Industrie haben sie das *outsourcing*, die Auslagerung der Komponentenfertigung und kompletter Produktionsstufen, und das *just-in-time*-Prinzip provoziert. Seitdem zirkulieren LKW-Kolonnen rund um die Uhr zwischen den ausgelagerten Zulieferern und den zentralen Montagewerken.

Das Glasfaserkabel- und Satellitenfunkwesen bietet jedem, der sich die Teilnahme am Verkehr auf den Informationsautobahnen und -vizationalstraßen im *global village* leisten kann, schier unendlich viele Kommunikationskanäle zu Datenbanken, Versandhauskatalogen, Girokonten oder zu anderen Mitteilungsbedürftigen. Die die Menschen zusehends massiver desinformierenden Massenmedien und Lieferanten von Zerstreuungs- und Ablenkungswaren werden graduell von den global operierenden Telekommunikationsgiganten aufgesogen werden; denn diese sind unersättlich in ihrem Verbrauch an medialen Massenartikeln, um sie den Endverbrauchern gegen Gebühr auf den Bildschirm und in die Klangboxen respektive Kopfhörer zu beamen.

Während der sich technisch versiert dünkende Konsument ob der Dialogfähigkeit und -bereitschaft der Computer und anderer mikroelektronischer Systeme sich in Kommunikation mit der Welt wähnt, während Hacker davon träumen, die Herrschaft von Militär und Finanzkapital durch unbefugte Eingriffe in deren Datennetze und -tresore anarchisch zu verwirren und eines Tags ins bodenlose Chaos zu stürzen, regrediert das Individuum

in immer größere Isolation, je dichter die virtuelle Realität der *Cyberworld* es gegen die gesellschaftliche Wirklichkeit abschirmt. Die Datenverarbeitung in der uns aufgezwungenen Struktur entsozialisiert die gesamte Menschheit, ob an die Netzwerke angeschlossen oder nicht; sie reduziert das Individuum auf eine parasitäre, monadenhafte Existenz.

Für die herrschenden Mächte steht die Kontrolle der Menschen und der gesellschaftlichen Prozesse, einschließlich der technischen, im Zentrum ihres Interesses. In Kombination mit demoskopischen Verfahren und massenmedialer Desinformation dienen ihnen Computer- und Kommunikationssysteme zur Lenkung nominell demokratischer Entscheidungsprozesse.

Als reiche diese statistische Herrschaftskontrolle nicht aus, um Arbeitslose wie noch Arbeitende - je nach Bedarf - zu pazifizieren oder zum Völkermord zu agitieren, wenn - wie im Golfkrieg - geschäftliches Kalkül und die wünschenswerte Ernstfallerprobung der neuesten Waffensysteme ihn erforderlich machen, läßt das Pentagon seit Mitte der 70er Jahre erforschen, ob sich aus *wetware*, aus *feuchten*, weil organischen Materialien - das sind Protein- oder Metall-Protein-Moleküle -, womöglich Biochips, molekular-elektronische Geräte und Computer im Nanometerformat fabrizieren lassen, die man künftig dem menschlichen Gehirn als Steuerungsorgane implantieren könne, falls die Gentechnologie mittels technischer Meisterung des Clonens derartige Implantate nicht überflüssig macht.

Würden diese Visionen der Militärs eines Tages Wirklichkeit, dann vegetierte jedes Individuum im je eigenen *Cyberspace*, dessen Sensationen irgendein *Big Brother* im Netzwerk der zulässigen ideologischen Regularien mit dem Schein von Freiheit nach Zufallsprinzipien erzeugte und verbreitete. Der unkündbare Anschluß ans weltumspannende *Internet* wäre im eigenen Kopf geschaltet. Über die Außenwelt - über Stadt und Land, über Gesellschaft und Natur - nachzudenken, wäre dann eine höchst müßige Beschäftigung und fiel wohl kaum jemandem ein.

## Quellen

- Austrian, Geoffrey D.: *Herman Hollerith. Forgotten Giant of Information Processing*. New York, Columbia University Press, [1982]
- Babbage, Charles: *Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen*. Berlin, im Verlage der Stuhnschen Buchhandlung, 1833
- Bohnsack, A.: *Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe*. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 1981
- Braverman, Harry: *Labor and Monopoly Capital. The Degradation of Work in the Twentieth Century*. New York & London, Monthly Review Press, [1974]
- Clapham, [John] H.: *An Economic History of Modern Britain. The Early Railway Age 1820 - 1850*. Second Edition Reprinted. Cambridge, Cambridge University Press, 1967
- Clapham, [John] H.: *The Economic Development of France and Germany 1815 - 1914*. Fourth Edition Reprinted. Cambridge, Cambridge University Press, 1968
- Copley, Frank B.: *Frederick W. Taylor: Father of Scientific Management*. Norwood, MA, Plimpton Press, 1923



- Corboz, André: Die "Großstadt" Schweiz oder Zur Notwendigkeit und von den Abhängigkeiten einer Stadtplanung. In: Helms, Hans G [Hrsg.]: Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung. Leipzig, Reclam, [1992], pp 153-171
- Cunningham, W.: The Growth of English Industry and Commerce in Modern Times. Part II. Laissez Faire. Cambridge, Cambridge University Press, 1903
- Engels, Friedrich: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring). Karl Marx/Friedrich Engels Gesamtausgabe (MEGA). I. Abt, Band 27. Berlin, Dietz, 1988
- Fishman, Katherine Davis: The Computer Establishment. New York, Harper & Row, [1981]
- Föhl, Axel/Hamm, Manfred: Die Industriegeschichte des Textils. Technik, Architektur, Wirtschaft. Düsseldorf, VDI-Verlag, [1988]
- Galbraith, John Kenneth: Die Herrschaft der Bankrotteure. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1992
- Goldstone, Herman H.: The Computer from Pascal to von Neumann. Princeton, NJ, Princeton University Press, 1972
- Helms, Steve J.: John von Neumann and Norbert Wiener: From Mathematics to the Technologies of Life and Death. Cambridge, MA/London, The MIT Press, [1980]
- Helms, Hans G: Electronic Battlefields oder Die Einübung des imitativen Gehorsams. In: Huber, Jörg/Heller, Martin/Reck, Hans Ulrich [Hrsg.]: Imitationen. Nachahmung und Modell: Von der Lust am Falschen. [Basel/Frankfurt am Main], Stroemfeld/Roter Stern, [1989], pp 49-58
- Helms, Hans G: Der Gabentisch. Einleitende Bemerkungen zum Umbau Großberlins und der Neuen Bundesländer zu den Konditionen des Finanzkapitals und der Hochtechnologien. In: Helms, Hans G [Hrsg.]: Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung. Leipzig, Reclam, [1992], pp 5-47
- Helms, Hans G: Computer aus der Alchemistenküche. Forschungen im Auftrag des Pentagons zu Biochips, molekularelektronischen Geräten und zur Kontrolle und Steuerung von Menschen durch implantierte *ware*. In: Behrens, Hermann/Neumann, Gerd/Schlkor, Andreas [Hrsg.]: Wirtschaftsgeschichte und Umwelt - Hans Mottek zum Gedenken. *Forum Wissenschaft Studien* 29. [Marburg], BdWi-Verlag, [1995], pp 142-204
- Helms, Hans G: Vom bourgeoisen Konsumenten zum 'klassenlosen' Endverbraucher. Zur Geschichte der Konsumbauten von der Passage bis zur *city mall*. *Kulturosoziologie* 2/96, pp 38-62
- Hodges, Andrew: Alan Turing: The Enigma. New York, Simon and Schuster, [1983]
- Hyman, Anthony: Charles Babbage, Pioneer of the Computer. Princeton, NJ, Princeton University Press, 1982
- Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR [Hrsg.]: Produktivkräfte in Deutschland 1800 bis 1870. Berlin, Akademie-Verlag, [1990]
- Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR [Hrsg.]: Produktivkräfte in Deutschland 1870 bis 1917/18. Berlin, Akademie-Verlag, [1985]
- Kaempffert, Waldemar: Bahnbrechende Erfindungen in Amerika und Europa. Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Schöpfer. Berlin, Rudolf Mosse, 1927
- Landes, David S.: The Unbound Prometheus. Technological Change and Industrial Development in Western Europe from 1750 to the Present. Cambridge, Cambridge University Press, [1969]
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. MEW, Band 25. Berlin, Dietz, 1964
- Mills, C. Wright: Die amerikanische Elite. Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten. Hamburg, Holsten-Verlag, [1962]
- Moreau, R.: The Computer Comes of Age. The People, the Hardware, and the Software. Cambridge, MA/London, The MIT Press, [1968]
- Nevins, Allan/Hill, Frank Ernest: Ford: The Times, The Man, The Company. New York, Charles Scribner's Sons, 1954

- Nevins, Allan/Hill, Frank Ernest: Ford: Expansion and Challenge 1915 - 1933. New York, Charles Scribner's Sons, [1957]
- Noble, David F.: Forces of Production. A Social History of Industrial Automation. New York, Alfred A. Knopf, 1984
- Randell, Brian: The Drigins of Digital Computers. Selected Papers. Heidelberg/Wien/New York, Springer, 1973
- Shaiken, Harley: Work Transformed. Automation and Labor in the Computer Age. New York, Holt, Rinehart & Winston, [1984]
- Taylor, Frederick W[inslow]: Principles of Scientific Management (1911). In: Taylor, Frederick W[inslow]: Scientific Management. New York, Harper & Brothers, 1947
- Ure, D.A[ndrew]: Das Fabrikwesen in wissenschaftlicher, moralischer und commercieller Hinsicht. Leipzig, Otto Wigand, 1835
- Weizenbaum, Joseph: Computer Power and Human Reason. From Judgment to Calculation. San Francisco, W.H. Freeman and Co, [1976]
- Wiener, Norbert: A Scientist Rebels. *Atlantic Monthly*, January 1947, p 46
- Wiener, Norbert: The Human Use of Human Beings. New York, Houghton Mifflin, 1950
- Wiener, Norbert: I Am a Mathematician. New York, Doubleday & Co, 1956
- Wiener, Norbert: Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine. 2. völlig neu überarbeitete Aufl., Düsseldorf/Wien, Econ, [1963]
- Wiener, Norbert: Gott & Golem Inc. Düsseldorf/Wien, Econ [1965]
- Wulforst, Harry: Breakthrough to the Computer Age. New York, Charles Scribner's Sons, [1982]

# BAHAMAS

Nr. 24 Herbst 1997

## Europa – Gemeinschaft der Feindseligen

Europas Regionen in gemeinschaftlicher Konkurrenz, Regionaler Wettbewerbsstaat, Nationalbolschewisten in der "jungen Welt", Ein Sommer im Oderbruch, Organisierte Kriminalität, Antisemiten und Deutschtümler in Österreich u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse / Briefmarken)  
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;  
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin  
Fax/Fon: 030 / 623 69 44

## Gedanken zur Marxismus-Diskussion an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Klassentheorie ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts

### Einleitung

Daß die an Marx orientierten Diskussionen über Klassengesellschaft und -theorie in 19. und 20. Jb. das Geschlechterverhältnis vernachlässigt und ignoriert haben, ist nichts Neues. Daß diese Ignoranz auf der Konferenz "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert" in Hannover weitergepflegt wurde, hat mich nicht überrascht, aber trotzdem ungeheuer geärgert: Denn ich bin überzeugt, daß "Marxismus" zur Analyse von Gesellschaften notwendig und erkenntnistheoretisch hilfreich ist, wenn als Ausgangspunkt seine dialektisch-materialistisch-historische Welterfassung genommen wird. Da aber dialektisches und historisches Herangehen meist zu kurz kommt, bleibt mit der mal mehr oder weniger vorgenommenen Gleichsetzung von Marxismus und Primat der Ökonomie als Materialismus ein ökonomistisches Herangehen, mit dem die Komplexität der Welt nicht zu erfassen ist.<sup>1</sup> Dies hat sich auf der Konferenz gezeigt: Die Veranstalter konstatieren in der Auswertung selbst, daß "sozioökonomische Themen im Mittelpunkt standen" und gehen Defizite und theoretische Schwächen der Linken zu jenen Fragen zu, "die außerhalb des Ökonomischen und Sozialen liegen."<sup>2</sup> Damit wird wieder reduziert: Sozio-ökonomische Themen mit ihrem "hohen Stellenwert" auf der einen, Themen wie das Geschlechterverhältnis auf der anderen Seite - außerhalb. Dialektische Zusammenhänge werden nicht gesehen. Daher soll zunächst die analytische Relevanz des Geschlechterverhältnisses für Gesellschaftstheorie - und Klassentheorie - aufgezeigt werden.

### Warum das Geschlechterverhältnis nicht außerhalb der Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft liegt<sup>3</sup>, auch wenn Herkommer und Marx das behaupten

Für mich ist evident (und dies wurde in der Z-Diskussion vielfältig dargestellt), daß Klassenverhältnisse im Sinne abstrakter Klassen, unmittelbar bestimmt durch das Verhältnis zwischen Kapital und Lohnarbeit und in

<sup>1</sup> Vgl. dazu genauer Domke 1994, S. 191ff.

<sup>2</sup> Z-Redaktion, in: Z 30 (Juni 1997), S. 48.

<sup>3</sup> Sebastian Herkommer mit Berufung auf Marx in seinem Podiumsbeitrag zum Thema "Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft" auf der Konferenz "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert".

Bezug auf Vermögensverteilung, bestehen. Die Analyse bzw. Einbeziehung dieser Verhältnisse ist in der Tat unverzichtbar für eine kritische Sozialwissenschaft, wenn asymmetrische Machtverteilungen reflektiert werden sollen, da es einen Zusammenhang zwischen der Produktionsweise, den Strukturen sozialer Ungleichheit und der politischen und kulturellen Machtverteilung gibt.<sup>4</sup> Die eigentlich strittige Frage scheint die nach der Existenz sozialer Klassen im Sinne "gemeinsamer objektiver Merkmale und einer gemeinsamen typischen Art der Lebensführung bzw. Mentalität"<sup>5</sup> zu sein. Da ist die Frage, wie homogen die objektiven Merkmale wie Einkommen, Bildung, Berufsart auf der einen Seite noch sind und wie ausdifferenziert die Lebensweisen auf der anderen Seite schon sind.<sup>6</sup>

Zusätzlich stellt sich das Problem, daß die Lebensweisen von Frauen und Männern in allen sozialen Klassen und Schichten geschlechtsspezifisch geprägt sind, daß es eine grundlegende Gemeinsamkeit in der Lebensweise der überwiegenden Mehrheit der Frauen verschiedener sozialer Klassen gibt, entsprechendes gilt für die Männer: Es ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, besonders im Zusammenhang mit der Mutter- und Vaterrolle. Diese 'klassenübergreifende' geschlechtsspezifische Gemeinsamkeit ist dabei in ihrer Ausgestaltung klassen- bzw. schichtspezifisch geprägt und gebrochen.

Diese skizzierten Probleme zeigen, daß es Klassentheorie im Sinne einer homogenen Einheit oder eines homogenen Gegenstandes nicht geben kann, möglicherweise schon bei Marx nicht gab.<sup>7</sup> So hat Deppe Forderung nach "Entmystifizierung" des Klassenverhältnisses "zur Verbesserung des Erkenntniswertes von Klassenanalysen"<sup>8</sup> ihre volle Berechtigung. Umso erstaunlicher ist es festzustellen, daß trotz dieser Forderung und der

<sup>4</sup> Vgl. Deppe 1996, S. 99.

<sup>5</sup> Herkommer 1996, S. 84.

<sup>6</sup> Die Ausdifferenzierung von Lebensweisen oder vielleicht besser die Ungleichzeitigkeit von Lebensweisen in einer Gesellschaft wurde immer unterschätzt, gab es schon in den Gesellschaften um die Jahrhundertwende, wo die angenommene Homogenität der Arbeiterklasse als soziale Klasse und die Nichtwahrnehmung anderer sozialer Klassen/Schichten zu politischen Fehleinschätzungen in Bezug auf das 'historische Subjekt' führten (vgl. Haug 1996), was aber hier nicht weiter ausgeführt werden kann.

Heute wird m.E. die Ausdifferenzierung der Lebensweisen in Folge der Milieustudien und durch z.B. Gerhard Schulze und seiner These von der Erlebnisgesellschaft (vgl. Schulze 1993) überschätzt bzw. ist hauptsächlich auf Großstadttinnenstädte zu beziehen. Es könnte genauso gut eine Tendenz zur Homogenisierung von Lebensweisen festgestellt werden. Ausdruck dafür ist u.a. die - wieder verstärkte - Ehe- und Kleinfamilienorientierung mit traditionellem, wenn auch modifiziertem Geschlechterverhältnis, der Wunsch nach (Wohn-)Eigentum, die zunehmende Erlebnis- und Konsumorientierung in Bezug auf die Blockfreizeit, der gestiegene und sich angleichende Fernseh- und Videokonsum während der Tagesfreizeit. In welchem Maße und in welcher Qualität sich diese Orientierungen und Wünsche realisieren, hängt von den objektiven Merkmalen Einkommen und Vermögen ab.

<sup>7</sup> Vgl. Hall 1977, S. 11.

<sup>8</sup> Vgl. Deppe, a.a.O.



Erkenntnis, es gäbe andere wichtige, möglicherweise wichtigere "Identitäten" als die Klassenidentität, nämlich "ethnische, nationale, religiöse, geschlechtliche"<sup>9</sup>, diese "Identitäten" von den meisten - männlichen - marxistischen Theoretikern in der gesamten Z-Diskussion über Klassen und Klassentheorie nicht weiter analysiert, zum größten Teil noch nicht einmal angesprochen werden. So führt z.B. Herkommers Einsicht, daß "einerseits die ethnische Zusammensetzung, andererseits das Verhältnis der Geschlechter in den sozialen Klassen und Schichten" "viel zu geringe Beachtung finden in traditionellen Klassenanalysen"<sup>10</sup>, zu keinen Konsequenzen, wie sich in seinem Beitrag auf dem Kongreß "Marxismus an der Schwelle des 21. Jahrhunderts" zeigte (für andere Beiträge gilt gleiches<sup>11</sup>).

Bemerkenswert erscheint auch die Tatsache, daß nicht klar wird, welche Bedeutung die einzelnen Identitäten, Zusammenhänge, Verhältnisse haben oder haben könnten, wenn sie - was die Regel ist - so additiv benutzt werden wie oben angeführt. Da kommt der Verdacht auf, daß dies eine Aufzählung bleiben soll, daß es nicht um die Analyse dieser anderen Identitäten, Kategorien, Verhältnisse geht, sondern mit deren Benehung der Komplexität der Wirklichkeit Genüge getan werden soll, ansonsten aber die Beleuchtung der Klassenverhältnisse, ob als soziale oder abstrakte, auf den ökonomischen Klassenbegriff als "Zentralkategorie" reduziert bleibt.<sup>12</sup> Damit werden aber, wie Tjaden-Steinhauer, Düe und Tjaden richtig darstellen, andere grundlegende gesellschaftliche Beziehungen nicht erfaßt und können auch nicht unmittelbar erfaßt werden, nämlich das Verhältnis der Menschen zur nichtmenschlichen Natur und die Beziehungen von Frauen, Männern und Kindern untereinander.<sup>13</sup> Diese Verhältnisse sind zur Wahrnehmung der heutigen Gesellschaft und ihrer Entwicklungsformen ebenso wichtig wie die Klassenverhältnisse. Dabei gibt es für mich keine Über- oder Unterordnung zwischen diesen Verhältnissen, keine Determinierung in letzter Instanz, aber auch kein beliebiges Nebeneinander: Es handelt sich um dialektische Verhältnisse.

Die Kategorie Geschlecht soll auf ihre Relevanz für Gesellschaftsanalyse hin betrachtet werden<sup>14</sup>, und zwar in Bezug auf den von Deppe genannten Zusammenhang zwischen Produktionsweise, Strukturen sozialer Ungleich-

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 100.

<sup>10</sup> Vgl. Herkommer, a.a.O., S. 85.

<sup>11</sup> Vgl. Z 30 (Juni 1997), S. 21-116.

<sup>12</sup> Eine positive Ausnahme fällt in Z 24 (Dezember 1995) auf: Jacques Kergoat äußert in seinem Artikel "Bemerkungen zum Klassenkampf" Vorbehalte gegenüber "einem Konzept der 'Geschlechterherrschaft' (sexage)" (was m.E. zu differenzieren wäre) und lehnt die Definition der Frauen als Klasse im Marx'schen Sinne ab (dem würde ich zustimmen, wenn auch aus anderen Gründen). Es wird die Kategorie Geschlecht überhaupt einmal beleuchtet (übrigens auch der nationale/ethnische Aspekt) und eine Position dazu bezogen, wie immer mensch zu dieser stehen mag (vgl. Kergoat 1995, S. 28).

<sup>13</sup> Vgl. Tjaden-Steinhauer u.a. 1996, S. 86.

<sup>14</sup> Zum Problem des Naturverhältnisses vgl. z.B. Holland-Cunz 1994.

heit sowie politischer und kultureller Machtverteilung. Dabei soll weder das Klassenverhältnis ad acta gelegt, noch das Geschlechterverhältnis zur neuen 'Zentralkategorie' erhoben werden. Tjaden-Steinhauer u.a. ist zuzustimmen, wenn sie bemerken, daß "Zentralkategorien jeder Art der Erkenntnis und der Veränderung der Wirklichkeit im Wege stehen."<sup>15</sup> Allerdings ist das Geschlechterverhältnis m.E. grundlegender als ethnische Zusammenhänge oder nationale und religiöse Identitäten, da diese verschiedenen Identitäten vom Geschlechterverhältnis durchzogen werden, wobei es - bei allen kulturellen Unterschieden - erstaunliche Gemeinsamkeiten gibt: Eine der wesentlichen ist die geschlechtsspezifische und -hierarchische Arbeitsteilung.<sup>16</sup>

Diese Arbeitsteilung ist zum einen grundlegender Teil sowohl der Beziehungen zwischen Frauen und Männern auf der individuellen Ebene, als auch der Produktionsverhältnisse, und ist zum anderen Ausdruck des Geschlechterverhältnisses als strukturelles Verhältnis.<sup>17</sup> Dieses tritt in Erscheinung als Zuordnung der nicht-monetären (nicht marktvermittelten) Haus- und Familienarbeit zum weiblichen Geschlecht (oft als 'Reproduktionsarbeit' bezeichnet) und die Zuordnung der (professionalisierten) marktvermittelten Gelderwerbsarbeit (oder auch 'Produktionsarbeit') zum männlichen Geschlecht. Auch wenn letzteres Fiktion war und vollständig 'nur' ca. 100 Jahre lang für die Frauen bürgerlicher Schichten zutraf, wurde diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung insofern normativ und für alle Schichten und Klassen hegemonial, daß die alleinige weibliche Zuständigkeit für die Haus- und Familienarbeit gesetzlich fixiert (in der BRD bis 1976) und durchgesetzt wurde.

Diese Zuordnung der Haus- und Familienarbeit zu Personen weiblichen Geschlechts gilt - bei allen Modifizierungen - bis heute, auch in den hochindustrialisierten Ländern. Dies hatte und hat Auswirkungen auf das abstrakte Verhältnis Kapital/Erwerbsarbeit, auf dessen Gestaltung im fordistischen Klassenkompromiß und damit auf die Entwicklungen hin zur und in der sogenannten postfordistischen Gesellschaft.<sup>18</sup>

Diese Auswirkungen betreffen gerade die strukturelle politische und kulturelle Machtverteilung und deren Legitimation, die mit der Hegemonie des bürgerlichen Leistungsprinzips zusammenhängen. Rein ökonomisch oder nur aus Kapitalinteressen heraus ist die vorherrschende Arbeitsteilung und damit die weitgehende - faktische - Ausschließung von Frauen

<sup>15</sup> Tjaden-Steinhauer u.a. 1996, S. 89.

<sup>16</sup> Auf die historische Entstehung und Entwicklung geschlechtsspezifischer und geschlechterhierarchischer Arbeitsteilung, deren Zusammenhang mit der Herausbildung patriarchalischer - vorkapitalistischer - Herrschaftsstrukturen und die dazu vorhandenen unterschiedlichen feministischen wissenschaftlichen Ansätze kann hier nicht näher eingegangen werden; vgl. dazu aber z.B. Lerner 1986, Tjaden-Steinhauer 1995, Anderson/Zinsser 1995, Braun 1997.

<sup>17</sup> Vgl. Beer 1991.

<sup>18</sup> Vgl. dazu Keil 1992, S. 268f., und Ruddick 1992, S. 294ff.



von gesellschaftlicher Partizipation und politischen wie ökonomischen Machtstrukturen nicht erklärbar. Das kann an der Entwicklung in der DDR gesehen werden: Trotz gesellschaftlich organisierter und volkswirtschaftlich getragener Kinderbetreuung, die die hohe, mit der in der alten und neuen BRD nicht vergleichbaren, Erwerbsquote von Frauen mit sich brachte, wurde in der DDR die familiäre Arbeitsteilung und daraus resultierende (Doppel-)Belastung für die überwiegende Mehrheit von Frauen prinzipiell nicht angetastet.<sup>19</sup> Diese Arbeitshierarchie in der Familie korrespondierte mit Hierarchien in der Berufssphäre, wo z.B. trotz ca. 80 Prozent weiblicher Erwerbstätiger Betriebsleitungen nur zu 2,3 Prozent in der Hand von Frauen waren. Besonders deutlich wird diese Hierarchie in der Staatssphäre, wo galt, je höher die Entscheidungsgewalt, desto weniger Frauen: Im Ministerrat war eine einzige Frau - Margot Honecker.<sup>20</sup>

Diese asymmetrische Machtverteilung in Bezug auf das Geschlecht macht deutlich, daß patriarchale Herrschaftsverhältnisse nicht monokausal auf ökonomische Kapital-Kategorien zurückzuführen sind (auch wenn die alleinige weibliche Zuständigkeit für die scheinbar private, unbezahlte familiäre Arbeit gesellschaftliche Kosten spart und dem Kapital zusätzliche Ausbeutungsmöglichkeiten schafft). Es ist nicht unmittelbar einsichtig, warum es ökonomische Interessen an dieser geschlechtsdeterminierten Zuweisung von bestimmten Arbeiten an Frauen geben sollte. Auf einer vordergründig ökonomischen Ebene ist die von Herkommen in seinem Podiumsbeitrag zum Thema "Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft" zitierte Bemerkung von Karl Marx, das Geschlechterverhältnis sei der Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft nachgeordnet, nicht gänzlich falsch: Doch berührt sie nur den Produktionsbereich, in dem es zunächst wirklich egal war und heute noch wäre, welches Geschlecht die den Mehrwert produzierende Person hat. Aber die bürgerliche Gesellschaft zu Zeiten von Marx und die "Veränderte kapitalistische Klassengesellschaft an der Schwelle des 21. Jahrhunderts" bestand und besteht nicht nur aus dem Produktionsbereich, nicht nur aus der Lohnform unterliegenden Tätigkeiten. Unentbehrlich sind die nicht dem Erwerbsbereich zugehörigen Tätigkeiten, die zur Erhaltung des individuellen und gesellschaftlichen Lebens ausgeführt werden müssen - von wem auch immer. Hier zeigt sich ein wesentliches Problem von Marx und seinen Adepten: ihre Lohnarbeitszentriertheit.<sup>21</sup>

Im 19. Jahrhundert setzte sich im Zusammenhang mit der Industrialisierung und der Entwicklung bürgerlicher Gesellschaften die Zuständigkeit aller Frauen für diese notwendigen Haus- und Familienarbeiten faktisch und normativ/gesetzlich durch, ohne die keine Lohnarbeitskraft dem Gelderwerb hätte nachgehen können. Auf der anderen Seite war Subsistenzwirtschaft im 19. Jahrhundert nicht mehr vorherrschend, so daß Lohnarbeit und Gelderwerb für das Überleben der Mehrheit der Bevölkerung notwendig war. Das heißt, die Entwicklung von Lohnarbeit und Haus- bzw. Familienarbeit und ihrer ökonomischen Notwendigkeit auf individueller und gesellschaftlicher Ebene können nur komplementär gedacht werden. Was in feudal-bäuerlichen, handwerklichen und Subsistenzwirtschaften noch selbstverständlich im Denken verankert war, fiel erst mit der haushaltsfernen Erwerbsarbeit und der damit zusammenhängenden Hausfrausierung weg.<sup>22</sup> Eine Konsequenz war, daß Haus- und Familienarbeit in ihrer Ausführung und ihrer Bedeutung aus dem Blick und dem Bewußtsein sowohl der hürgerlichen als auch der arbeiterbewegten Öffentlichkeit herausfiel.

Auch Marx analysierte die Komplementarität von Lohn- und Haus- bzw. Familienarbeit, deren ökonomische Notwendigkeit und ihre Interdependenz, nicht weiter; die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sah er - ähnlich wie seine bürgerlichen Kollegen - als naturwüchsig an.<sup>23</sup> Die Hausfrausierung wurde nicht als historisch-gesellschaftlicher Prozeß erkannt, womit Marx nicht nur einen wesentlichen ökonomischen Zusammenhang ausgeblendet, sondern auch die im Zuge der Konstituierung bürgerlicher Herrschaftsverhältnisse seit Mitte des 18. Jh. definierte Natürlichkeit von Geschlechterverhältnissen übernommen hat, womit Herrschaft nur aus dem Produktionsbereich abgeleitet werden und in Bezug auf das Geschlechterverhältnis als natürlich, damit nicht veränderbar begriffen werden konnte.

Mit der bis heute in den Marxismusdiskussionen fortdauernden Nichtbeschäftigung mit dem Verhältnis von Lohn- und Familienarbeit und der einseitig determinierten Zuordnung letzterer an das weibliche Geschlecht<sup>24</sup> wurde und wird Klassentheorie der ökonomischen Komplexität kapitalistischer Gesellschaften nicht gerecht. Viel weniger aber noch gilt dies in Bezug auf soziokulturelle Herrschaftsstrukturen. Das Herauslassen der Kategorie Geschlecht und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten aus der Analyse kapitalistischer Gesellschaften beschränkt diese auf eine ökonomische Themenstellung und setzt apriorisch strukturelle Phänomene voraus, deren soziale und politische Relevanz nicht mehr gesehen und nicht mehr problematisiert werden.<sup>25</sup> Möglicherweise werden sie wie bei Marx als 'natur-

<sup>19</sup> Vgl. Gysi/Meyer 1993.  
<sup>20</sup> Vgl. Domke 1995, S. 28f.  
<sup>21</sup> Vgl. Beer 1991a, S. 97ff.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Hausen 1994 und Mies 1990, S. 90ff.

<sup>23</sup> Vgl. MEW 23, S. 92. Es gab im 19. Jh. durchaus Menschen, die dies anders sahen, z.B. Charles Fourier. Engels hat zwar in Rezeption von Fourier dem Geschlechterverhältnis einen wichtigeren Stellenwert zugewiesen als Marx, aber nicht den zentralen Platz wie Fourier. Die Stellung der Frau wird bei Engels zum Gradmesser des Fortschritts einer Gesellschaft, bei Fourier ist die schlechte Stellung der Frau Ursache der schleppenden Gesellschaftsentwicklung in Bezug auf Emanzipation aller Menschen; vgl. dazu Daniel 1992.

<sup>24</sup> Lohnarbeitende Frauen gab es immer, auch in relevantem Ausmaß, hausarbeitende Männer blieben und bleiben marginal (vgl. Institut für Demoskopie 1993, S. 50ff.).

<sup>25</sup> Vgl. Rausch 1996, S. 120.



wüchsig' angesehen. Aus dem Blickfeld gerät dabei der Zusammenhang zwischen der angeblichen 'Naturwüchsigkeit' geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, der daraus konstruierten Hausfrauen- und Mutterrolle und der Begründung hürgerlicher Herrschaft.

Da mittlerweile zur Genüge widerlegt ist, daß geschlechtsspezifische Arbeitsteilung naturwüchsig sei<sup>26</sup>, muß der Frage nachgegangen werden, wieso mit der Herausbildung bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaftstheorien und -modelle Frauen qua Geschlecht theoretisch und praktisch-politisch unabhängig von ihrem Besitzstatus neben (kapital)besitzlosen Männern von sowohl ökonomischer als auch politischer Partizipation ausgeschlossen wurden und auch rechtlich eine minderwertige Sonderstellung zugeschrieben bekamen. Es muß die Frage diskutiert werden, ob nicht "klassen- und geschlechtsspezifische Prozesse de facto untrennbar miteinander verknüpft sind"<sup>27</sup>, Geschlechterverhältnisse eben nicht außerhalb sozioökonomischer Zusammenhänge liegen. Dazu eine Skizze der historischen Entwicklung.

### Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit: Nicht alle Männer werden Brüder - Frauen schon gar nicht

Am Anfang der bürgerlichen politischen Theorie stand der Gedanke der Freiheit des Individuums, der - ebenso wie der Gleichheitsgedanke - gegen die geburtsständische Determinierung aller Menschen und die mit Gott begründete absolutistische Feudalherrschaft gerichtet war. Dabei ging es praktisch um die Legitimierung der Gleichheit vor dem Gesetz, um gleiche Zugänge zu Staatsämtern, gesellschaftliche und politische Partizipation - unabhängig vom Geburtsstatus, abhängig nur von individueller Leistungsfähigkeit.

Hobbes, einer der Vertreter eines radikalen Individualismus, bestritt jede natürliche Rechtfertigung für Ungleichheit und sah das Individuum als Abstraktum im Naturzustand gleich, unabhängig von Stand/Status/Klasse und biologischer Besonderheit. Das Zustandekommen von Ungleichheit wurde begründet mit der Konkurrenz um knappe Güter; staatliche Herrschaft sollte den daraus resultierenden Krieg aller gegen alle beenden, war daher funktional und die Individuen unterwarfen sich dieser per Vertrag.<sup>28</sup> Der Ausschluß der Frauen qua Geschlecht - und nicht qua Besitzlosigkeit durch Niederlage im Kampf um die knappen Güter - ist eine logische Inkonsequenz der bürgerlichen Staatstheorie (übrigens eine Grundlage der feministischen Kontroverse über Hobbes<sup>29</sup>).

<sup>26</sup> Vgl. z.B. Barrett 1983, S. 71ff.

<sup>27</sup> Crompton 1995, S. 139.

<sup>28</sup> Hobbes 1980.

<sup>29</sup> Eine gute Zusammenfassung dazu findet sich bei Braun/Diekmann 1994.

Bei Locke, der den egalitären Charakter der Menschen im Naturzustand ebenfalls annimmt, kommt Eigentum als Kriterium für Beteiligung am Gesellschaftsvertrag und damit für den Status eines Staatsbürgers deutlicher zum Tragen als bei Hobbes. Er geht auch nicht von einem Krieg aller gegen alle aus, staatliche Herrschaft wird aus dem Schutz des Eigentums heraus begründet.<sup>30</sup> Bei der Ausschließung von nichtbesitzenden Männern und Frauen spielt der Arbeitsbegriff eine zentrale Rolle. Aus selbständiger Arbeit wird das Recht auf Privateigentum begründet; abhängig Arbeitenden wird Selbständigkeit und die davon abgeleitete Rationalität nicht zugestanden; damit werden ihnen Staatsbürgerrechte verwehrt. Frauen werden prinzipiell sowohl als produktive Arbeiterinnen als auch als Eigentümerinnen anerkannt<sup>31</sup>, könnten also nach Locke je nach sozialer Klassenlage theoretisch an politischer Herrschaft partizipieren. Doch wird "die 'soziale Prämisse' von einer 'geschlechtlichen Prämisse' überlagert".<sup>32</sup> Die Begründung für den Ausschluß aller Frauen liegt im (ir)rationalistischen Ehemodell, in dem scheinbar natürliche Differenzen zu sozialen Kriterien erhoben werden: Die freiwillige Unterwerfung der Frau unter die Ehemännerherrschaft wird mit dem funktionalen Zweck der Ehe zur Arterhaltung begründet, in der es letztendliche Entscheidungen geben müsse, die - dann eben doch naturgemäß - dem Manne als dem fähigeren und stärkerem Teil zufallen.<sup>33</sup> Der Hintergrund dafür ist der generelle Ausschluß der (reproduktiven) Arbeit von Frauen aus dem ökonomischen und politischen System; durch diesen Ausschluß konnte eine ökonomische Abhängigkeit vom männlichen Versorger/Ernährer konstruiert werden, damit der generelle Ausschluß der (Ehe)Frauen von gesellschaftlicher und politischer Partizipation.<sup>34</sup>

Ähnliches findet sich bei Fichte, für den ledige Frauen und Witwen frei, selbständig, erwerbstätig und Eigentümerinnen sein konnten, damit kompetent waren, politische Rechte auszuüben. Demgegenüber sah er bei verheirateten Frauen durch die - notwendige - Abtretung ihres Vermögens an den Ehemann den Verlust der Individualität, damit ihrer Kompetenz und ihrer bürgerlichen Rechte. Aufgrund des ihnen angeborenen Liebestriebs hielt Fichte aber auch ledige Frauen für ungeeignet, Staatsämter auszufüllen.<sup>35</sup>

Bei Kant war die bürgerliche Gesellschaft ein Zweckverband von Individuen. Der politische Status war nicht naturrechtlich verfügbar, sondern an Qualifikation der ökonomischen und sozialen Selbständigkeit gebunden. Dieses selbständige Individuum vertrat nur sich selbst. Bei Erfüllung der

<sup>30</sup> Vgl. Locke 1992.

<sup>31</sup> Vgl. ebd., II, §43/183.

<sup>32</sup> Hansen 1994, S. 146.

<sup>33</sup> Vgl. Locke, a.a.O., II §78-82.

<sup>34</sup> Vgl. Prevert 1995, S. 70.

<sup>35</sup> Vgl. ebd.

Kriterien hätten logischerweise auch Frauen Staats-Bürgerinnen sein können, doch Kant führte als zweite Bedingung die 'natürliche' Qualität ein, "daß es ... kein Weib sei".<sup>36</sup>

Die Konstruktion des Frauenausschlusses steht also im Zusammenhang mit der begrenzten Rolle, die auch die überwiegende Mehrzahl der männlichen Herrschaftsobjekte in der politischen Öffentlichkeit spielen durfte. Es wird ein Individuum als politisches Subjekt gesetzt, das primär den eigenen ökonomischen Interessen verpflichtet ist - die Mehrheit der nicht ökonomisch Selbständigen wird marginalisiert bzw. ausgegrenzt.<sup>37</sup> Damit ist aber nicht geklärt, wieso eben ökonomisch und sozial selbständige Frauen qua Geschlecht ausgegrenzt wurden.

Im 18. Jh. war zunächst der Egalitätsgedanke von der gleichen Natur der Menschen, auch der Geschlechter, im aufklärerischen Diskurs vorherrschend. In Bezug auf das Geschlechterverhältnis bestimmten zwei Dinge die Debatte: der Nachweis der gleichen (geistigen) Fähigkeiten von Frauen und Männern und des damit zusammenhängenden Rechts für Frauen, dieselbe Bildung und den gleichen Zugang zu Ämtern und Berufen zu haben wie Männer.<sup>38</sup> Hieran zeigt sich, daß die Diskussion um die Stellung bürgerlicher Frauen ging.

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jh. war diese egalitäre Diskussion kaum noch präsent. In der - berechtigten - Ablehnung des traditionellen Dualismus von Geist und Natur und der Abstraktion von den konkreten Lebensumständen von Frauen und Männern wurde die Auffassung hegemonial, die Geschlechtszugehörigkeit präge sowohl die physische als auch die psychische Konstitution des Menschen. Allerdings wurde nur für Frauen diese Konstitution qua Geschlecht, unabhängig von sozialem und Bildungsstand als determinierend definiert: Frauen seien aufgrund ihrer körperlichen Konstitution nicht in der Lage zu abstrahieren, zu verallgemeinern, dem Mann vergleichbare Denkleistungen zu erbringen.<sup>39</sup> Dem gesamten weiblichen Geschlecht wurde so die Vernunft mit biologischer Begründung, also scheinbar unveränderlich, abgesprochen.

Damit war das Kriterium der Rationalität für Staatsbürgerschaft auch für ökonomisch und sozial selbständige Frauen nicht mehr gültig. War bei Locke der Ausschluß von gesellschaftlicher und politischer Partizipation hauptsächlich sozial begründet und der Geschlechteraspekt in Bezug auf verheiratete Eigentümerinnen und gebildete Ehefrauen rationalistisch - wenn auch widersprüchlich und nicht plausibel - begründet, wick dieser Rationalismus nun völlig einem Biologismus. Der Ausschluß aller Frauen

<sup>36</sup> Vgl. ebd., S. 69f.

<sup>37</sup> Vgl. Lang 1994, S. 209.

<sup>38</sup> Vgl. Steinbrügge 1990, S. 229f.

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. 233.

nicht nur von den Bürger-, sondern auch von den Menschenrechten, erschien als naturgegeben.

Diese Naturalisierung sozialer Geschlechts-Verhältnisse, die hegemonial wurde im Zusammenhang mit der Entwicklung und Durchsetzung einer biologisch begründeten bürgerlichen Mutter- und Familienideologie, konnte übertragen werden auf andere soziale Verhältnisse, so auf das Verhältnis Kapital und Arbeit: Die ideologische Überhöhung biologischer Unterschiede zwischen Frauen und Männern legitimierte geschlechtsspezifische und -hierarchische Arbeitsteilung. Adäquat konnte hierarchische Arbeitsteilung mit entsprechender ungleicher Verteilung von materiellen Gütern, Rechten und Macht zwischen der Minderheit der Kapitalbesitzer auf der einen und der Mehrheit der Werte Schaffenden oder Dienstleistung Verrichtenden auf der anderen Seite aus 'natürlichen' Unterschieden heraus begründet werden.

Die Positionierung in der bürgerlichen Gesellschaft und im bürgerlichen Staat war nicht mehr gottgegeben, sondern scheinbar durch individuelle Fähigkeit und Leistung bestimmt. Es mußten also unterschiedliche monetäre Entlohnung, soziale Stellung und politische Partizipation als Folge unterschiedlicher naturgegebener Leistungsfähigkeiten erscheinen. Herrschaft über frei und an Rechten gleich geborenen Menschen, die prinzipiell durch individuelle Leistung auch aus unteren Schichten gesellschaftlich hätten aufsteigen können, mußte durch naturgegebene Differenzierungen begründet werden. An die Stelle von Gott trat die Natur für die Legitimation von Herrschaft. Der biologistisch begründete Ausschluß der Frauen war die legitimatorische Grundlage, alle nicht den Herrschaftseliten zugehörige (männliche) Gruppen aus 'natürlichen' und 'funktionalen' Gründen von politischer und wirtschaftlicher Partizipation auszuschließen. Die alleinige Herrschaft der männlichen 'Eliten' konnte nun mit dem durch 'natürliche' Leistung erworbenen Besitz begründet werden.

Dieser Zusammenhang zwischen der Begründung einer quasi natürlichen Unterordnung aller Frauen auf der einen, staatlicher Herrschaft und sozialer Ungleichheit auf der anderen Seite, wurde im 19. Jh. deutlich herausgestellt. So argumentierte Wilhelm Heinrich Riehl 1855 in seinem dreibändigen Werk 'Die Naturgeschichte des deutschen Volkes':

"Wäre der Mensch geschlechtslos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, daß die Völker der Erde zur Freiheit und Gleichheit berufen seien." "In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichheit der menschlichen Berufe und damit auch die soziale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt. Wer Mann und Weib nicht wieder zur Geschlechtseinheit zurückführen kann, der vermesse sich auch nicht, das Menschengeschlecht zur sozialen und politischen Einheit und Gleichheit zu führen." "Unmittelbar mit diesem 'Menschwerden' (Bezug auf Hegel, M.D.) hing die Unterordnung der weiblichen Persönlichkeit unter die männliche in der Familie zusammen, aus welcher, naturnotwen-



dig wie aus dem Saatkorn die Pflanze, ausgesproßt ist die ungleichartige Gliederung der bürgerlichen und politischen Gesellschaft.<sup>40</sup>

In diesem Sinne lehnte die überwiegende Mehrheit der liberalen bürgerlichen Ideologen sowohl soziale als auch Frauen-Emanzipation ab. Diejenigen, die für die Abschaffung sozialer Ungleichheit und für die politische und soziale Emanzipation aller Männer eintraten, hatten demgegenüber mehrheitlich die Emanzipation von Frauen, wie unterschiedlich auch immer, auf ihre Fahnen geschrieben.

In Bezug auf politische Gleichberechtigung stand seit der französischen Revolution 1789 die Forderung nach allgemeinem (Männer)Wahlrecht im Vordergrund der politischen Auseinandersetzungen. Die SPD hat erst 1891, und zwar nach harten internen Auseinandersetzungen, die Forderung nach allgemeinem Wahlrecht auch für Frauen in ihr Programm geschrieben.<sup>41</sup> Zwar wurde auch das Recht auf Erwerbstätigkeit für alle Frauen als Grundlage für Emanzipation gefordert, gleichzeitig jedoch faktisch durch Anerkennung des bürgerlichen Familienideals mit seiner Mutterrolle - gerade auch von Bebel und Zetkin - die Ungleichheit zwischen Frauen und Männern festgeschrieben.<sup>42</sup>

## Literatur

- Anderson, Bonnie S./Zinsler Judith P. 1995: Eine eigene Geschichte - Frauen in Europa, Bd. I: Verschüttete Spuren. Frühgeschichte bis 18. Jahrhundert, Frankfurt a.M.
- Barrett, Michèle 1983: Das unterstellte Geschlecht: Umriss eines materialistischen Feminismus, Berlin
- Beer, Ursula 1991: Geschlecht, Struktur, Geschichte: Soziale Konstituierung der Geschlechterverhältnisses, 2. unveränd. Aufl., Frankfurt a.M./New York
- dies. 1991a: Vergesellschaftungsprozeß und Subjektivität, in: Z 5 (März 1991), S. 96-101
- Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Sauer, Birgit (Hrsg.) 1994: Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion, Frankfurt a.M./New York
- Braun, Anneliese: "Reproduktionsarbeit" im Konflikt zwischen Lebensgrundlagen, Patriarchat und Warenverhältnissen, in: Z 30 (Juni 1997), S. 169-181
- Braun, Katrin/Diekmann, Anne 1994: Individuelle und generative Reproduktion in den politischen Philosophien von Hobbes, Locke und Kant, in: Biester u.a. 1994
- Bundesministerium für Familie und Senioren 1994: Fünfter Familienbericht, Bonn
- Crompton, Rosemary 1995: Geschlecht, soziale Schichtung und Arbeit, in: Armbruster, L.C./Müller, U./Stein-Hilbers, M. (Hrsg.) 1995, Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen
- Daniel, Ute 1992: Das revolutionäre Potential des Privatlebens in der Utopie des Frühsozialisten Charles Fourier, in: Hausen, K./Wunder, H. (Hrsg.) 1992: Frauengeschichte - Geschlechtergeschichte, Frankfurt a.M./New York

<sup>40</sup> Zit. nach: Riehl 1881 (9. Aufl.), S. 161f. Hier zeigt sich schon ansatzweise, daß die Biologisierung von sozialen Verhältnisse auch die Grundlage darstellt(e) für die ideologische Begründung imperialistischer und rassistischer Politik.

<sup>41</sup> Die SPD war in Deutschland allerdings die erste und bis 1917 die einzige Partei, die diese Forderung erhob.

<sup>42</sup> Vgl. Mies 1990, S. 135ff., und Gerhard 1995, S. 195ff.

- Demirovic, Alex u.a. (Hrsg.) 1992: Hegemonie und Staat: Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß, Münster
- Deppe, Frank 1996: Auf- und Abstieg der neuen Mittelklasse, in: Z 26 (Juni 1996), S. 88-100
- dies. 1997: Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung: Bilanz und Perspektiven, in: Z 30 (Juni 1997), S. 25-37
- Domke, Monika 1994: Was ist marxistische Erneuerung? - Zur Notwendigkeit der Neuformulierung der Frage, in: Z 19 (September 1994), S. 191-197
- dies. 1995: Die Heilige Familie. Aspekte der Produktion und Reproduktion von Herrschaftsmechanismen, in: SoFo - Sozialistisches Forum, Nr. 43, S. 25-30
- Frevert, Ute 1995: "Mann und Weib, und Weib und Mann": Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München
- Gerhard, Ute 1995: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Unter Mitarbeit v. Ulla Wischermann, 2. Aufl., Hamburg
- Gysi, Jutta/Meyer, Dagmar 1993: Leitbild berufstätige Mutter - DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe, in: Helwig/Nickel (Hrsg.) 1993: Frauen in Deutschland 1945-1992, Berlin
- Hall, Stuart 1977: Das 'Politische' und das 'Ökonomische' in der Marxschen Klassentheorie, in: ders. 1989, Ausgewählte Schriften, hrsg. v. Nora Rätzel, Hamburg/Berlin
- Hansen, Brigitte 1994: Egalität und Androzentrismus. Zur Kritik der politischen Anthropologie von Hobbes und Locke, in: Biester u.a. 1994
- Haug, Frigga 1996: Frauen-Politiken, Berlin/Hamburg
- Hausen, Karin 1994: Die 'Frauenfrage' war schon immer eine 'Männerfrage'. Überlegungen zum historischen Ort der Familie in der Moderne, Bonn (Reihe Gesprächskreis Geschichte, Heft 7)
- Herkommer, Sebastian 1996: Das Konzept der 'underclass' - brauchbar für Klassenanalysen oder ideologieträchtig?, in: Z 26 (Juni 1996), S. 76-87
- Hobbes, Thomas 1980: Leviathan. Erster und zweiter Teil, übersetzt von J.P. Mayer, Stuttgart
- Holland-Cunz, Barbara 1994: Soziales Subjekt Natur: Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen politischen Theorien, Frankfurt a.M./New York
- Institut für Demoskopie in Allensbach (Hrsg.) 1993: Frauen in Deutschland. Lebensverhältnisse, Lebensstile und Zukunftserwartungen, Köln
- Keil, Roger 1992: Krümelmonster was nun? Einige Überlegungen zur Restrukturierung fordristischer Handlungsmuster, in: Demirovic u.a. 1992
- Kergoat, Jacques 1995: Bemerkungen zum Klassenkampf, in: Z 24 (Dezember 1995), S. 19-29
- Lang, Sabine 1994: Politische Öffentlichkeit und Demokratie. Überlegungen zur Verschränkung von Androzentrismus und öffentlicher Teilhabe, in: Biester u.a. 1994
- Laudowicz, Edith 1989: Bürgerliche Familie - verbürgerlichte Familie, in: IMSF/Flessner, Heike 1989: Frauenunterdrückung und Familienverhältnisse, Frankfurt a.M.
- Lerner, Gerda 1986: Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt a.M./New York
- Locke, John 1992: Zwei Abhandlungen über die Regierung, hrsg. und eingeleitet v. W. Euchner, 5. Aufl., Frankfurt a.M.
- MEW = Marx-Engels-Werke, Berlin/DDR 1957ff.
- Mies, Maria 1990: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, 3. Aufl., o.O.
- Rausch, Renate 1996: Geschlechterverhältnisse und Klassentheorie, in: Z 27 (September 1996), S. 114-125
- Riehl, Wilhelm Heinrich 1881: Die Familie, in: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes, 9. Aufl., Leipzig

Ruddick, Susan 1992: Das Gesellschaftliche konstruieren: Armut, Geschlechterverhältnis und Familie im Goldenen Zeitalter, in: Demirovic u.a. 1992

Schulze, Gerhard 1993: Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M./New York

Steinbrügge, Lieselotte 1990: Wer kann die Frauen definieren? Die Debatte über die weibliche Natur in der Aufklärung, in: Gerhard, Ute u.a. (Hrsg.) 1990: Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Differenz und Gleichheit, Frankfurt a.M.

Tjaden-Steinhauer, Margarete 1995: Urgeschichtliche Reproduktionsfunktionen, die Entstehung der Gentilgesellschaft und die Anfänge des Staats und der Familie, in: Z 22 (Juni 1995), S. 35-52

dies./Düe, Dietmar/Tjaden, Karl Hermann 1996: Klassenbegriff und Formationstheorie, in: Z 25 (März 1996), S. 86-89

## IMSF - Publikation

Ernst Lüdemann

### Die Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert eine statistische Übersicht

Der Band bietet eine ausführliche statistische Übersicht zu wichtigen Bereichen der Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert mit tiefgehender regionaler und Länder-Gliederung und fortlaufenden Zeitreihen. Grundlage sind offizielle Statistiken aus z.T. entlegenen Quellen und internationalen Spezialveröffentlichungen. Für jeden, der sich eine rasche Übersicht zu den internationalen Wirtschafts- und Verhältnisse und den Veränderungen der Weltwirtschaftsstrukturen verschaffen will.

Aus dem Inhalt:

- I. Fläche, Bevölkerung, gesamtwirtschaftliche Entwicklung
- II. Industrie und Energiewirtschaft
- III. Landwirtschaft
- IV. Außenhandel
- V. Zahlungs- und Leistungsblänzen, Internationale Kapitalverflechtung
- VI. Verkehrswesen
- VII. Preise, Staatsfinanzen, Währungen
- VIII. Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Einkommen

IMSF - Forschung und Diskussion 13  
Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 19,80

zu beziehen: IMSF  
Kölnener Straße 66  
60327 Frankfurt / M.  
Telefon: 069 / 7 39 29 34

## IMSF - Publikation

Gretchen Biais, Frank Deppe, Joachim Bischoff,  
Wilhelm Ersil, Horst Heininger, Rudolf Hückel, Hans  
Joachim Höhne, Jörg Huffschmid,  
Lutz Maier, Michel Manaille, Leo Mayer, Joachim  
Schuster, Corell Wex, Manfred Szameitat

### Internationalisierung Finanzkapital Maastricht II Aktuelle Entwicklungstendenzen und Alternativen

Beiträge einer Tagung von IMSF e.V., Z und  
Arbeitskreis Kapitalismusforschung / Berlin.

Aus dem Inhalt:

Internationalisierung heute und Theorie des Finanzkapitals: Lenin, Hilferding, Keynes - Internationales Finanzsystem, Konzerne und Finanzgruppen - Vernetzung des spekulativen Kapitals? - Europäische Union und Wandel der Weltwirtschaft - Deutsche Hegemonie in der EU? - Die Maastricht-Kriterien und die Widersprüche der EU-Integration und des Europäischen Währungssystems - Alternative Wirtschaftspolitik für Europa - EU und Osterweiterung - Nationalstaat und Regionalisierung - Möglichkeiten und Grenzen einer Demokratisierung der EU

IMSF - Forschung und  
Diskussion 12

Frankfurt/M., 1996, 180 Seiten, DM 15,-

zu beziehen: IMSF  
Kölnener Straße 66  
60327 Frankfurt / M.  
Telefon: 069 / 7 39 29 34

Anneliese Braun

## Neubewertung von "Reproduktionsarbeit" - totale Warenwirtschaft oder gesellschaftliche Alternative?

Die Hoffnung auf nichtkapitalistische und antipatriarchalische Alternativen gründet sich heute vor allem auf Basisbewegungen und ihre transnationale Vernetzung, auf eine "stille Revolution von unten" (Sakamoto in: Hettne, 129ff.).

Aus verschiedensten Richtungen heraus entwickeln sich Ansätze, Gesamtarbeit faktisch neu zu bewerten. Sei es - um nur einige Beispiele zu nennen -, daß Teilzeitarbeit mit wissenschaftlicher, künstlerischer oder sozialer Arbeit kombiniert wird, seien es Projektaktivitäten auf ebendiesen Gebieten, seien es regionale ökologische Initiativen, die irgendwann zu regionalen Wirtschaftskreisläufen vernetzt werden.

Zu überlegen, *was diese Aktivitäten eint, wie sie sich ergänzen*, ist wichtig, um ihre *Vernetzung* und ihren Erfolg zu befördern. Dieses stellt wiederum eine Voraussetzung dar, Alternativen gegenüber neoliberalen Entwicklungen zu schaffen. Ihrem Inhalt nach sind das auch politische Aktivitäten, aber wichtig ist es vor allem, allmählich alternative sozialökonomisch-ökologische Strukturen zu schaffen. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß eine Neubewertung von Arbeit auf alle von oben herabfließen werde wie Manna.

Erfahrungen des Staatssozialismus mit seinen zentralisierten hierarchischen Strukturen scheinen auf den ersten Blick für die Suche nach Alternativen ohne Interesse zu sein. Jedoch stehen alternative Aktivitäten, sollen sie von Dauer sein, in Vielem vor Grundproblemen ähnlicher Art, an denen die DDR, wie der Staatssozialismus in Europa insgesamt, scheiterten. Nicht zuletzt führte deren Implosion zur Erfahrung, *daß nichtkapitalistische Entwicklungen ausgehöhlt werden, stagnieren und deformieren, wenn das Patriarchat bestehenbleibt.*

Die DDR verteilte Arbeit im großen Maße um, zugunsten des Rechtes auf Arbeit, vor allem weiblicher Berufsarbeit. Sie blockierte jedoch eine Umbewertung von Arbeit - und damit die Aufhebung geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung -, indem sie auf Wirtschaftswachstum orientierte, die Dominanz warenförmiger Produktion von Lebensmitteln also fortsetzte. Zwar sollte das eine Voraussetzung für ein besseres Leben sein. Dieses blieb aber dadurch von vornherein in tradierten Strukturen gefangen, was innere Triebkräfte be- und verhinderte.

Jedenfalls beweist die Mangelwirtschaft in der DDR keinesfalls, daß anti-kapitalistische Alternativen aus ökonomischer Sicht zwangsläufig keine Überlebensperspektiven haben. Die DDR war zu inkonsequent und zu



wenig antikapitalistisch. Sozialismusadäquate Ziele wurden auf die ferne Zukunft verschoben, auf die sogenannte zweite Phase des Kommunismus. Gerade das war aber das unfehlbarste Mittel, diese Zukunft zu blockieren.

*So blieb die "Reproduktionsarbeit" an Frauen adressiert. Frauen verfügten über beträchtlich weniger arbeitsfreie Zeit als Männer<sup>1</sup>, und dies war mit einer der Gründe, warum sie ihre Konflikte individualisierten.*

Teilnahme an der Erwerbsarbeit ermöglichte Frauen wohl eine *ökonomische Unabhängigkeit*, manchmal freilich auf relativ bescheidenem Niveau. Für die *Gleichstellung der Geschlechter* erwies sie sich jedoch als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Die Visionen Engels (Marx/Engels, Bd. 21, 76, 158) und Bebels (Bebel, 298, 305, 562f.) zur Frauenemanzipation blieben unerfüllt, weil sie nicht berücksichtigten, daß auch "Reproduktionsarbeit" notwendige Arbeit darstellt und als solche nicht aufgeboben, sondern neu bewertet und arbeitsteilig anders organisiert werden muß.<sup>2</sup>

### "Reproduktionsarbeit" neu bewerten - eine folgenreiche Suche nach Alternativen

Patriarchalische Verhältnisse versperren auch heute noch den Zugang sowohl zur Erhaltung von Lebensgrundlagen als auch zum radikalen Bruch mit tradiertem Arbeitsteilung. Dies wird besonders deutlich am Widerstand neoliberaler Politik, "Reproduktionsarbeit" neu zu bewerten. Eine Aufwertung von Arbeit, d.h. des variablen Kapitals gegenüber dem konstanten, böte grundsätzlich keine Lösung, weil sie sich im Rahmen tradiertem warenwirtschaftlicher Verhältnisse bewegen würde.

#### Was bedeutet es, "Reproduktionsarbeit" neu zu bewerten?

Angesichts einer zunehmenden Gefährdung von Lebensgrundlagen muß die "Reproduktion des Lebens" zum grundsätzlichen Bezugspunkt werden, um Arbeit neu zu bewerten. Das bedeutet, nach neuen methodologischen Grundlagen zu suchen. Über die "Produktionsweise" hinaus, die eben nur einen Bereich der Reproduktion des Lebens beschreibt, muß die unmittelbare Reproduktion des Lebens entsprechendes Gewicht erhalten. Beer gibt einen Schritt in dieser Richtung, indem sie die "Produktionsweise" um die "Bevölkerungsweise" ergänzt (Beer, 229). Damit erfaßt sie allerdings nur einen Teil der Problematik.

<sup>1</sup> In den Arbeiter- und Angestelltenhaushalten betrug 1985 die durchschnittliche Arbeitszeit je Woche 38,9 Std., die arbeitsfreie Zeit 129,1 Std. (nach Zeitbudgeterhebungen). Die Freizeit lag bei den Frauen in diesen Familien bei rund zehn Prozent der Tageszeit, bei den Männern bei zwölf bis 13 Prozent. Nach: Frauenreport '90, hrsg. von G. Winkler, Berlin 1990, S. 131, 133.

<sup>2</sup> Hier greife ich auf Überlegungen zurück, wie sie in meinem Beitrag in Z 30 ("Reproduktionsarbeit" im Konflikt zwischen Lebensgrundlagen, Patriarchat und Warenverhältnissen) enthalten sind.

Neubewertung bedeutet, die unmittelbare Reproduktion des Lebens in ihrer Ganzheit von der Dominanz profitorientierter Produktion von Lebensmitteln zu befreien. Mag auch bedauert werden, daß dadurch die Komplexität ins Spiel kommt, anders würde "Reproduktionsarbeit" immer in der Ambivalenz verbleiben, die in patriarchalischen Klassengesellschaften ihren Beitrag zur Erhaltung von Lebensgrundlagen tendenziell zerstört.

Neubewertung erfordert zunächst, "Reproduktionsarbeit" gewissermaßen "gegen den Strich zu bürsten", um herauszufinden, was diese hervorbringen kann, wenn sie nicht durch Warenbeziehungen deformiert wird. Hiernach gehört "Reproduktionsarbeit" zu den Tätigkeiten, welche Lebenszeit schaffen und dafür *notwendige Reproduktionszeit* binden.

Notwendige Reproduktionszeit wäre demnach Zeit, welche erforderlich ist, um Personen eines bestimmten Geschlechts und einer sozialen Gruppe bei mindestens durchschnittlicher Lebenszeit zu reproduzieren, so daß insgesamt die Gattung erhalten bleibt. Sie schließt die dafür notwendige gesundheitliche, soziale, bildungsmäßige, erzieherische Arbeit ein, ebenso wie die Zeit, welche erforderlich ist, um notwendige Lebensmittel zu produzieren. In ihr wird also notwendige Arbeit *sowohl* in der unmittelbaren Reproduktion des Lebens *als auch* bei der Produktion von Lebensmitteln, die das notwendige Produkt schafft, verausgabt. Sie bezieht sich damit auf die Reproduktion des Lebens in ihrer Gesamtheit.

In *patriarchalischen Klassengesellschaften* kann ein notwendiges Produkt nur dann geschaffen werden, wenn ein Mehrprodukt hervorgebracht wird. "Notwendige Reproduktionszeit" ist in ihnen *strukturell geschlechtsdifferenziert*. Frauen leisten nicht nur überwiegend unbezahlte "Reproduktionsarbeit". Auf sie entfällt auch ein höherer Anteil an der "notwendigen Reproduktionszeit" insgesamt. Selbst in der DDR z.B. leisteten Frauen 1985 notwendige Arbeit zur Reproduktion des Lebens, die rund 46% ihres gesamten Zeitfonds umfaßte. Männer verausgabten dafür 43,5%. Hierbei wurden berücksichtigt: Arbeiten im Beruf, im eigenen Haushalt, zur Pflege und Betreuung von Kindern in der eigenen Familie. Männer konzentrierten zwar mehr Zeit auf die Berufsarbeit (34% des Zeitfonds), während Frauen dafür 26% verausgabten (wegen Teilzeitarbeit, sie leisteten auch kaum Überstunden). Für "Reproduktionsarbeit" hinwiederum setzten Frauen rund 20% des Zeitfonds ein, Männer nur 9,5%.<sup>3</sup>

Nach Altwater/Mahnkopf (294f.) tragen Frauen in Entwicklungsländern 53% der Gesamtarbeitsbelastung, in den Industrieländern sind es 51%. Dabei entfallen in Industrieländern zwei Drittel der Gesamtarbeit von Männern auf bezahlte Arbeit, bei Frauen ist dies ein Drittel. Umgekehrt verbleibt Frauen der geringste Anteil an arbeitsfreier Zeit.

"Notwendige Reproduktionszeit" als Kriterium würde "Reproduktionsarbeit" *als notwendig anerkennen* und die *Gesamtarbeit neu bewerten*.

<sup>3</sup> Berechnet nach: Frauenreport '90, a.a.O., S. 127ff.



Dies hätte allerdings zur Konsequenz, daß alle in gleichem Maße an der "notwendigen Reproduktionszeit" teilhaben und reziprozitative Beziehungen zueinander unterhalten. Radikale Veränderungen in der derzeitigen Arbeitsteilung wären die Folge. Nur dann könnten sich die Geschlechter - und andere soziale Gruppen, wie auch die Klassen - auf Dauer gleichgestellt entwickeln.

Ein Weg dorthin könnten z.B. Modelle sozialer Grundsicherung sein. Vorausgesetzt, sie billigen jedem Individuum das Recht zu, einen Anspruch darauf durch eigene Arbeit selbst zu erwirtschaften, wozu auch "Reproduktionsarbeit" gehören müßte. Bisherige Modelle einer sozialen Grundsicherung unterscheiden sich letztendlich nur partiell voneinander. Sie sind alle *alimentär* angelegt. Teilhabe aller an der "notwendigen Reproduktionsarbeit" unterscheidet sich grundsätzlich von einer Zwangsverpflichtung zur gemeinnützigen Arbeit. Sie würde Weichen stellen, um tradierte Arbeitsteilungen aufzubrechen und unterscheidet sich somit grundlegend von der Forderung nach dem "Recht auf Erwerbsarbeit", wie sie u.a. von der PDS erhoben wird.

Aus der Sicht einer Reproduktion des Lebens ergibt sich jedoch noch ein weiterer Umstand.

Reziprozitative Beziehungen können sich auf Dauer nur herausbilden, wenn sie nicht auf das "Reich der Notwendigkeit" beschränkt bleiben, sondern sich in *Freiheit außerhalb der Notwendigkeit* entfalten und diese stets erneut reproduzieren. Mies (Mies/Shiva, 16) unterliegt einer Illusion, wenn sie von "Freiheit in der Notwendigkeit" ausgeht, womit sie die "Subsistenzperspektive" meint. Diese stellt aber eher eine Notlösung als eine "Perspektive" dar.

Freiheit erfordert "freie Zeit" (Marx, Grundrisse, 595f.). Das bedeutet Zeit, die für die unmittelbare Reproduktion des Lebens verbleibt, nachdem die "notwendige Reproduktionszeit" aufgewendet wurde und die deshalb frei und selbstbestimmt verwendbar ist. Es ist also nicht eine bestimmte Art von Tätigkeit, welche sie zur "freien Zeit" macht, sondern ihre relative Unabhängigkeit von der Notwendigkeit.

"Freie Zeit" kann allerdings nur dann eine der dauerhaften Grundlagen für Freiheit bilden, wenn wenigstens ein Teil von ihr zu "allgemeiner Arbeit" dient. Dabei geht es vor allem um Tätigkeiten, wodurch Menschen sich fähig und bereit machen, gesellschaftliche Diskurse zu führen und Konsens herzustellen, wie in der Bildung, der Kunst, der Wissenschaft usw. Als Beispiel sei auf die wissenschaftliche, informationsmäßige und organisatorische Infrastruktur sowie das persönliche, meist uneigennütziges Engagement verwiesen, mit der besonders in den 80er Jahren in der Alt-BRD (zeitweilig?) ein öffentliches Umweltbewußtsein entstand.

Staatssozialistische Länder haben vielen Frauen und Männern aus Unterklassen den Zugang zu Bildung, Kunst, Wissenschaft eröffnet. Diese Arbeit

blieb aber als "Brotarbeit" organisiert. Bei aller persönlichen Identifizierung mit dem Beruf, bedeutete dies staatliche Bevormundung und damit von vornherein Abstriche an Freiheit, die andernorts durch den Markt besorgt werden.

Arbeit außerhalb von Erwerbsarbeit, wie sie z.B. "Reproduktionsarbeit" darstellt, macht sie keineswegs a priori zu einer "Freiheitsbringerin". Weder "Tätigkeiten ohne Erwerbszweck" (wie bei Gorz "Eigenarbeit" und "autonome Tätigkeiten") (Gorz, 219ff.)<sup>4</sup> oder "soziale Arbeit" (bei Rifkin) (Rifkin, 161, 162, 189ff.), noch allein "Aufhebung von Arbeit" (wie bei Kurz) (Kurz, 105ff.) bedeuten an und für sich, daß Menschen sich in ihnen freiheitlich entfalten. Freiheit ist auch nicht gestaltbar, wenn allein im Gras gelegen und in den blauen Himmel geschaut wird.

Gorz z.B. verbindet freiheitliche Alternativen mit den "autonomen Tätigkeiten". Dabei betont er, daß das Lebensnotwendige anderweitig gesichert sein müsse, um autonom tätig werden zu können (Gorz, 211). Dabei sei nicht mehr das Gegensatzpaar "Freiheit/Notwendigkeit" entscheidend, sondern "das Paar Selbstbestimmung/Fremdbestimmung: Autonomie/Heteronomie" (Gorz, 237). Das heißt, daß Gorz der Befreiung von Heteronomie eine größere Bedeutung zuweist als der Reduzierung notwendiger Arbeit. Das darin sichtbar werdende "entweder-oder" begrenzt jedoch tatsächlich eine Autonomie. Es bleibt offen, ob und wie es gelingen kann, auf diese Weise Freiheitsspielräume ständig erneut zu reproduzieren. Freiheitsliche Spielräume zu erkämpfen, erfordert tatsächlich doch nicht nur, die notwendige Arbeit anteilmäßig zu reduzieren. Dazu gehört ebenfalls, sie von den Fesseln der Lohnarbeit zu befreien, welche potentiell "freie Zeit" immer wieder in notwendige umwandelt (und zwar notwendig für die Kapitalverwertung). Gorz bleibt des Weiteren bei der lebensnotwendigen Arbeit auf dem Standpunkt allein der Produktion von Lebensmitteln stehen. Hier wäre aber "Reproduktionsarbeit" mit einzubeziehen<sup>5</sup>, was eine Umbewertung von Arbeit voraussetzt und damit nichtpatriarchalische Aspekte in das Verhältnis von Notwendigkeit, Freiheit und Autonomie einbringen würde.

"Freie Zeit" wäre und ist eine historisch neue Erscheinung, soweit sie allen Gesellschaftsmitgliedern zugänglich wird. Eine solche Art von Beziehungen ist in der "notwendigen Reproduktionszeit" nicht möglich. Selbst wenn sie ohne patriarchalische und Klassenfesseln organisiert wird, bleibt sie eine Notwendigkeit (Marx/Engels, Bd. 25, 828). In der DDR z.B. erstickte

<sup>4</sup> Gorz hat seine Auffassung inzwischen etwas weiterentwickelt, indem er "die von Erwerbsarbeit freigesetzte Arbeit" als "gesellschaftlich produktive, sinnerschöpfend" ansieht. In: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 7/94.

<sup>5</sup> Die von Gorz außerhalb einer Erwerbstätigkeit angesiedelte Eigenarbeit (Gorz, 218) würde - erweitert durch die Subsistenzarbeit - einer Arbeit in "notwendiger Reproduktionszeit" recht nahe kommen. Unter der Voraussetzung allerdings, daß in der Produktion von Lebensmitteln die Form der Erwerbsarbeit abgestreift wird und Arbeit in ihrer Ganzheit im nichtpatriarchalen und antiprofitwirtschaftlichen Sinne umbewertet wird.



der aus Notwendigkeiten kommende zunehmende Zwang zum Ende hin alle freiheitlichen Versuche, die meisten Menschen lebten quasi wie in einer belagerten Festung.

"Notwendige Reproduktionszeit" und "freie Zeit" bilden zusammengenommen die "Reproduktionszeit", welche die "Reproduktion des Lebens" ausfüllt. "Freie Zeit" eröffnet damit einen Zugang zur Reproduktion des Lebens in ihrer Ganzheit und Gesamtheit.

Der Hinweis von Marx, daß mit Hilfe der "freien Zeit" der "Wert" als Regulator abgelöst werden wird (Marx, Grundrisse, 593), gilt nur, wenn die Sicht über die "Produktionsweise" hinaus auf Reproduktion des Lebens erweitert wird. Aus einem Konzept, das auf die Produktionsweise zentriert ist, gibt es keinen Zugang zur "freien Zeit", und diese erscheint dann als nicht zeitgemäß, als eine Illusion oder als eine Verkündigung für eine ferne Zukunft. In diesem Sinne konnte z.B. Bloch die "freie Zeit" oder "Muße" nur als "terra incognita" formulieren (Bloch, 512).

Lafargue wiederum plädierte in seiner Satire für ein "Recht auf Faulheit" und beschäftigte sich mit der "Widerlegung des Rechts auf Arbeit" (Lafargue, 9, 26, 48). Er wollte fremdbestimmte, menschenunwürdige Arbeit abschaffen. Seine Vorstellungen vom "Recht auf Faulheit" orientieren sich nicht auf eine Rückkehr zu vorkapitalistischen idyllischen Arbeit-Muße-Rhythmen, auch wenn einige seiner Bemerkungen dies vermuten lassen könnten. In seiner Rezeption Marx'scher Gedanken über Muße für alle wird ein emanzipatorischer Ansatz deutlich. Lafargue bezeichnete "Muße und Freiheit" als Loskauf von der Lohnarbeit (Lafargue, 53). Dies bedeute, "nicht mehr als drei Stunden täglich zu arbeiten, um den Rest des Tages und der Nacht müßig zu gehen und zu leben." (Lafargue, 26). Voraussetzung sei vor allem eine Arbeitszeitverkürzung. Muße bleibt allerdings unnscharf. Sie läßt sowohl eine Interpretation im Sinne von Freiheit und Autonomie als auch im Sinne von Müßiggang zu.

"Freie Zeit" ist derzeit patriarchal und von Oberklassen dominiert sowie deformiert (u.a. Jappe, 143ff.). Daß "freie Zeit" für alle von den materiellen Grundlagen her keine Illusion mehr ist, verdeutlichen Entwicklungen in der Arbeitsproduktivität, wie sie seit etwa den 60er Jahren dieses Jahrhunderts einsetzten. Nur 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung würden im kommenden Jahrhundert ausreichen, "um die Weltwirtschaft in Schwung zu halten" (Martin/Schumann, 12). Würden z.B. in Ostdeutschland die offiziell registrierten und darüber hinaus alle faktisch an einer Erwerbsarbeit interessierten Frauen und Männer wiederbeschäftigt, dann könnte die Wochenarbeitszeit auf ca. 20 Stunden verkürzt werden, bei einem zugrunde gelegten Produktivitätssteigerungseffekt der Arbeitszeitverkürzung von 50%.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Berechnet nach: IAB-Werkstattbericht Nr. 1.12./15.12.1996, Nürnberg, Aktuelle Daten vom Arbeitsmarkt und eigene Berechnungen.

Produktivkräfte verwandelten und verwandeln sich jedoch zunehmend in Destruktivkräfte, weil in der warenförmigen, profitorientierten, Wirtschaft potentiell "freie Zeit" in der Tendenz in "notwendige Reproduktionszeit" für die Kapitalverwertung verwandelt wird. Nicht nur, daß "freie Zeit" von Wenigen angeeignet wird. Deutlich wird das auch in den neuen Märkten, die durch die sogenannte Erlebnisgesellschaft erschlossen wurden und zunehmend in "tittytainment" enden. Mit der Gentechnik spitzt sich auch in der Ernährung die Entfremdung von den Lebensgrundlagen zu. Ebenso wird immer mehr Arbeit in den Konsumbereich selbst verlagert. Arbeitsfreie Zeit der Lohnarbeitenden wird so überwiegend in Reproduktionszeit für die "Ware Arbeitskraft" umgewandelt. Selbst Arbeitszeitverkürzung führt infolgedessen vielfach zur Zunahme bezahlter Nebentätigkeiten (auch bei relativ gut verdienenden Lohnarbeitenden), wie u.a. das Beispiel Volkswagen zeigt.

Währenddessen wird den "Überflüssigen" notwendige Reproduktionszeit verwehrt. Arbeitsfähige Personen werden zunehmend nicht mehr für die Kapitalverwertung gebraucht. Davon zeugt u.a. die explosionsartige Entwicklung des "informellen Sektors". Bereits 70% der Menschen auf der Erde stehen in mehr oder weniger atypischen Arbeitsformen (Castel, 776). Dennoch bleibt Lohnarbeit die Hauptquelle des Lebensunterhalts und der Integration in die Gesellschaft.

Auf der anderen Seite wird von Unternehmern zunehmend die direkte Umwandlung von potentiell "freier Zeit" in Kapital propagiert. So fordert der Hoechst-Chef künftig maximal eine Erhöhung der Nominallohne in Höhe des Inflationsausgleichs, während die Produktivitätssteigerung überwiegend über eine Teilhabe der Beschäftigten am Unternehmenskapital abgeschöpft werden sollte.<sup>7</sup>

In der Tendenz wird so immer mehr Lebenszeit in den Dienst der Kapitalreproduktion gestellt. Dies geht einher mit einer Abnahme der "Gratisdienste" der Natur und der "Reproduktionsarbeit". Zusammengenommen verschlechtern sich die Überlebensbedingungen, es wird für Mehrheiten immer schwieriger, bei tendenzieller Polarisierung materiellen Reichtums in Händen eines Fünftels der Bevölkerung selbst das notwendige Produkt zu sichern.

Die Befreiung von potentiell "freier Zeit" aus den Fesseln der Warenverhältnisse steht in direkter Beziehung zur Erhaltung von Lebensgrundlagen und ist eine Voraussetzung, um "Reproduktionsarbeit" anzuerkennen und die gesamte "notwendige Reproduktionszeit" auf alle umzuverteilen.

## Literatur:

Altwater, E./Mahnkopf, B., Grenzen der Globalisierung, Münster 1996

<sup>7</sup> Vgl. Interview mit Hoechst-Chef J. Dormann in: Berliner Zeitung v. 12./13. Okt. 1996, S. 47.

- Bebel, A., Die Frau und der Sozialismus, Berlin 1954  
 Beer, U., Geschlecht, Struktur, Geschichte, Frankfurt/Main, New York 1990  
 Bloch, E., Das Prinzip Hoffnung, Zweiter Band, Berlin 1955  
 Castel, R., Nicht Exklusion, sondern Desaffiliation. Ein Gespräch mit Francois Ewald in: Das Argument 217, 38. Jhrg., Heft 5/6 1996  
 Gorz, S., Kritik der ökonomischen Vernunft, Hamburg 1994  
 Habermas, J., Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 und 2, Frankfurt a.M. 1988  
 Hettne, B. (Hrsg.), International Political Economy. Understanding Global Disorder, London & New Jersey 1995  
 Jappe, A., Sic transit gloria artis. Theorien über das Ende der Kunst bei Theodor W. Adorno und Guy Debord, in: Krisis, Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Heft 15/1995, Bad Honnef  
 Kurz, R., Postmarxismus und Arbeitsfetisch, in: Krisis, Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft, Heft 15/1995, Bad Honnef  
 Lafargue, P., Das Recht auf Faulheit und andere Satiren, Berlin 1991  
 Leipert, Ch., Aufwertung der Erziehungsarbeit. Ein Vorschlag zur Schaffung eines Kinder- und Familienfonds, hrsg. vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Deutscher Arbeitskreis für Familienhilfe e.V., o.J.  
 Lerner, G., Die Entstehung des Patriarchats, Frankfurt/New York 1991  
 Martin, H.-P./Schumann, H., Die Globalisierungsfalle, Reinbek bei Hamburg 1996  
 Marx, K., Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953  
 Marx, K./Engels, F., Werke (MEW), Bd. 3, 21, 23, 25, Berlin 1958ff.  
 Mies, M., Patriarchat und Kapital, Zürich 1992, 4. Auflage  
 Mies, M./Shiva, V., Ökofeminismus, Zürich 1995  
 Polanyi, K., The Great Transformation, Frankfurt a.M. 1990, zweite Auflage  
 Rifkin, J., Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/New York, 3. Auflage 1996

Reinhard Schweicher

## St. Werners wackere Attacke gegen Rädelsführer "der 'Postmoderne'" und andere herrschaftsideologische Bösewichter.

Anmerkungen und Fragen zu Werner Seppmann, Die "Postmoderne" als Realität und Ideologie, in: Z 31 (September 1997), S. 148ff.

"Postmoderne", wer hätte nicht schon irgendwo irgendwie davon gehört? Sollte es hier, selten genug, einer philosophischen Denkrichtung gelungen sein, ein Massenpublikum zu erreichen, obwohl einige ihrer uns von Seppmann genannten Vertreter wie Lyotard oder Foucault gelegentlich ihre Nöte hatten, sich gegen ihnen von Diskurstrendsetzern und Zeitgeistsurfern angehängte Labels abzugrenzen?

Was wissen wir nach angespannter Seppmann-Lektüre nun Näheres über "die 'Postmoderne'"? Konnten wir doch annehmen, daß Seppmann sich der Mühe, ihre "Protagonisten" (154)<sup>1</sup> zu studieren und sich auf sie einzulassen, unterzogen hat, daß er uns Hinweise für eine unseren kritischen Blick schärfende weiterführende Lektüre geben werde. Wir wissen, daß er uns vor allem anderen vor den von "Realität und Ideologie der 'Postmoderne'" ausgehenden Gefahren warnen will. Haben wir es doch mit einem zu allem entschlossenen Gegner zu tun, der sich nicht damit bescheidet, uns in unserem verblendeten Bewußtsein zu erhalten, er will es auch immer neu "bestätigen" (160), weshalb wir den, der uns seinem Schutz vor diesem Gegner anbefiehlt, von nun an in gebührender Ehrfurcht St. Werner nennen wollen.

Aber was ist bei genauerer Betrachtung eigentlich das, wovor St. Werner uns eindringlich warnen will? Ist es *das* Postmoderne im Denken, in der Literatur und Kunst, das Lyotard den Kindern seiner Freunde<sup>2</sup> in einem vom "Zeitgeist"<sup>3</sup> unverstellten Verständnis erklären möchte, oder eben das, was dieser Zeitgeist und "intellektuelle Moden"<sup>4</sup> darüber verbreiten? Ist es die Bedeutung von "post" als "Ana'-Prozeß der Analyse, Anamnese, Anagnonie, Anamorphose, der das 'ursprüngliche Vergessen'" der unter der zur Klassizität geronnenen Moderne verschütteten historischen Avantgarden

<sup>1</sup> Stellenangaben zu Werner Seppmann, a.a.O.: Seitenzahlen in Klammern.

<sup>2</sup> Jean-Francois Lyotard, Postmoderne für Kinder (Le Postmoderne expliqué aux enfants). Briefe aus den Jahren 1982-1985, Wien 1987.

<sup>3</sup> Ebd., S. 103; Lyotard gebraucht hier den deutschen Ausdruck, da es im Französischen kein mit den Konnotationen von "Zeitgeist" vergleichbares Wort gibt, ebensowenig übrigens wie für die Postmoderne. Esprit du siècle ist etwas anderes, le postmoderne auch.

<sup>4</sup> Vgl. J.-F. Lyotard, Grabmal des Intellektuellen, Graz/Wien 1985, S. 75ff.



"aufarbeitet", oder eine "Bewegung des *come back, flash back, feed back*, das heißt der Wiederholung"<sup>5</sup>? Ist es der Versuch, eine "Widerstandslinie" zu ziehen gegen "das böchst 'moderne' Projekt" (nach Habermas "ein unvollendetes Projekt" der Moderne) einer "universellen Sprache", einer "Metasprache", die in der Lage wäre, all die in den besonderen Sprachen niedergelegten Bedeutungen in sich aufzunehmen - "ohne deshalb in den gängigen positivistischen Pragmatismus zu verfallen"; oder das Scheitern der Anstrengungen, diese Spannung auszuhalten, das so manchen linken Nostalgiker in den "Ruf nach Ordnung", nach "Einheit, Identität"<sup>6</sup> verfallen läßt oder gar zu wüsten Beschimpfungen "der 'Postmoderne'" hinreißt?

Aufmerksamen LeserInnen wird nicht entgangen sein, auf welcher Seite St. Werner hier zu finden ist, so daß wir uns mit unserer Frage nach dem Postmodernen bereits jetzt von ihm abwenden könnten und anderswo umsehen müßten. Da wir es aber bei St. Werner mit einem mit Zitaten aus *der*, über und gegen *die* "Postmoderne" wohlausstaffierten Gesamtkunstwerk ganz eigener Art zu tun haben, das uns ja nicht nur vor allen möglichen "Zeitgeist-Verwaltern" (160) warnen, sondern zugleich auf den Weg des "der Aufklärung verpflichteten Denken(s)" (152) zurückführen möchte, wollen wir uns der weiteren Frage nicht verschließen, woher seine Botschaft kommt, welchem Denken der Pomp ihrer Inszenierung entliehen ist und was sie uns zu verkünden hat.

Schauen wir nach diesem ersten Resultat unserer Lektüre noch einmal näher hin: auf seine - da wir bei Philosophen zwar auf manche Sottisen gefaßt sein, ihnen aber so gar nicht über den "Tellerrand der herrschenden Vergesellschaftungsprinzipien" (161) hinausreichende Einsichten auch nicht gerade zutrauen mögen - offenbar weniger in kritischer als denunziatorischer Absicht aus dem Kontext herausgelösten Zitatmontagen; auf seine innerbittliche Skandalisierung des "entfremdete(n) Alltagsbewußtsein(s)" (149) der erlebnisfreudigen Massen, das zu seiner Aufklärung der bei St. Werner aufgehobenen "komplexen gesellschaftstheoretischen Interpretationsansätze" (159) harrt, um das Bollwerk des "machtfunktionalen Bewußtsein(s)" (159) der "herrschaftskonformen Weltbild-Konstrukteure" (161) zu knacken und "in die Defensive" geratene "historische Rationalitätsorientierungen" erneut "planender Weltveränderung" (152) zuzuführen.

Denn als Verantwortliche dafür, daß es damit so recht nicht vorangeht, hat St. Werner diesmal nicht die "Strukturmarxisten"<sup>7</sup>, sondern die Poststrukturalisten, nicht die Modernisierer, sondern die Postmodernen ausgemacht. Halten wir uns im folgenden nur an die fulminantesten Highlights des uns sich anbietenden Theatrum Mundi "der 'Postmoderne'", das dem

<sup>5</sup> J.-F. Lyotard, *Postmoderne...*, a.a.O., S. 105.

<sup>6</sup> ebd., S. 89f. und S.15.

<sup>7</sup> Werner Seppmann, *Marxismus als Gesellschaftstheorie*, in: Z 16 (Dezember 1993), S. 167ff.

"Alltagsbewußtsein" hart auf den Fersen und doch über "die postmodernistischen Vorstellungen vom 'Besonderen'" (155) erhaben ist.

Im ersten Akt ("Die 'Postmoderne' als Realität") ist außer "postmodernen Schlagworten" (158) zu dem, was postmoderner Zeitgeist sein mag, von postmodernem *Denken* oder dem, was St. Werner dafür hält, gar nicht die Rede. Hier geht es ausschließlich darum, das von Existenzängsten, Isolierung, Orientierungslosigkeit, innerer Leere etc. geplagte und im übrigen "sich mit der Unmittelbarkeit seiner 'Erlebniswelt' zufrieden" gebende "Alltagsbewußtsein", das, den "Regressionsformen" (151) postmodernen Denkens längst erlegen, "keinen Begriff von den objektiven Voraussetzungen individueller Lebensverhältnisse besitzt" (157), für sein im 2. Akt ("Die 'Postmoderne' als Ideologie") eröffnetes Szenario der "geschmeidig" an "die Krisenverhältnisse" angepaßten und "mit ihnen konformen 'postmodernen' Weltanschauungsschablonen" (157) zuzurichten. In das Raffinement, mit dem diese "ihre 'Herrschaftsfunktionalität ... restituieren" (ebd.), soll hier den philosophisch Gebildeten unter uns ein tieferer Einblick geboten werden.

### Metamorphosen des "Alltagsbewußtseins"

Das Ganze beginnt mit einer Zitatmontage aus der deutschen Ausgabe des an der zitierten Stelle zudem noch sinntestellend übersetzten epochalen Werks von Eric Hobsbawm: "Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914-1991"<sup>8</sup>, das St. Werner hier für sein fragwürdiges eigenes in Anspruch nimmt: "Die 'postmodernen' Menschen 'wachsen in einer Art permanenter Gegenwart auf, der jegliche organische Verbindung zur Vergangenheit ihrer eigenen Lebenszeit fehlt.'" (149). Wer bisher übersehen hat, daß "postmodern" bei St. Werner gleich im Titel als eine Art der Ausweisung nicht bedürftiges Zitat majestatis eingeführt ist, und in praemoderner Befangenheit glaubt, daß ein Zitat ein Zitat und kein Manipulat, so wie, dem Aristoteles sei's geklagt, ein Apfel ein Apfel und keine Birne ist, wird den für einen Historiker erstaunlich spekulativen Begriff der "postmodernen" Menschen Hobsbawm zuschreiben. Bei Hobsbawm aber lesen wir: "Most young men and women at the century's end ...". Aber auch dort, wo St. Werner nicht sich selber oder wen immer zitiert, sondern Hobsbawm zu zitieren meint, zitiert er bei seinem Quellenstudium der "Postmoderne" nicht Hobsbawm, sondern dessen Übersetzerin. Hobsbawm nämlich fährt fort (Hervorheb. R.S.): "... grow up in a sort of permanent present lacking any organic relation to the *public past of the times they live in*"<sup>9</sup>, was doch gerade nicht ausschließt, daß "junge Männer und Frauen" unabhängig von ihrer Begegnung mit St. Werner, die sie zu sogenannten Menschen, zu "postmodernen" eben, macht, in dieser "Art per-

<sup>8</sup> Eric Hobsbawm, *Age of Extremes*, London 1994, in deutscher Übersetzung München/Wien 1995.

<sup>9</sup> Ebd., S. 3.



manenter Gegenwart", in der sie aufwachsen, sehr wohl eine schmerzliche Beziehung zu in ihrer individuellen "Lebenszeit" vergangenen Sehnsüchten, Hoffnungen und Träumen haben, eine Beziehung, deren destruktives Potential als Zufriedenheit "mit der Unmittelbarkeit" ihrer "Erlebniswelt" zu deuten Zeitgeistdiagnosen à la St. Werner vorbehalten bleiben mag.

Nun kann man ja gewiß jede Lebensäußerung in der "Krise des fordistischen" oder im "postfordistischen" Kapitalismus - je nachdem, auf welche Variante der Regulationstheorie man sich beruft - "postmodern" nennen, womit natürlich gar nichts bezeichnet wird, wohl aber irgendwelche Gebiete über frei flottierende "postmoderne Schlagworte" fürs erste sistiert und für die weitere ideologiekritische Behandlung freigegeben sind. Soll das allein aber uns glauben machen, daß die von St. Werner beschriebenen Befindlichkeiten Effekte oder auch nur der "Nährboden" (151) von "Vorgaben", "Angaben" (passim) oder "Weltanschauungsschablonen" in welchen windigen Debattierstuben auch immer kursierender Ideologeme oder Theoreme sind, die er uns dann als in Gestalt "konzeptioneller Ideologie" der Individuen sich bemächtigende "theoretische 'Diskurse'" (161) vorführt? Sind nicht vielmehr umgekehrt die bei St. Werner ganz unspezifisch der Begriffslosigkeit geziehenen "Erlebniswelten" gerade die fragmentierten Realitätswahrnehmungen, die Siegfried Kracauer seit den frühen zwanziger Jahren mit detektivischem Gespür für ihre konkreten sozialökonomischen Bedingungen und ohne jede Häme eines höheren Wissens als *Zerstreuungskultur* beschrieben hat?<sup>10</sup> In seiner Rezension zu Kracauers "Die Angestellten" bemerkt Walter Benjamin: "Solange wenigstens die marxistische Lehre vom Überbau nicht durch die dringend erforderliche von der Entstehung des falschen Bewußtseins ergänzt ist, wird es kaum anders möglich sein, als die Frage: Wie entsteht aus den Widersprüchen einer ökonomischen Situation ein ihr unangemessenes Bewußtsein? nach dem Schema der Verdrängung zu beantworten."<sup>11</sup> Daran dürfte sich soviel nicht geändert haben, weder im Hinblick auf die marxistische Lehre, noch hinsichtlich der "Ausbreitung des Sports", nach Kracauer einer "Verdrängungserscheinung großen Stils", die "insgesamt ein Hauptmittel der Entpolitisierung" ist<sup>12</sup>, und des damit verbundenen Körper- und Fitnesskults. Wofür bedarf es hier der "Weltanschauungsschablonen" postmoderner "Weltbild-Konstrukteure", wenn nicht für eine ökonomistische Konstruktion, die diese zu unmittelbaren Sachwaltern von Kapitalinteressen macht?

Was aber weiß der mit seinem in früheren Verlautbarungen zu spät-kapitalistischen Bewußtseinslagen immerhin noch irgendwie erkennbaren, inzwischen hingegen zum bloßen Lamento heruntergebrachten Entfrem-

<sup>10</sup> Vgl. Andreas Volk, Vorweg, in: Andreas Volk (Hg.), Siegfried Kracauer, Zürich 1996, S. 7f., und Hans G. Helms, Plüsch und deutsches Mittelgebirge. Zu den Schriften Siegfried Kracauers, in: ebd., S. 237ff., hier: S. 262f.

<sup>11</sup> Walter Benjamin, GS, Bd. III, S. 223.

<sup>12</sup> Siegfried Kracauer, Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt/M. 1930, hier: Frankfurt/M. 1971, S. 299f.

dungsbegriff Vieles beklagende, aber nichts Bestimmtes beschreibende oder gar analysierende, der rundum "Gänsefüßchenritte" (Karl Kraus) austeilende, aber nirgends argumentierende, nur tollkühn gegen "Zeitgeist-Verwalter" und noch Schlimmeres ausgezogene Großinquisitor denn eigentlich über *das* Alltagsbewußtsein der Menschen? Bezieht er sich auch nur ein einziges Mal auf konkret-historische Formationen von Alltagsbewußtsein, bei dessen Selbstartikulation Intellektuelle, würden sie denn einmal anhören und nicht nur über *das* Alltagsbewußtsein schwadronieren, als nützlich sich erweisen könnten?<sup>13</sup> Dürften die Träger von Alltagsbewußtsein, das sie so vorteilhaft von den anmaßenden des *wahren* Bewußtseins, den "Doxosophen", den "Tuttologen", den "Pantologen"<sup>14</sup> unterscheidet, auch nur den nächsten Tag überleben, wenn sie nicht *auch* - im Arbeitsprozeß und in der Durchsetzung ihrer Reproduktionsbedürfnisse, in ihrer Haushaltsführung und in der Verwaltung ihres einen leichtfertigen Aufwand für die Lektüre kritischer Kritiker kaum duldenden Zeitbudgets - recht vernünftig handelten? Ist diese Widersprüchlichkeit von imaginären und rationalen Bewußtseinselementen nicht der triftige Grund dafür, daß etwa Adorno statt von *dem* Alltagsbewußtsein von historisch bestimmten "Bewußtseinsformen" spricht und Althusser den Terminus der im Unterschied zu reduktionistischen Theoriekonstrukten, die er *theoretische* Ideologien nennt, *praktischen* Ideologien<sup>15</sup> einführt, die *auch* lebenswichtige Orientierungsfunktionen haben?

Ideologiekritisches teilt St. Werner uns bis hierher nur insoweit mit, als "eine kontinuierliche Fortschrittentwicklung (der 'marktwirtschaftlichen' Gesellschaftsformation, wie ihn die 'Modernisierungstheorie' behauptet hat) nicht diagnostiziert werden kann", "sozialwissenschaftliche Mythologien" dieser Art "durch die Gesellschaftsentwicklung" widerlegt wurden und nun die Stunde der "postmodernen Weltanschauungsschablonen" (157) geschlagen hat. Erfahren wir, wann, wo, wie dieser veritable ideologiegeschichtliche Epochenbruch, die Ablösung der "Modernisierungstheorie" durch das gleichwohl "die Reproduktionsdynamik der kapitalistischen Moderne" akzeptierende "postmoderne Wissen" (160), stattgefunden hat, wer seine Akteure waren? Sollte er tatsächlich, horribile

<sup>13</sup> Einen solchen Versuch unternahmen Pierre Bourdieu und MitarbeiterInnen in: *La misère du monde*, Paris 1993, in deutscher Übersetzung: Pierre Bourdieu et al., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, édition discours Bd. 9, Konstanz 1997. Aus 60 (von insgesamt 182) Interviews mit Menschen, die sonst weder zu Wort kommen noch gehört werden, werden hier auf der Grundlage vorausgegangener sozialstruktureller Untersuchungen 60 Erzählungen konstruiert, deren "Redekonstellation" so gewählt ist, "daß die Redenden sich im Vollzug einer Rede deren soziale Stellung selbst erklären" (Hartwig Zander, Besprechung des Buches, in: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 29, Bielefeld 1994, S. 27ff.).

<sup>14</sup> Pierre Bourdieu, zit. nach Hartwig Zander, a.a.O.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Henning Böke, Allgemeinheiten und ihre Brüche. Zum Problem von Rationalität und Kritik, in: H. Böke/C. Müller/S. Reinfeldt (Hg.), *Denk-Prozesse nach Althusser*, Hamburg 1994, S. 65ff., hier: S. 68.



dictu, das Werk einiger gewissenloser Philosophen sein und zudem noch, da die erste Garnitur (Lyotard, Foucault) - von ein paar ohne nähere Stellenangaben plazierte Seitenhieben gegen "Das postmoderne Wissen" abgesehen - bisher nicht aufzutreiben war, solcher aus dem zweiten, dritten oder gar letzten Glied? Es muß wohl so sein, zumal da bei einer den "Krisenverhältnissen" (157) gewachsenen Restitution der "Herrschaftsfunktionalität" (ebd.) konzeptiver Ideologie offenbar eine schärfere Gangart gefordert ist. Gewitzt durch den Dilettantismus ihrer herrschaftsideologischen Vorgänger, die meinten, dem richtigen Bewußtsein mit einem einzigen Coup den auch für schlechtere Zeiten des Kapitalismus nachhaltigen Garaus zu machen, gehen die Postmodernen professioneller vor: Nach "einem ersten Argumentationsschritt", der nicht argumentiert, sondern "das eigene theoretische Versagen als Auflösung des (bis dahin offenbar intakten - R.S.) Wissenschaftsobjekts 'Gesellschaft' interpretiert" (Hervorheb. R.S.), werden "dann in einem zweiten Schritt", der auch kein "Argumentationsschritt", sondern ein weiterer Interpretationsschritt ist, "die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche als disparate Ereignis- und Erlebnissphären interpretiert, ... deren 'Eigensinn' angeblich nicht mehr hinterfragbar sei" (ebd.).

Stellen wir, um sicher zu gehen, daß St. Werner es hier wirklich mit der Tücke des Gegners und nicht etwa mit den Tücken der Sprache zu tun hat, zunächst einmal die Frage: Wer gibt hier an? Die Weltbildkonstrukteure, sie hätten das "Wissenschaftsobjekt 'Gesellschaft'" aufgelöst, auf das hin der "Eigensinn" der Ereignis- und Erlebnissphären dann schlechterdings nicht mehr hinterfragbar ist, oder St. Werner, es habe seine Auflösung unbeschadet überstanden, sei aber von einer Statur, die es den Postmodernen möglicherweise zweifelhaft erscheinen läßt, ob jener Eigensinn länger auf dieses Wissenschaftsobjekt hin hinterfragbar sei - einmal ganz abgesehen davon, daß Postmoderne wie Lyotard, Derrida, Foucault, Deleuze u.a. Phänomene überhaupt nicht nach fertigen Wissenschaftsobjekten, sondern nach den Konstruktionsregeln von Erkenntnisgegenständen und den "Inkommensurabilitäten"<sup>16</sup> dieser Regeln hinterfragen? Wir erhalten keine Antwort auf unsere Frage, wobl aber eine weitere auf die von St. Werner längst entschiedene, wie die Postmodernen "diese systematische Blickverzerrung" zustande bringen: "Fundierend" für (sie) ist die Prämisse einer Zweiteilung der sozialen Welt in einen ökonomischen Handlungsbereich und einen praxisfernen (sic!) 'lebensweltlichen' Erfahrungshorizont, wie sie beispielsweise auch von der Habermasschen 'Kommunikationstheorie' propagiert wird" (ebd.), die freilich bei Habermas, sollte er und nicht seine Kolportage aus dritter Hand gemeint sein, der St. Wernerschen Beschränkung von "Handlungsbereich(en)" auf die Ökonomie zum Trotz "Theorie des kommunikativen Handelns" heißt.

<sup>16</sup> J.-F. Lyotard, *Grabmal...*, a.a.O., S. 86f.

Aber lassen wir das, diese ökonomistische Verballhornung des aus dem bis heute nicht vollständig edierten Nachlaß des letzten großen Universalisten Edmund Husserl übernommenen Habermasschen "Lebenswelt"-Begriffs, an der das bei St. Werners letztem Feldzug erledigte "strukturmarxistische" Desiderat ungleichzeitiger und ungleichgewichtiger Praxisarten spurlos vorübergegangen zu sein scheint; diese ohne einen einzigen Beleg berbeifabulierte Story gleich zweier uns aufs Gemüt schwappender Angriffswellen "der 'Postmoderne'" nimmt uns eb keiner ab - gehen wir wieder ins *Theatrum Mundi*.

### Ende der "Modernisierungstheorie?"

Wir kommen gerade noch rechtzeitig zum Szenenwechsel, bei dem eine unter den "verschärften Verwertungsbedingungen der Ware Arbeitskraft" (148) ramponierte "Moderne" (150) die Modernisierer hinter die Kulissen scheucht und unter gewaltigem Theaterdonner die Gladiatoren "der 'Postmoderne'" auf die Bühne schiebt. Denn hier befinden wir uns längst im *Posthistoire*, im "Leben in der 'Postmoderne'" (148), im "von der 'postmodern' gewendeten Soziologie" (Zwischenruf vom Olymp: Wie sah die denn vorher aus?) proklamierten "postindustriellen Zeitalter", in einer vom "System" abgespaltenen "Lebenswelt" (156), in der offenbar - jedenfalls bei den Ideologiekritikern der besonderen Art - alles erlaubt und nichts überprüfbar ist - und das alles, obwohl St. Werner uns den "System" und "Lebenswelt" wiedervereinigenden Begriff der "objektiven Voraussetzungen individueller Lebensverhältnisse" versprochen hat. Der wäre so dem Alltagsbewußtsein, würde es denn je von St. Werners berrschaftsideologischem Spektakel erreicht, wieder einmal versagt, vielleicht auch erspart geblieben. Denn will St. Werner uns überhaupt einen Begriff geben, oder will er uns nur durch das Purgatorium seiner Monstren eines "kapitalismusspezifischen Totalitarismus"<sup>17</sup> jagen, "der allen Lebensbereichen seinen negativen Stempel aufdrückt" (154), um uns das Fürchten zu lehren vor dem positiven, den mit Peuer und Schwert uns aufzudrücken er sich entschlossen hat?

Möglicherweise aber haben wir seinen Begriff bisher auch einfach übersehen. Steckt er vielleicht in seinem extemporierenden Traktat über "sozio-kulturelle Regressionserscheinungen" als "Kehrseite einer mehrschichtigen Emanzipationstendenz" und über den "eklatant verschärften Widerspruch zwischen der Produktivkraftentwicklung und den bornierten Produktionsverhältnissen" (156), was wir doch alles, wenn auch in kobärenterem

<sup>17</sup> Für Lyotard jedenfalls ist es "leichtfertig, Nationalsozialismus und Kapitalismus in ihrer postmodernen Phase in denselben Terminus (Totalitarismus) zu kleiden. ... Der Nationalsozialismus verbrennt, ermordet, exiliert die Avantgarden; der Kapitalismus isoliert sie, spekuliert mit ihnen und liefert sie mit einem Maulkorb versehen der Kulturindustrie aus" (*Postmoderne für Kinder*, a.a.O., S. 97). Zumindest diejenigen, die dem Nazi-Terror entkommen sind, dürften bei allen Desillusionierungen des Exils diesen Unterschied zu schätzen wissen.



"kritisch-theoretischen Kontext" (155) schon mal bei Adorno oder Marcuse, also in Zeiten eines "sozial domestizierten Kapitalismus" (148), oder aber in der Diktion von Handbüchern des Marxismus-Leninismus gelesen haben, die freilich nur bei St. Werner die den "postmodernistischen Vorstellungen vom 'Besonderen'" so eklatant abgehende "aufklärende Konkretion" erreicht (ehd.)?

Ja, da hockt er - durch ein Teilzugeständnis an das "'postmoderne' Weltbild", das "auch", wer hätte es gedacht, "realistische Züge enthält" (ebd.), gegen postmoderne Angriffe gut getarnt - und hört auf die Signale. Und wer es noch nicht wußte, der sollte es hier sich antun. Denn hier endlich kommt es im Zuge des Verlangens der "kapitalwirtschaftliche(n) Produktivkraftentwicklung" nach "revolutionär veränderten Formen des Arbeitens und des Lebens" (156) zum Furioso, wenn St. Werner, um wieder einmal Weltrevolution zu spielen, das Visier herunterklappt und, die Heerscharen des ideellen Gesamtintellektuellen hinter sich, wie einst Tristram Shandys Onkel Toby mit seinen zu Kanonenrohren umgebauten Knohelbechern seinen Sturmangriff auf das "bei allen postmodernistischen Utopieverboten mitgedachte", aber selten in aller "Deutlichkeit" wie bei Lyotard verhängte Verbot "einer globalen Alternative zum Kapitalismus" (153) reitet; denn darunter tut es St. Werner nun mal nicht. Und wieder einmal wird es Ärger mit Tante Dinah geben, obwohl die längst nicht mehr fragt, in welchen Zeitgeistspelunken er diesmal die seiner Baukastenfestung der Postmoderne aufgesteckten Gänsefüßchen aufgelesen hat. Denn nach der Schlacht wie vorher ist Lyotards dem St. Werner erteiltes "Utopieverbot" - selbst wenn es für sich, d.h. in der St. Wernerschen Zitatverstümmelung, gelesen wird - nichts weiter als die schlichte und dem "gesunden Menschenverstand" (153) natürlich selbstverständliche Feststellung, daß Abstrakt-Allgemeines nicht schon durch unbestimmte Negation<sup>18</sup> Konkret-Allgemeines wird, und zwar, selbst Idealisten sei es gegen St. Werners beilloses "'Einheit(s)- und Identität(s)'" - Gerede (152) hier einmal zugestanden, im Himmel wie auf Erden nicht.

Das einigermaßen vollständige Zitat aber lautet: "Das (die Erfahrungen mit einem 'Subjekt der Geschichte' nach einem großen Jahrhundert revolutionärer Bewegung) bedeutet, daß es zum Kapitalismus keine globale Alternative gibt, im Rahmen eines dialektischen Denkens und einer revolutionären Politik, versteht sich"<sup>19</sup> - wozu nun eine Menge zu sagen wäre. Hier nur das Notwendigste, nämlich daß

<sup>18</sup> Zum Begriff der Negation vgl. Thomas Collmers Studien zur Hegelschen Logik: Hegel zur Dialektik von Selbstbestimmung und Fremdbestimmtheit I/II, in: Z 27/28 (September/Dezember 1996), S. 45ff./141ff., aus denen Grundlegendes über die "wirklichkeitswissenschaftliche Substanz der dialektischen Methode" und sonstige begrifflich hilflose Pleonasmen (Werner Seppmann, a.a.O., S. 168) zu lernen wäre.

<sup>19</sup> J.-F. Lyotard, Grabmal..., a.a.O., S. 22. Vgl. dazu auch Walter Reese-Schäfer, Lyotard zur Einführung, Hamburg 1988, 2., erweit. Aufl. 1989, Kap. 6: Das "Grabmal des Intellektuellen" - die neue Bescheidenheit von Schriftstellern und Philosophen, S. 49ff.

1.) der "Übergang zum wahren Sozialismus, zu einer vom Wertgesetz befreiten Ökonomie" heute weniger denn je als globaler zu denken ist. Denn er "erfolgt nicht allein schon deshalb, weil die vom letzteren erzeugten Widersprüche unerträglich sind"<sup>20</sup>, womit nichts darüber gesagt ist, daß es nach einer von dem "Strukturmarxisten" Balibar<sup>21</sup> in der Kritik der marxistischen Lehre von den Haupt- und Nebenwidersprüchen vorgeschlagenen Definition des Antagonismus überall dort, wo diese Widersprüche unerträglich geworden sind, zu lokal und regional selbstorganisierten Reproduktionszusammenhängen der Ausgebeuteten und Unterdrückten mit die Reproduktion hestehender Produktionsbedingungen destabilisierenden Effekten kommen kann; daß

2.) Sozialismus in welcher Form auch immer hekanntlich Abschaffung nicht des Eigentums, nicht einmal des Privateigentums schlechthin, sondern des Privateigentums an den wichtigsten Produktionsmitteln und Abschaffung nicht der Arbeit, nicht einmal entfremdeter Arbeit schlechthin, sondern der Anwendung der durch kapitalistische Eigentumsverhältnisse von ihren Produktionsmitteln getrennten Arbeitskraft ist. Alle anderen Widersprüche, wie die zwischen den Geschlechtern, zwischen Kopf- und Handarbeit, Widersprüche der Ungleichzeitigkeit und ungleichen räumlichen Verteilung verfügbarer individueller und gesellschaftlicher Ressourcen oder Widersprüche zwischen unterschiedlichen Existenzweisen von Vernunft<sup>22</sup> und viele andere dürften auch in einer sozialistischen Gesellschaft bestehen bleiben. Damit ist nicht gesagt, daß Widersprüche diesseits und jenseits des "Tellerrand(s) der herrschenden Vergesellschaftungsprinzipien" nach Haupt- und Nebenwidersprüchen zu sortieren oder gar untereinander zu subsumieren wären, wohl aber, daß ihre Verwechslung dramatische Verkennungen der konkret-historischen Konjunkturen von Klassenkämpfen zur Folge haben kann; daß

3.) Widersprüche, so in der Sprache Peter Ruhens<sup>23</sup>, zunächst einmal "Widerstreit realer Gegenstände" sind, der entweder zu einem "dialektischen Widerspruch" führt, d.h. "zu einem wechselseitigen Ahhängigkeitsverhältnis mit Dominanzbeziehung" des zur Erhaltung oder Veränderung des Systems tendierenden Systemverhaltens bestimmter Eigenschaften der Opponenten, etwa der, Kapitalist oder der, Lohnarbeiter zu sein; oder aber zu neuem Widerstreit, was von den Kräfteverhältnissen des Klassenkampfes

<sup>20</sup> J.-F. Lyotard, ebd., S. 21.

<sup>21</sup> Etienne Balibar, Strukturelle Kausalität, Überdetermination und Antagonismus, in: H. Böke u.a. (Hg.), Denk-Prozesse nach Althusser, a.a.O., S. 27ff.

<sup>22</sup> Etwa zwischen der Vernunft der Legitimation eines politischen Regimes, der Vernunft, "die es jedermann ermöglicht, seine Singularität zu ertragen", der Vernunft des ästhetischen Urteils oder "der Vernunft, für die es eine Verpflichtung oder eine Schuld gibt" (J.-F. Lyotard, Postmoderne..., a.a.O., S. 98).

<sup>23</sup> Peter Ruben, Strategisches Spiel und dialektischer Widerspruch, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin (DDR) 1970, Heft 11, S. 1368ff., hier: S. 1380f.



abhängt, auf gar keinen Fall aber logische Folge eines Verlangens der "kapitalwirtschaftliche(n) Produktivkraftentwicklung" ist; daß

4.) die Gesellschaft, so in der Sprache Lyotards<sup>24</sup>, von "Widerstreit durchfurcht" ist. "Zwischen zwei Partnern besteht ein Widerstreit, wenn die 'Lösung' des Konflikts, der sie einander entgegengesetzt, im Idiom des einen Partners erfolgt, während *das Unrecht*, das dem anderen widerfuhr, in diesem Idiom *nicht in Erscheinung tritt*." Was "mit der Logik des Kapitals", so Lyotard weiter, "vom *Marxismus lebendig bleibt*, ist zumindest *diese* Bedeutung des Widerstreits. Sie *untersagt*, daß die Versöhnung der Partner *im Idiom des einen der beiden erfolgt*" (Hervorheb. R.S.).

Sonst war's richtig, was St. Werner uns über Lyotards "Utopieverbot" zu berichten hat. Verzichten also auch wir darauf, länger den Fundstellen der mal ausgewiesenen, mal im Lauschangriff auf den "Zeitgeist" oder auch eine *dem* Alltagsbewußtsein imputierte vox populi georteten, mal begriffs-, mal umgangssprachlichen, mal "dem Alltagsbewußtsein" entnommenen, mal diesem in postmodern "systematisiertem" Format<sup>25</sup> eingegebenen Zitatensätze des St. Werner nachzuspüren, die zu collagieren er für seine "der Wahrheit verpflichteten Denkanstrengungen" (152) zu halten scheint. Nur seinen finalen Vernichtungsschlägen gegen Foucault und Lyotard wird nachzugehen sein, da es sich dort noch einmal lohnen wird.

Oder haben wir St. Werner bisher nur falsch verstanden? Meint er vielleicht gar nicht die von ihm genannten Hintermänner der Schablonen, sondern nur imposant aufgeblasene und auf das Alltagsbewußtsein losgelassene Versatzstücke ihres medialen Arrangements zum Einerlei von Events und Disneyland? Denn wer eigentlich ist der Adressat des ganzen die ihrer Selbstartikulation Enteigneten noch einmal enteignenden pfäffischen Geschwätzes von "blinder Akzeptanz der real-existierenden Tendenz zur Vereinnahmung und Manipulation der 'dezentrierten' Individuen", die das "Resultat der postmodernistischen Denkbewegungen" (154) sein soll, und von "Kommunikationsnetzen" (149), die, bloß weil St. Werner mit ihren Codes nichts anfangen kann, keine sind? Sind es die Manipulierten, die Manipulateure oder das ganze Teufelswerk des "Medienapparats" (ebd.) schlechthin? Sind diese Kommunikationsnetze nicht *auch* die reale Möglichkeit einer auf hohem informations- und kommunikationstechnologischem Niveau vernetzten Gegenöffentlichkeit, ohne die es, so Manuel Castells, zu über "defensive Reaktionen aus lokalen Gräben heraus" hinwegreichenden neuen Formen "der politischen Machtausübung" sozialer Bewegungen nicht mehr wird kommen können<sup>26</sup>?

<sup>24</sup> J.-F. Lyotard, *Grabmal...*, a.a.O., S. 23f.

<sup>25</sup> Zu der von St. Werners als Schlußbilanz seines Beutezugs durch "die 'Postmoderne' enthüllten Symbiose von "Alltagsmenschen" und "Weltbild-Konstrukteuren" und ihrem geschlossenen Kreislauf von "systematisierten" und "lebensweltlichen" Gedankenformen" vgl. S. 161.

<sup>26</sup> Vgl. Manuel Castells, *Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen*, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*, Frankfurter Beiträge, Bd. 2, Frankfurt

Immerhin hat uns St. Werner mit seiner Entdeckung einer "postmoderne(n) Konzentration auf die Diskontinuität" (154) neugierig gemacht, die ja als (freilich historisch bestimmte) Kritik eines ideologischen Kontinuums gesellschaftlicher Dominanz- und Hegemonieverhältnisse uns tatsächlich eine Vorstellung von "ideologische(m) Klassenkampf" (159) verschaffen könnte. Aber auch hier gehen wir leer aus, denn, da eine authentische Rezeption postmoderner Theoreme nun mal nicht in sein Konzept paßt, mutiert "Diskontinuität" bei St. Werner sogleich zum *Quid pro quo* der Disparatheit des Beliebigen, um nun seine "große Erzählung" (153) von der postmodernen "Weigerung, die sozialen Vermittlungsbedingungen der differenzierten Existenz- und Erlebnisweisen zur Kenntnis zu nehmen" (nota bene: Ihre sie zur Kenntnis nehmende Bestimmung und erst recht ihren "Begriff", sollte der St. Werners letztes Gefecht überlebt haben, ist er uns noch immer schuldig!), ihrer "Ablehnung eines interpretativen, ja überhaupt rationalen Verhältnisses zur gesellschaftlichen Realität", ihrer "Bestätigung" des "entfremdeten Weltverständnisses" der Menschen und "ihrer fetischisierten Selbstbilder" (154) etc. etc. in Gang zu setzen.

Meint St. Werner also ernsthaft, daß ideologische Effekte postmodernen *Denkens*, nicht seiner von ihm aufbereiteten Substitute, auf bei ihm bloß angeprangerte Bewußtseinsformen nur annähernd mit denen der nach wie vor und mit ganz anderen Mitteln in den Think Tanks des Kapitals produzierten und über ihre medialen Lifestyle-Agenturen verbreiteten - und damit ungleich folgenschwerer in das Alltagsbewußtsein eingreifenden - "Modernisierungstheorie" des Neoliberalismus vergleichbar wären, geschweige denn mit neoliberalistischen Sekundäreffekten wie Nationalismus und Rassismus<sup>27</sup>, "Ressentiments und Haßsyndrome" (151)? Will er uns ernsthaft glauben machen, "das falsche Bild der Moderne, das der Neoliberalismus uns verkauft hat"<sup>28</sup> sei das Produkt postmodernen *Denkens*? Ja, wir haben ihn wohl falsch verstanden: Er sagt Ideologiekritik "der 'Postmoderne'" und

a.M./New York 1991, S. 137ff., hier: S. 144f. Lyotard sieht diesen Doppelcharakter technokratischer und emanzipatorischer Rationalität der neuen Technologien durchaus, wenn er schreibt: "Die Informatisierung der Gesellschaft ... kann das 'erträumte' Kontroll- und Regulierungsinstrument des Systems des Marktes werden ... Sie bringt dann unvermeidlich den Terror mit sich. Sie kann aber auch den über die Metapräskriptionen diskutierenden Gruppen dienen, indem sie ihnen die Informationen gibt, die ihnen am meisten fehlen, um in Kenntnis der Sachlage zu entscheiden." (zit. nach Gérard Raviot, *Zur Dialektik der Postmoderne*, in: Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe [Hg.], *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*, Reinbek 1986, S. 128ff., hier: S. 139).

<sup>27</sup> Vgl. dazu Jörg Huffschild, *Neoliberalismus und Rechtsextremismus*. Buchbesprechung zu: Herbert Schui u.a., *Wollt ihr den totalen Markt. Der Neoliberalismus und die extreme Rechte*, München 1997, in: Z 31 (September 1997), S. 207ff.

<sup>28</sup> Subcommandante Insurgente Marcos, Mexiko: *Der lange Übergang vom Schmerz zur Hoffnung*, in: Topitas (Hg.), *Ya basta! Der Aufstand der Zapatistas*, Hamburg 1994, S. 328ff., hier: S. 344; vgl. die Besprechung des Buches von Karl Hermann Tjaden, in: Z 22 (Juni 1995), S. 163f.



meint "Zeitgeist", "Medienapparat", Talkshows, Shopping-Malls und Erlebnisparks.

Aber fragen wir weiter, ob uns St. Werner nicht doch noch - vielleicht im nach dem eher volkstümlich gehaltenen ersten nun den "intellektuellen Relativismus" (152) ins Gebet nehmenden zweiten Akt - etwas Triftiges zu sagen hat.

### "Weltbild-Konstrukteure" am Werk

Gewissermaßen als Quintessenz des der Postmoderne aufgemachten Sündenregisters zitiert St. Werner Niklas Luhmann (158f.). In diesem ausnahmsweise drei Zeilen überschreitenden Zitat geht es um Luhmanns Kritik eines universalistischen Vernunftbegriffs, die Anfang der siebziger Jahre eine zeitweise die sozialwissenschaftliche Theorie-debatte bestimmende und von marxistischer Theorie weitgehend ignorierte oder aber als betriebsinterne Angelegenheit bürgerlicher Ideologie abgefertigte Kontroverse mit Habermas hervorgerufen hat. Was macht St. Werner? Interpretiert er dieses Zitat, analysiert er es, setzt er es in Beziehung zu traditioneller Vernunftkritik, grenzt er es von dieser ab, konnotiert er auch nur andeutungsweise seinen real- und theoriegeschichtlichen Kontext, die Krise der großen subjekttheoretischen Entwürfe, ob deren "Sprachspiele"<sup>29</sup> nun *die Vernunft*, *den* oder *die Menschen* oder *das Proletariat* zum universellen Prinzip erklären<sup>30</sup>? Er macht gar nichts, er zitiert Luhmann, um ihn auszustellen, als gelte es, der Gemeinde einen in flagranti ertappten Attentäter auf *die Vernunft* vorzuführen, bei dessen Anschlägen von einem "verbreiteten Katastrophengefühl" (153) erfaßte Laumänner in gewissen "intellektuellen Reproduktionssphären" (ebd.) schon lange der Kollaboration verdächtig werden.

Ist St. Werner bei seinen ideologiekritischen Feldzügen, auf die er sich, wenn der Ernst der Lage ihn ruft, mit vollem Rüstzeug seines von "Ka-

<sup>29</sup> Die theoretische Problematik eines "Polytheismus von Werten" wie einer "Agonistik" der bei Lyotard in Wittgensteinscher Tradition verstandenen "Sprachspiele" (Das postmoderne Wissen, Wien 1994, S. 36ff.; vgl. auch ders., Grabmal..., a.a.O. 68ff.) wird hier ja, um es noch einmal zu betonen, keinesfalls geleugnet - ganz im Gegenteil, denn sie wäre allemal das genuine Thema einer jeden ernstzunehmenden Lyotardkritik; von St. Werner aber wird sie doch nicht nur gar nicht erst "zur Kenntnis" (154) genommen, sondern vorweg in Appellation an diejenigen, die es schon immer wußten, als abgefeimte Scharlatanerie "entlarvt" (160). Zum theoretischen Problem der "Sprachspiele" vgl. die gründlich auf ihren Gegenstand sich einlassende "Kritik des 'postmodernen Wissens' - eine Auseinandersetzung mit Jean-Francois Lyotard" von Seyla Benhabib (in: A. Huyssen/K.R. Scherpe [Hg.], Postmoderne, a.a.O., S. 103ff.), auch wenn ihre Lyotard-Kritik sich ihrerseits unkritisch auf die "universelle und transzendente Pragmatik" (ebd., S. 112) des Habermasschen Wahrheitsbegriffs bezieht, gegen den freilich der St. Wernersche, falls dieser nur für die Unterscheidung von Wahrheit und Wahrhaftigkeit taugt, bestenfalls vorhegellianisch zu nennen wäre.

<sup>30</sup> Zu postmoderner Kritik eines "ökonomischen Determinismus" vgl. auch Lothar Peter, Improvisierte Gedanken zum Verhältnis von moderner Gesellschaft und Gesellschaftsanalyse, in: Neue Realitäten des Kapitalismus. Linke Positionsbestimmungen, Heinz Jung zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M. 1995, S. 195ff.

tastrophengefühl" nicht weiter angefochtenen teleologischen Vernunftbegriffs und seinen angesichts fortschreitender Zerteilung der Welt in Arm und Reich nicht minder ruinierten Spießgesellen "Fortschrittsglauben", "Fortschrittswille" (152) und "Fortschrittslogik" (150, Hervorheb. R.S.) zu begeben pflegt, noch nicht aufgestoßen, daß die *Selbstkritik der Moderne* keine Erfindung der Postmoderne, sondern (etwa bei Tocqueville, de Sade<sup>31</sup>, Baudelaire) so alt wie die Moderne selber ist? Daß spätestens Horkheimer/Adorno wußten, daß der Mythos der Vernunft eben *auch* Ausschwitz ermöglicht hat?

Ist ihm bei seinen Expeditionen in "die 'Postmoderne'" noch nicht aufgefallen, daß das, was postmoderne Denker wie die von ihm traktierten Lyotard und Foucault beunruhigt, die von keinem Katastrophengefühl erfaßbaren Katastrophen und die vernichtenden Niederlagen der sozialistischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts sind? Daß ihnen alles mögliche anzulasten wäre, doch nicht aber das ihnen Unerträglichste: eine Diktatur der "theoretischen 'Diskurse'", in denen die "herrschaftskonformen Weltbild-Konstrukteure", da sie, gefräßig, wie sie nun mal sind, "nicht mit ... 'naiver' Unmittelbarkeit" des Alltagsbewußtseins sich "bescheiden", die "lebensweltlichen" Gedankenformen mit Hilfe 'bewährter' ideologischer Interpretationsmuster" und "unter Rückgriff auf tradierte Weltbildelemente ... 'systematisieren'", wodurch "die spontanen 'Erlebnisformen' den Status" einer ihnen verbliebene Renitenz schon austreibenden "konzeptionellen Ideologie (erhalten)" (161)?

Wo um des Überlebens in "der 'Postmoderne'" willen passiert diese mysteriöse Transsubstantiation der "lebensweltlichen" Gedankenformen" oder auch der "spontanen 'Erlebnisformen'" - denn auf Unterschiede kommt es hier ja längst nicht mehr an - in "konzeptionelle Ideologie", wer bewirkt, wer erleidet sie? Ist hier womöglich ein durch die historischen Umstände verhinderter "Weltbild-Konstrukteur" am Werk, eine Art Herrschaftsfunktionär ohne Portefeuille, der obsessive Machtphantasien auf einen fiktiven Gegner projiziert, um sie auf vertrackte Weise in diesem zu bekämpfen?

Haben wir nicht bereits die Barbarei<sup>32</sup>, die St. Werner dem "postmoderne(n)' Wirklichkeitsbild" zuschlägt und zur drohenden Alternative der den Unverzagten zuteil werdenden Epiphanie einer "am Horizont" bereits sich abzeichnenden "neue(n) historische(n) Formation" (156) vernunftgeleiteter Gesellschaft macht? Ist dieses "Wirklichkeitsbild" nicht längst zur Realität geworden, in der - wie das bei Wahrheitsfunktionären so üblich ist

<sup>31</sup> Zur gemeinhin als Pornograph gehandelten Schlüsselfigur der Aufklärungskritik vgl. Horkheimer/Adorno, Dialektik der Aufklärung, und Peter Weiss, Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn Sade.

<sup>32</sup> Vgl. E. Hobsbawm: "Wir haben den Sozialismus nicht, aber die Barbarei" (Gespräch mit Andreas Helle, in FR, 27.7.96).



- die wirkliche Barbarei zur angeblichen "der 'Postmoderne'" und deren angehliches Denkverbot zum wirklichen des St. Werner wird?

Was vermag dagegen schon das dem "Postmodernismus" eigene "Pathos des Alles-in-Frage-Stellens"? Denn noch ehe wir den rettenden Lichtstrahl, der hier auf die zur sinistren Schlußparade angetretenen "Diskurse" fällt, genießen können, hat St. Werner ein solches Pathos bereits als "dekorative Hülle" der "fraglosen Hinnahe der etablierten gesellschaftlichen Verhältnisse (entlarvt)" (160). Die Hinterhältigkeit des Gegners erheischt eben einen harten Besen, auf Feinheiten kommt es da nicht an, mildernde Umstände werden nicht gewährt.

Sollen wir uns bei dieser Hexenjagd auch noch St. Werners - diesmal Foucault angedichtete - Mär von der opaken Komplexität eines "universalen 'Machtssystem'" (159) zumuten, da im unmittelbaren Kontext seines Foucault-Zitats - falls man seine malizöse Textausschlachtung überhaupt so nennen kann - davon die Rede ist, daß die "verschiedenen Entstehungen" von Herrschaft "nicht die aufeinanderfolgenden Gestalten ein und derselben Bedeutung, sondern Ersetzungen, Versetzungen und Verstellungen, Eroberungen und Umwälzungen (sind)"<sup>33</sup>?

### "Postmodernismus der Abschaffung" (Lyotard) und postmoderne Modernität

Begnügen wir uns mit einem letzten Beispiel für St. Werners skrupellose Durchsetzung seines ideologiekritischen Unternehmensziels. Er zitiert - auch hier mit dem notorischen Gestus derer, die ihre Empörung über das Unheil gegen dessen Boten richten - Lyotard (160) mit dem Satz: "Man muß Hoffnungslosigkeit als solche hinnehmen, von ihr im Denken ausgehen und sich leiten lassen"<sup>34</sup>.

Pernah von einem ihm mittels einer unsäglichen Zitatmontage zugeschriebenen "theoretischen und sozialen Zynismus"<sup>35</sup> setzt Lyotard hier "Hoffnungslosigkeit" der "unmögliche(n) Trauer" entgegen, die im "Postmodernismus der Abschaffung"<sup>36</sup> ihre vorerst letzte Gestalt gefunden hat.

<sup>33</sup> Michel Foucault, *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt/M. 1978, S. 95. Zu Foucaults "Theorie der Macht" vgl. auch Henning Böke, *Macht und Dissidenz: Michel Foucault und die Politik*, in: Z 15 (September 1993), S. 105ff.

<sup>34</sup> J.-F. Lyotard u.a., *Immaterialität und Postmoderne*, Westberlin 1985, S. 38.

<sup>35</sup> Hier das Rezept für "der Wahrheit verpflichtete Denkanstrengungen": Man nehme das seinem Zusammenhang entrissene Zitat eines nicht gerade als Kritiker "des 'postmodernen Denkens'" ausgewiesenen Krisentheoretikers, verführe "das 'postmoderne Denken'" zum "Repräsentanten" des Zitats und gebe diesem den Repräsentanten des "Repräsentanten" bei; und fertig ist der schaumgeborene "theoretische und soziale Zynismus" des Lyotard. Das aber sollte reichen. Bei weiteren Zitierübungen müssen es lernwillige Adepten St. Wernerscher "Denkanstrengungen" nun selber machen. Als Z-Redakteur allerdings muß ich hier ganz entschieden Selbstkritik üben, daß wir dem Seppmann so etwas haben durchgehen lassen.

<sup>36</sup> J.-F. Lyotard u.a., ebd.

In ihm "fühlt (man) sich zwischen den Ruinen wohl und wendet sich wieder dem zu, was schon dagewesen war"<sup>37</sup>.

Um zu verstehen, was Lyotard mit dieser "unmöglichen Trauer" hezeichnen will, sind vielleicht Walter Benjamins "Geschichtsphilosophische Thesen"<sup>38</sup> heranzuziehen. Benjamin spricht hier von einer "Traurigkeit", wie sie bei Flaubert aufscheint, "der Bekanntschaft mit ihr gemacht hatte" und schreibt: "Peu de gens devineront combien il a fallu être triste pour ressusciter Carthage."<sup>39</sup> Dieser Traurigkeit, so Benjamin, entspringt das Verfahren, das "Fustel de Coulanges ... dem Historiker (empfiehlt)": Wolle dieser "eine Epoche nacherleben, so solle er alles, was er vom spätern Verlauf der Geschichte wisse, sich aus dem Kopf schlagen. Besser ist das Verfahren nicht zu kennzeichnen, mit dem der historische Materialismus gebrochen hat. Es ist ein Verfahren der Einfühlung", die immer eine Einfühlung "in den Sieger" ist und "demnach den jeweils Herrschenden allemal zugut" kommt.<sup>40</sup> Der historische Materialismus, der mit diesem Verfahren bricht und um den allein es Benjamin hier geht, hat offenbar wenig gemein mit einer hoffnungslos blamierten "Fortschrittslogik" und ihrer jeweiligen WiWi<sup>41</sup>-Kolonie.

Aber stellen wir nur den unterschlagenen Kontext des Lyotardschen Satzes wieder her, um zur Gewißheit zu gelangen, daß St. Werners Bösewichter Strohmann sind und seine Attacke eine Donquijoterie. Unmittelbar vor dem zitierten Satz heißt es (Hervorheb. R.S.): "Nach Auschwitz und dem Stalinismus läßt sich gewiß nicht behaupten, daß die Hoffnungen, die sich mit der Moderne verbanden, erfüllt worden sind. Allerdings sind sie *nicht vergessen, sondern zerstört*. ... Auf den Ruinen dieses Projekts wird man nichts wiederaufbauen können." Unmittelbar nach St. Werners Cut fährt Lyotard fort: "Für mich ist die 'Postmoderne' weder die unmögliche Trauer, d.h. die Melancholie der Moderne (jene Sehnsucht, zu der die Romantik gehörte), noch der zynische Eklektizismus des 'Alles ist erlaubt'. ... Das Postmoderne (Korrektur der Übersetzung, die sich hier mit "Die P." dem deutschen mainstream unterwirft - R.S.) hingegen, das mich interessiert, gehört auch zur Moderne, aber es behandelt diese nicht als ein

<sup>37</sup> ebd.

<sup>38</sup> W. Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, in: GS, Bd. I,2, S. 691ff., hier: S. 696.

<sup>39</sup> Zit. nach W. Benjamin, ebd.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> "Wirklichkeitswissenschaft". Zum von St. Werner entdeckten "wirklichkeitswissenschaftlichen Anspruch" des Marxismus vgl. Werner Goldschmidts Glosse, in: *Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt - Mythos oder Realität?*, in: Z 17 (März 1994), S. 178ff., hier: S. 79f. Zu theoretischen Problemen einer "Dialektik von Pluralität und Totalität", die St. Werner auf seiner postmodernen Sirenenklängen trotzen Odyssee genial zu umschiffen weiß, vgl. auch Erich Hahn, *Dialektik von Pluralität und Totalität statt Pluralismus-Ideologie*, in: Z 27 (September 1996), S. 8ff., v.a. S. 20ff., wo sich Hahn in einer bei St. Werner nirgends anzutreffenden Ernsthaftigkeit und Verantwortlichkeit mit streng terminologisch "radikale(r) Pluralismus" genannten postmodernen Positionen auseinandersetzt.

Objekt, das vergangen, verloren und deshalb so wertvoll und gut zu verkaufen ist. Vielmehr versuchten die Avantgarden stets, das schon Dagewesene nicht zu wiederholen, sondern weiterzugehen im Hinterfragen der Regeln von Kunst. Sie mochten die *etablierte* 'Moderne' lediglich, um sich von ihr abzusetzen, ins *Exil* zu gehen. Dieses Exil, das ich *Experimentieren* nenne, mache ich als Kraft im Postmodernen geltend, und dafür nehme ich auch gern die spöttischen Bemerkungen der Verwalter des transavantgardistischen Gebiets in Kauf.<sup>42</sup>

Für diese *exilierte* Postmoderne dürfte Rimbauds "Il faut être absolument moderne", mit dem der neunzehnjährige Kommunarde zeitgenössische "Tintenpissier" aufschreckte<sup>43</sup>, seine Sprengkraft behalten haben. Heute hallt es allemal vernehmlicher als in den Dekreten<sup>44</sup> später Nachfahren Brechts<sup>45</sup> in der Poesie der Tagesbefehle des Subcommandante Insurgente Marcos wider, die "nach dem Fall der Berliner Mauer" die Höhe ihres Zeitalters erreicht haben und "vielen Menschen klar" machen, "daß auch sie 'Ya hasta!' sagen können"<sup>46</sup>. Natürlich hindert das "transavantgardistische" Tintenpissier von heute nicht, sich über die "Romantik"<sup>47</sup> der in die Lacandonen-Wälder Exilierten herzumachen, die um nichts mehr und nichts weniger als um die Anerkennung ihrer zur Kenntlichkeit maskierten kollektiven Differenz in universeller Gleichheit kämpfen. Aber welche Zeitgeist-Jobber auch immer St. Werner im Visier haben mag, mit seinen tosenden Breitseiten dürfte er auf nichts als Spatzen schießen. Denn aus Kanonenrohren kam die "Konzentration auf die Diskontinuität" noch nie, es sei denn aus denen der Aurora. Es ereignete sich in einem jener auf einer linearen Fortschrittsskala nun mal nicht auffindbaren *aktualen Momente* (Lenin), denen Benjamin in seinem Bild vom "Tigersprung ins

<sup>42</sup> J.-P. Lyotard u.a., a.a.O., S. 38f.

<sup>43</sup> Vgl. Karlheinz Barck, Rimbauds unbedingte Modernität, in: ders. (Hg.), Arthur Rimbaud, Gedichte, französisch und deutsch, Leipzig 1990, S. 159ff.

<sup>44</sup> Vgl. St. Werners Geltungsurteile sans phrase wie: "... besitzen die traditionellen Orientierungsmuster eine ungebrochene Gültigkeit" (150), "denn es gilt ungebrochen, ..." (157) etc.

<sup>45</sup> Vgl. St. Werners kuriose Berufung auf Brechts immer die Produktionsbedingungen *eingreifenden Denkens* reflektierende "Große Methode", die "lehrt Fragen zu stellen" (153, FN 16), da er doch in seinem höheren Wissen über "die 'Postmoderne'" nur Fragestellungen gar nicht erst zulassende Antworten parat hat.

<sup>46</sup> In zehn Jahren wird Marcos nicht mehr leben. Im Gespräch: Subcommandante Marcos, der Führer der mexikanischen Zapatisten, über politische Kultur ohne Parteien und den Mann ohne Namen und Gesicht, in: Freitag v. 27.6.97, S. 8. Man komme uns hier nicht mit dem bei Interviews zum Thema "Was Sie schon immer über den Sub wissen wollten" obligaten "ganzen Devotionalienhandel mit Marcos-Photos, Marcos-T-Shirts, Marcos-Socken" (ebd.). Marcos gibt darauf eine ebenso kurze wie treffsichere Antwort, die uns schlagartig den von St. Werner bramabasierend verfehlten Unterschied zwischen "Postmodernismus der Abschlaffung" und postmoderner Modernität vor Augen führt: "... und Marcos-Kondomen".

<sup>47</sup> Berod Rabehl, zit. nach Winfried Wolf; Berlin, Chiapas. Oder: Vom SDS-Rebell zum FAZ-Rabehl, in: Freitag v. 27.9.96.

Vergangene"<sup>48</sup> und der junge Lukács in seiner "Theorie des 'Augenblicks'"<sup>49</sup> auf der Lauer waren.

Darum, auch um das Mißverständnis gar nicht erst aufkommen zu lassen, daß Z-LeserInnen ebenso wehrlos wie Redakteure einer um linke Toleranz und Meinungsvielfalt bemühten Zeitschrift wären, noch ein Letztes: Wie wäre es, wenn der St. Werner ganz einfach mal - nur eine Sekunde lang - innehielte, uns mit seinen "großen theoretischen Ordnungssystemen", seiner "einheitlichen sozialen Welt", seinen "Gegentendenzen" und "Eigengesetzlichkeiten" (158f.) vollzudröhnen und uns ganz einfach mal - nur eine Sekunde lang - an den Faux frais du progrès "verweilen" ließe, an den "Fragmenten" (ebd.), am Schmerz des Zerbrochenen, vielleicht auch an einer geduldig gefeilten "zarten Spitze der Hoffnung"<sup>50</sup>.

Ganz zuletzt, aber not least, ein Versöhnungsangebot im Namen der Vernunft. Am Ende seiner Besprechung des Buches "Fin de Siècle" von Frank Deppe meint Hermann Klenner<sup>51</sup>, der Titel sei "wortwörtlich" zu verstehen: "Mit dem Ende des Jahrhunderts geht auch die Epoche neoliberaler Hegemonie ihrem Ende entgegen." Er zitiert danach den Satz: "Die Erscheinung der *décadence* ist so notwendig wie irgendein Aufgang und Vorwärts des Lebens: man hat es nicht in der Hand, sie abzuschaffen. Die Vernunft will umgekehrt, daß ihr Recht wird." Dieser Satz, so Klenner, "stammt nicht von Hegel und nicht von Marx. Er stammt von einem gewissen Nietzsche". Hatten wir den nicht schon? Ach ja, er "spielt wieder einmal eine 'fundierende' Rolle bei der 'Umwertung' von Vernunft und Aufklärung" (161), sagen die Postmodernen, sagt St. Werner. Es ist ihnen eben nicht über den Weg zu trauen, diesen "Weltbild-Konstrukteuren".

<sup>48</sup> W. Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, a.a.O., S. 701.

<sup>49</sup> Georg Lukács, Probleme des Klassenbewußtseins, in: Z 31 (September 1997), S. 121ff.; vgl. auch Helmut Steiner, Notizen zu: Georg Lukács; Chvostismus und Dialektik, in: Z, vorliegendes Heft, S. 215ff.

<sup>50</sup> Marcos, Mexiko: der lange Übergang..., a.a.O., S. 342.

<sup>51</sup> In: Z, vorliegendes Heft, S. 220ff., hier: S. 222f.



**Beiträge zur  
Marx-Engels-Forschung  
Nene Folge**

*Herausgegeben von*  
Carl-Erich Vollgraf, Richard Speri, Rolf Hecker

*Wissenschaftlicher Beirat:*  
Moon-Gil Chung (Seoul), Anneliese Griese (Berlin), Michael Heinrich (Berlin),  
Jürgen Jungnickel (Berlin), Michael Krätke (Amsterdam), Alessandro Mazzone (Siena),  
Jannis Milios (Athen), Akira Miyakawa (Tokio), Helmut Reichelt (Bremen),  
Jakov Rokitijskij (Moskau)

*Dieses Jahrbuch stellt Themen vor, anhand derer das Werk von Marx und Engels auf der Grundlage der neuen MEGA historisch und textkritisch rekonstruiert wird, die Rezeptionsbedingungen und -vorgänge Marx/Engelscher Ideen im Marxismus-Leninismus einer kritischen Betrachtung unterzogen und die wechselvolle Geschichte der Edition des Marx-Engels-Nachlasses und die Schicksale ihrer Akteure auf der Grundlage bislang unzugänglicher Archivaldokumente geschildert werden.*

- NF 1991: Studien zum Werk von Marx und Engels  
224 S.; ISBN 3-88619-742-5; 25 DM
- NF 1992: Zur Kritik und Geschichte der MEGA<sup>2</sup>  
204 S.; ISBN 3-88619-744-1; 25 DM
- NF 1993: Marx-Engels-Forschung im historischen Spannungsfeld  
216 S.; ISBN 3-88619-744-1; 25 DM
- NF 1994: Quellen und Grenzen von Marx' Wissenschaftsverständnis  
260 S.; ISBN 3-88619-745-X; 25 DM
- NF 1995: Engels' Druckfassung versus Marx' Manuskripte  
zum III. Buch des "Kapital"  
224 S.; ISBN 3-88619-746-B; 27 DM
- NF 1996: Geschichte und materialistische Geschichtstheorie bei Marx  
246 S.; ISBN 3-88619-747-6; 27 DM
- NF. Sb 1: David Borisovič Rjzanov und die erste MEGA  
Red. Mitarbeit: Elena Arzanova (Moskau), Wladislaw Hedeter (Berlin)  
1997; 284 S.; ISBN 3-88619-681-X; 27 DM

Bitte bestellen Sie in Ihrer Buchhandlung oder  
wenden Sie sich an den Argument Versand, Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin,  
Tel./Fax 030/3131696, eMail: argument@abacus.de oder an die Redaktion:  
c/o Rolf Hecker, Ribbecker Str. 3, 10315 Berlin. Tel./Fax 030/5296525  
eMail: r.hecker@t-online.de

Argument

## Deutsch-Französischer Dialog

Zwei Tage lang, am 27. und 28. September 1997, diskutierten in Paris etwa 70 linke Intellektuelle und GewerkschafterInnen aus Frankreich und Deutschland über gemeinsame und unterschiedliche Erfahrungen mit neoliberaler Politik, über alternative Strategien, neue Entwicklungen im gesellschaftlichen Bewußtsein und natürlich, wie könnte es anders sein, über die europäische Integration. Eingeladen hatten die L'Humanité und die Zeitschrift Economie et Politique, denen es um einen Auftakt für einen ständigen und organisierten Dialog der deutschen und französischen Linken ging. Das Spektrum war breit, aber eindeutig von den GewerkschafterInnen dominiert, was nicht weiter wundert, wenn man daran denkt, daß auch hierzulande der linke Diskurs am häufigsten unter den Dächern von Gewerkschaftshäusern stattfindet.

Die Absicht bestand seit langem, der Achse Bonn-Paris eine linke Variante an die Seite zu stellen, doch die Voraussetzungen sind weitaus ungünstiger als auf der regierungsamtlichen oder gar auf der wirtschaftlichen Ebene. Zwar existiert in der Form der NELF eine institutionalisierte Ebene linker Parteienkooperation rund um das Europaparlament, und auch unter dem Dach des Europäischen Gewerkschaftsbundes verdichten sich die deutsch-französischen Kontakte, doch eine der ökonomischen oder staatlichen Ebene vergleichbare Zusammenarbeit steht vor zwei entscheidenden Problemen. Erstens handelt sich fast ausschließlich um eine Art diplomatischer Kooperation, der es an einem nationalen Unterbau mangelt, und zweitens leiden gerade die deutsch-französischen Gewerkschaftskontakte unter der schwer erklärbaren Zähigkeit, mit der sich der EGB bislang unfähig sah, die CGT als größte französische Gewerkschaft in den europäischen Bund aufzunehmen. Ganz davon zu schweigen, daß die offiziellen Kontakte zwischen Gewerkschaften und sozialdemokratischen Parteien nicht nur Kontakte zwischen Linken sind. Gelegenheiten, wie der europäische Beschäftigungsgipfel im Mai dieses Jahres in Brüssel oder der Euromarsch gegen Arbeitslosigkeit, wurden gerade auf deutscher Seite deshalb nicht von den großen Organisationen, sondern von Einzelpersonlichkeiten getragen und leiden nicht nur unter der mangelhaften Infrastruktur, es fehlt ihnen auch die gemeinsame theoretische Reflexion.

Vor diesem Hintergrund versuchte das Pariser Treffen eine Plattform zu schaffen, die sich quer zu allen bestehenden Strukturen als ein sich nach und nach verstetigendes Diskussionsforum anbietet. Die TeilnehmerInnen hatten sich im Vorfeld auf drei Diskussionsblöcke geeinigt. Im ersten Teil sollte die "Logik des Wirtschaftskrieges" diskutiert werden, um einerseits die grundlegenden Ursachen und andererseits die nationalen Variationen der ökonomischen und sozialen Umstrukturierungen zu analysieren. Im zweiten Block sollten die Alternativen zur derzeitigen europäischen Inte-

gration erörtert werden, und im dritten Teil war die Frage nach den Akteuren, dem Widerstandspotential und den neuen Entwicklungen in der "öffentlichen Meinung" gestellt.

Im Unterschied zum gewohnten Konferenzstil wurde von vornherein auf Eingangsreferate verzichtet und eine harte dreiminütige Redezeitbegrenzung verordnet, um eine spontane und sich aufeinander beziehende Diskussion zu ermöglichen. Pierre Lévy, der das Forum zwei Tage mit harter Hand leitete, gelang das Experiment, zwischen den rund 70 TeilnehmerInnen einen kreativen Dialog zu organisieren, dessen einziges Manko darin bestehen dürfte, daß er mit den zur Verfügung stehenden Mitteln kaum in eine lesbare Form zu bringen sein wird.

### Globalisierung als Realität und Ideologie

Einen breiten Raum nahm als erstes die Diskussion über die Globalisierungsphänomene ein. Dabei war man sich schnell einig, daß dem Begriff bei allem Bezug zu den real ablaufenden Prozessen ein hoher Ideologiewert zugesprochen werden muß. Globalisiert haben sich im Wesentlichen die Finanzbeziehungen, während der Warenaustausch ungleich langsamer wächst und bei der Produktion bestenfalls von zunehmender Internationalisierung gesprochen werden kann. Tatsächlich üben die globalen Finanzmärkte einen unausweichlichen Druck auf die nationale Politik, wie auf die nationalen Produktionsstandorte aus, indem die Flüssigkeit des Finanzkapitals über die Durchschnittsrendite zum Maßstab aller realwirtschaftlichen Tätigkeit wird. Von bundesdeutscher Seite wurde dies mit eindrucksvollen Zahlen belegt, die für einen allmählichen Übergang von der Produktions- zur Vermögenswirtschaft sprechen. Bei einem akkumulierten privaten Geldvermögen von mittlerweile fünf Billionen DM haben sich Renditeerwartungen aggregiert, die angesichts der stagnierenden Binnen Nachfrage auf dem nationalen Markt nicht mehr zu befriedigen sind, aber auf den globalisierten Finanzmärkten immer noch profitable Anlagemöglichkeiten finden.

Strittig war, ob deshalb davon gesprochen werden könnte, daß damit die nationalen Regierungen in die "Geiselhafte" der Finanzmärkte gekommen sind oder nicht selbst zu den Urhebern zählen. Interessant war die Beantwortung dieser Frage insbesondere im Hinblick auf die Spielräume der neuen französischen Regierung. Folgt man den überaus meisten Beiträgen der Gastgeber zu diesem Thema, dann ist der Spielraum nicht nur klein, sondern es stellt sich auch die Frage, ob die neue Regierung nicht die alte Politik fortsetzt. Dies betrifft nach Aussagen von GewerkschafterInnen aus staatlichen Betrieben sowohl die Fortsetzung der Privatisierung, als auch den Arbeitsplatzabbau. Zum einen wurde festgestellt, daß der Arbeitsplatzabbau im staatlichen Sektor nicht geringer als in den privatisierten Betrieben ausfällt, und zum anderen wurde vermutet, daß die französische Regierung mit der angekündigten Teilprivatisierung der französischen

Telecom selbst auf dem besten Wege ist, ihren Schnitt auf den globalen Finanzmärkten zu machen. Es wurde vermutet, daß die Teilprivatisierung eine Verschmelzung mit der Deutschen Telekom vorbereitet und daß die Verkäufe genutzt werden sollen, um höhere Profite durch den Einkauf in eines der zukunftssträchtigen osteuropäischen Postunternehmen zu erwirtschaften.

Von beiden Seiten wurde festgestellt, daß die Privatisierungsstrategie von großen Teilen der Bevölkerung unterstützt wird, weil alle mehr oder weniger schlechte Erfahrungen mit schwerfälligen Bürokratien gemacht haben. Dementsprechend müsse die Linke eigene Konzepte für die Modernisierung der öffentlichen Dienste anbieten und gleichzeitig eine Kampagne entwickeln, mit der die Notwendigkeit des öffentlichen Sektors neu begründet wird. Wobei sich herausstellte, daß das Konzept der Nationalisierung in Frankreich wesentlich positiver besetzt ist als in der Bundesrepublik. Wenn Unterschiede in der Analyse zwischen französischen und deutschen TeilnehmerInnen erkennbar waren, dann in erster Linie an diesem Punkt. Während es in Deutschland kaum eine breite Diskussion über den Wert nationalen Eigentums und die Errungenschaften des öffentlichen Sektors gibt, ist diese Diskussion in Frankreich nicht nur sehr lebhaft, sondern findet auch in allen politischen Lagern Nahrung.

Doch es zeigten sich in der Globalisierungsdebatte auch andere Unterschiede. Von deutscher Seite wurden stärker die Probleme des Wachstums und der Notwendigkeit eines ökologischen Umbaus thematisiert, während die französischen Wortmeldungen auf weitere technische Innovation setzten und der Sättigungsthese den weltweiten, unbefriedigten Bedarf an materiellen Gütern entgegensetzten. Ob aus Höflichkeit oder wegen anderer Prioritätensetzung mag dahingestellt bleiben, auf jeden Fall aber verzichtete das Plenum auf die Debatte, ob es sinnvoll sei, die europäischen Wachstumsprobleme damit zu lösen, daß zum Beispiel China mit europäischen Autos überschwemmt wird.

Gemeinsame Schlußfolgerung dieses Diskussionsblocks war, daß der globale Druck der Finanzmärkte erstens politisch herbeigeführt wurde und auch politisch wieder reguliert werden kann, wenn sich die wirtschaftlich mächtigsten Staaten von der hinter dieser Strategie liegenden Logik befreien. In Frankreich herrscht jedoch die Angst vor, daß es insbesondere das deutsche Kapital sei, das dieser Logik folgt und damit auch der europäischen Integration ihren Stempel aufdrückt. Die eigentliche Auseinandersetzung erfolge auch nicht im globalen Maßstab, sondern innerhalb der Triade und ihrer Zentren.

### Defizite der Linken in der Europapolitik

Der Kampf innerhalb des europäischen Marktes wurde dementsprechend ebenfalls als eine Auseinandersetzung interpretiert, die einerseits vom deutschen Hegemoniestreben bestimmt wird und andererseits von der



Konfrontation mit den USA. Eigentliche Ursache seien die schwachen Wachstumsraten, eine gewisse Sättigung der Gütermärkte und der Versuch, durch Firmenaufkäufe beziehungsweise daraus folgende Stilllegungen den Markt neu aufzuteilen. Dabei wurde von französischer Seite ausdrücklich kritisiert, daß die europäische Integration nicht nur ein Gegengewicht zum Dollarmonopol bilden soll, was angesichts der zunehmenden Spekulationsangriffe auf nationale Währungen durchaus plausibel sei. Es gehe vor allem um die Vorbereitung eines Wirtschaftskrieges, den, wie in allen Kriegen, in erster Linie die abhängig Beschäftigten zu zahlen hätten. Es würden riesige Finanzmittel gebraucht, um diesen Krieg erfolgreich zu führen; und alles, was im Zusammenhang mit der Einführung des EURO zu beobachten sei, diene der Fähigkeit, eine dominierende Rolle auf den globalen Finanzmärkten zu spielen. Dabei sei die größte Sorge des deutschen Kapitals nicht, daß der EURO schwächer als die DM sei, sondern, daß der erwartete Machtgewinn ausbleibe.

Interessant war in diesem Zusammenhang der Gedankenaustausch über die in beiden Ländern unterschiedlichen Motive für Ablehnung oder Zustimmung zum EURO. Während es in Frankreich allgemein eine größere Zustimmung zum EURO gibt, gründet sich seine Ablehnung auf die Angst vor der wirtschaftlichen Stärke der Deutschen, während in der Bundesrepublik die Ablehnung stärker als in Frankreich ausfällt und in erster Linie in der Angst vor einem schwachen EURO wurzelt. Übereinstimmend wurde deshalb festgestellt, daß die Linke größere Anstrengungen unternehmen muß, um die Logik der gegenwärtigen Integration aufzuzeigen und jenen Fatalismus zu überwinden, der die Integration zwangsläufig den Neoliberalen überläßt. Die Arbeiterbewegung habe sich zu wenig mit der europäischen Integration beschäftigt und igele sich entweder in der Verteidigung nationaler Errungenschaften ein oder verharre auf einer abstrakten Antiposition. Wobei von deutscher Seite betont wurde, daß für sie das größere Problem darin bestehe, daß der europäische Gedanke von der Linken positiv besetzt sei und der überwiegende Teil der Gewerkschaften wie der Oppositionsparteien der Währungsunion alternativlos hinterherlaufe. Manchmal, wie etwa bei den Bündnisgrünen, aus der irrigen Annahme, mit der Währungsunion lasse sich der deutsche Nationalismus überwinden.

In der Aufzählung der sozialen und politischen Defizite der europäischen Integration herrschte wohl die größte Übereinstimmung, aber auch in der Auflistung der Versäumnisse von Gewerkschaften und linken Parteien. Sie deckte sich mit den eingangs genannten Schwächen gewerkschaftlicher, politischer und basisbezogener Bewegungen. Eine Lösung konnte und wollte das Plenum nicht entwickeln, und trotzdem einigte man sich auf Wege, die zu einer stärkeren Kooperation führen könnten. Die entscheidende Einsicht dabei war, daß der Königsweg zunehmender linker Handlungsfähigkeit nicht über Zentralisierung zu erreichen ist. Bevor soziale und tarifliche Vereinheitlichungen greifen können, müsse zunächst ver-

sucht werden, auf der Grundlage der nationalen Regelungen für gemeinsame Forderungen zu kämpfen. Von deutscher Seite wurde vorgeschlagen, einige französisch-deutsche Projekte zu starten, die die Kräfte auf solche Ziele wie den gemeinsamen Kampf um niedrige Arbeitszeiten richten und bei deren Realisierung die Fähigkeit wächst, ihre Durchsetzung mit europäischen Regelungen zu krönen. Ein weiterer Vorschlag favorisierte eine Agenda der europäischen Arbeiterbewegung oder eine Charta der europäischen Linken, die so allgemein sei, daß sie auf alle Länder anwendbar sei, die aber gleichzeitig so konkret sein müsse, daß sie in reale Bewegungen umgesetzt werden könne.

### Ein gelungener, aber unabgeschlossener Versuch

Damit war der Übergang zum dritten Diskussionsblock geschaffen, der sich mit der subjektiven Seite gegenwärtiger Umbrüche beschäftigte. Auch hier gab es wenig französisch-deutsche Differenzen in der Analyse, aber unterschiedliche Gewichtungen bei den Optionen. Allgemein war die Kritik an der Zerstörung nichtkommerzieller Kultur, der Erosion des Wertesystems und dem Abbau demokratischer Regulierung, leicht unterschiedlich dagegen die Vorstellung von den anzugehenden Aufgaben. Auf französischer Seite bestand hier und da eine Neigung, die Globalisierung zu nutzen, um ein neues globales Wertesystem zu etablieren, was in den deutschen Beiträgen keinen Widerhall fand. Übereinstimmung herrschte dann wieder in der Einsicht, daß die Demokratiefrage einen zentralen Stellenwert habe. Die viel zitierte Politikverdrossenheit wollte man nicht unwidersprochen hinnehmen, sondern konstatierte eber einen in beiden Ländern beobachtbaren Widerspruch zwischen der neuen Qualität sozialer Kämpfe und der alten, gleichbleibenden Ablehnung etablierter Politikstrukturen. Darin eingebettet sei die Haltung der Jugend zur Politik. Es gelte, so schlußfolgerte ein französischer Beitrag, nicht nur die horizontale Kommunikation zwischen den Praxisfeldern zu verbessern, sondern auch die vertikale zwischen den Generationen.

Bedauerlich, daß es gerade für den letzten, den auf die politische Praxis gerichteten Diskussionsblock, an Zeit mangelte. Rund zwölf Stunden intensiver Debatte, mit fast 150 Wortmeldungen, reichten nicht aus. Doch das Experiment war gelungen und wirft die Frage auf, wer es wohl fortsetzen kann.

*Harald Werner*

### Actuel Marx: "Marx International II"

Auf Initiative der Zeitschrift "Actuel Marx" fand in Paris am 3. und 4. Oktober 1997 eine internationale Tagung unter dem Thema "Die Frage des Sozialismus heute" statt. Damit wurde, wiederum an der Universität Paris



X - Nanterre, der Kongreß "Marx International" vom September 1995 fortgesetzt, über den Z seinerzeit ausführlich berichtet hatte (vgl. Z 24, Dezember 1995, S. 134ff.). Die diesjährige Tagung schloß zugleich einen Zyklus von Seminaren zu Forschungsprojekten von Mitarbeitern von Actuel Marx ab, die in Paris unter Leitung von Jacques Bidet in den letzten beiden Jahren abgehalten worden waren. Im Vorfeld der Konferenz veröffentlichte die Zeitschrift eine Reihe von Studien, die damit zur Diskussion gestellt wurden.<sup>1</sup>

Die Tagung kreiste um zwei thematische Pole: Analyse und Kritik des heutigen, globalen Kapitalismus, und Diskussion von sozialistischen Alternativen. Zu letzterem bemerkte Jacques Bidet, zusammen mit Jacques Texier Organisator der Tagung, in seinen Schlußbemerkungen, es sei nicht verwunderlich, daß die politische Rechte kein gesellschaftliches Projekt verfolge außer dem ihrer Hegemonie; aber es sei ein großes Problem, daß die Linke heute gleichermaßen über keinen Gesellschaftsentwurf verfüge. Die Abgrenzung der Linken gegen die Rechte erfolge nur in Termini des "mehr oder weniger" - mehr oder weniger Privatisierung, mehr oder weniger öffentliche Ausbildung, mehr oder weniger Verteilungsgerechtigkeit, mehr oder weniger Bekämpfung sozialer Ausgrenzung etc. Dies trifft gewiß den gegenwärtigen Zustand der westeuropäischen Linken, jedoch zeigte die Diskussion auch ein breiteres und weitergehendes Spektrum an Überlegungen zu sozialistischen Zukunftsvorstellungen.

Es ist hier nicht der Platz, aus den Plenarrunden und workshops im Detail zu berichten. Immerhin sollen die Themen genannt werden, zu denen die - meist französischen - Referenten sprachen und diskutierten, und einige Akzente, die für die Diskussion der französischen Linken von Bedeutung sind.

Der erste Tag war einer "Bilanz der Sozialismen" gewidmet. Die Eröffnungsrunde behandelte "Geschichte des Kapitalismus und Idee des Sozialismus". Davon soll etwas ausführlicher die Rede sein. Samir Amin (Präsident des Forum der Dritten Welt) sprach über "Das Wertgesetz unter den Bedingungen der Mondialisation". Internationalisierung sei nichts Neues in der Geschichte des Kapitalismus, doch trete heute an die Stelle einer "gezügelt" eine "hemmungslose" Globalisierung und damit Konflikteskalation. Amin denkt nicht an eine irgendwie geartete Rückkehr zu einer "sozialistischen Weltrevolution", doch siebt er im internationalen Rahmen einen generellen Konflikt zwischen sozialer und herrschender Logik heraufziehen.

Demgegenüber vertrat der Wirtschaftswissenschaftler Gérard de Bernis aus Grenoble die Ansicht, daß mit der Globalisierung eine globale Stagna-

<sup>1</sup> Gérard Duménil, Roland Lew (ed.), *Où va La Chine?*, Paris 1997; Ramine Motamed-Nejad (ed.), *Russie 1917-1997*, Paris 1997; Claude Leneveu, Eustache Kouvélakis, Michel Vakaloulis (ed.), *Faire mouvement*, décembre 1995, Paris 1997.

tionsphase sich ausbreiten könne, als Teil einer allgemeinen Krise des Kapitalismus, etwa wie am Ende des Römischen Imperiums. Als Zeichen einer solchen "Fäulnis" nannte de Bernis solche Fakten wie die gewaltsame Vertreibung ganzer Völker, die Verhängung von Embargos über einzelne Länder als Dauerkonfliktherde, die Tendenz zur Privatisierung des Staates, das unlösbare Problem der Verschuldung der Dritten Welt oder große Umweltzerstörungen wie im Zusammenhang mit den indonesischen Brandrodungen oder einer globalen Trinkwasserkrise. Solche zerstörerischen Tendenzen tragen, so de Bernis, jedoch eher zur Schwächung denn zur Belebung von Widerstand bei.

Die beiden Ökonomen Gérard Duménil und Dominique Lévy stellten Thesen aus ihrem kürzlich erschienen Buch "La dynamique du capital"<sup>2</sup> zur Diskussion. Dieses Buch behandelt in seinem empirischen Teil ausschließlich die US-Ökonomie, bemüht sich aber in seinen theoretischen Schlußfolgerungen um eine Neuformulierung einer marxistischen politischen Ökonomie. Arbeitstheorie, Konkurrenz und Preise, Krisentheorie und die Frage der historischen Dynamik des Kapitalismus werden neu und mit historischem Blick auf die Entwicklung des 20. Jahrhunderts thematisiert. Die Strategie des Neoliberalismus wird als politische Reaktion auf den tendenziellen Fall der Profitrate interpretiert. Eine grundlegende Kritik der heutigen Ökonomie und der Dominanz der Finanzmärkte kann sich nach Ansicht der Verfasser nicht mit dem "klassischen Erbe" von Smith, Ricardo und Marx begnügen, sondern muß sich der neueren Mikroökonomie bedienen. Für beide Autoren werfen die Veränderung des heutigen Kapitalismus insbesondere Fragen nach den Klassenverhältnissen und deren theoretischer Erfassung auf. Bestimmt sich die soziale Stellung einer Klasse z.B. mehr nach ihrer Stellung in den Produktionsverhältnissen als nach ihrem Eigentum an (und der Aneignung von) Produktionsmitteln? Fragen, die in der heutigen Phase des Kapitalismus wegen der Bedeutung des Leitungspersonals (cadres, Manager) neu zu diskutieren wären.

In den sich anschließenden workshops ging es um Geschichte des Sozialismus (u.a. Frühsozialismus, Jules Guesde), die europäische Sozialdemokratie, Sowjetrußland sowie China und seine Perspektive. Der zweite Tag stand unter dem Titel "Aktualität und Perspektiven". Eine Reihe von Arbeitsgruppen behandelten Trends und Grenzen kapitalistischer Vergesellschaftung und soziale Widerstands-Bewegungen - Grenzen des Neoliberalismus und Bedeutung von öffentlichem Sektor, Staatseigentum, gesellschaftlicher Regulierung; Globalisierungstrend; die sozialen Bewegungen in Frankreich vom Dezember 1995. Der zweite Diskussionsstrang des Tages war diversen Aspekten gewidmet, über die heute unter dem Stichwort "Sozialismus" zu diskutieren wäre: die internationale Bedeutung der Chiapas-Bewegung; Sozialismus und Arbeitsbeziehungen (also eine soziologi-

<sup>2</sup> Gérard Duménil, Dominique Lévy, *La dynamique due capital. Un siècle d'économie américaine*, Paris 1997.



sche Sicht), die Dimension sozialistischer Alternativen. Hier gab es eine interessante Diskussion zwischen *Tony Andréani* (Wirtschaftswissenschaftler an der Pariser Universität) und dem Philosophen *Lucien Sève*.

*Andréani* sieht in seiner Typologie sozialistischer Alternativen heute drei Varianten. Zuerst eine neoklassische (oder neo-sozialdemokratische), die einen sozialen Kompromiß ansteuert, der die Lohnabhängigen weniger belastet als die neoliberale Marktradikalität. Freilich zweifelte *Andréani*, ob eine solche Variante handlungsfähig werden könne, zumal sie auf ein ökonomisches Wachstum angewiesen sei, um ökonomischen Verteilungsspielraum zu gewinnen. Unter den Auspizien der Mondialisation sei das unwahrscheinlich. Was die kommunistische Alternative betrifft, so äußerte sich *Andréani* skeptisch über die Möglichkeiten einer unbegrenzten Ausweitung des öffentlichen Sektors. Gleichmaßen sei zu fragen, ob die im Konzept der Kommunisten wichtige Orientierung auf die Durchsetzung neuer, sozial orientierter "Leitungskriterien" für die Unternehmen realistisch sei. Unklar erschien ihm auch, wie in diesem Konzept der Macht des Privateigentums und des Finanzkapitals begegnet werden könne. Dritte Variante: Marktsozialismus oder Sozialismus mit Markt. Hier hätten einzelne Elemente in Jugoslawien, in Schweden und in verschiedenen sozialistischen Ländern eine Rolle gespielt. Wenn dieses Konzept Zukunft haben solle, seien wenigstens fünf Aspekte von Bedeutung: Demokratie im Betrieb mit realen Rechten der Lohnabhängigen; die Eigentumsfrage, insbesondere die möglichst weitreichende Ausweitung von nationalen Finanzierungs-Fonds und selbstverwalteten Banken. Drittens eine "Logik, bei der nicht das Kapital die Arbeitskraft kauft, sondern die Arbeit das Kapital"; viertens die Regulation des Arbeitsmarktes; fünftens eine Form gesellschaftlicher Planung, die mit Anreizsystemen arbeitet, dem Selbstverwaltungskonzept verpflichtet ist und die mit der herrschenden ökonomischen Logik bricht. All dies markiere ein Minimum an Elementen einer Systemalternative, die nur im Rahmen einer tiefen Krise des herrschenden Systems an Bedeutung gewinnen könne.

Aus der Sicht von *Lucien Sève* wird der Weg lang sein hin zu einem Minimum an kohärenten sozialen Alternativkonzepten, das überhaupt erst die Voraussetzung dafür ist, daß eine historische Perspektive und eine erneuerte politische Bewegung, die über den Kapitalismus hinausweisen, zusammenfinden und Gestalt gewinnen können. Die Frage des Eigentums hält *Sève* für ein Problem mit Fallstricken. Nach seiner Ansicht hat die traditionelle sozialistische Lesart der Eigentumsfrage den grundlegenden Unterschied zwischen Eigentumstitel - also formalem, rechtlichem Eigentum - und Aneignungsbedingungen - also der Frage der individuellen und gesellschaftlichen Aneignung - nicht wirklich bewältigt. Das Privateigentum an den Produktionsmitteln zu enteignen sei Sache eines einzigen politischen Akts. Aber ein ganz anderer, langdauernder und komplexer Prozeß sei die reale Vergesellschaftung der Fähigkeit zur Leitung von Wirtschaft und Gesellschaft. *Sève* bezog sich hier auch auf das Buch von *Duménil* und

*Lévy* und ihre Bemerkungen zu neuen dialektischen Beziehungen zwischen Finanzierungs- und Managementfunktionen, die es nicht mehr erlauben, den Logiken des Systems durch einen hohen Eigentumswechsel zu entkommen. *Sève* zufolge kann die Sozialisierung bzw. Verstaatlichung des Privateigentums für sich genommen nicht als das entscheidende Moment der Überwindung des Kapitalismus betrachtet werden. Vielmehr müsse jeder Werktätige es lernen, den Betrieb zu lenken und zu beherrschen. Das aber sei die Angelegenheit einer ganzen historischen Epoche.

Der Gedanke einer gesellschaftlichen Aneignung ist heute, so *Sève*, in einem ganz anderen Sinne zu verstehen: Öffnung des Kapitals für die Lohnabhängigen des Unternehmens - und zwar bis zur höchsten Ebene, um sie zu befähigen, in allen Leitungsentscheidungen zu intervenieren. Öffnung auch für andere soziale Kräfte, für Verbraucherassoziationen, lokale Körperschaften und betroffene Dienstleistungseinrichtungen. Dabei bedeutet eine wirkliche Aneignung der Produktionsapparate auch eine Entstaatlichung zugunsten eines *citoyens*, eines Staatsbürgers im Besitz von politischer Macht neuen Typs. Eine kommunistische Perspektive hat nach Ansicht von *Sève* nichts mit ihrer reduzierten sozialistischen Version zu tun. Denn gesellschaftliche Entfremdung verschwindet nicht durch bloßes Dekret. Sie kann nur durch individuelle und zugleich kollektive Aneignung der von ihr konfiszierten Mächte abgehaut werden. Die Überwindung des Kapitalismus findet in dieser Sicht schon statt - in den einzelnen Elementen von Wiederaneignung. Und sie beschleunigt sich - und das nur in dem Maße, wie sich ein zusammenhängendes Netz von Aneignungsprozessen in Richtung auf das herausbildet, was *Jaurès* "eine revolutionäre Evolution" nannte.

*Pierre Zola*

## Armut - Reichtum: Ursachen und Alternativen

Zu diesem Thema veranstaltete die Marx-Engels-Stiftung am 13. und 14. September 1997 in Wuppertal ein interessantes Symposium mit Vorträgen, reger Aussprache sowie abschließendem Besuch und Diskussion in der "Wuppertaler Tafel e.V." Leider fiel das Eröffnungsreferat von Prof. Dr. Harry Nick aus, er war krank und konnte nicht kommen. In meiner Besprechung möchte ich Gedanken aus Referaten und Diskussion darlegen.

*Dr. Manfred Sohn* stellte in seinem Beitrag zum Thema "Reichtum, Armut und revolutionäres Subjekt heute" fest: In der Bundesrepublik rückt die soziale Frage wieder in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Die Kluft zwischen arm und reich wächst immer schneller. Eine ebensolche Kluft vertieft sich auch zwischen der verarmten Dritten und der immer reicheren Ersten Welt. Zwischen diesem Anwachsen von Armut und Reichtum in unserem Land und weltweit besteht ein enger Zusammenhang, und das



Ergebnis beider Prozesse, Armut auf der einen, Reichtum auf der anderen Seite, ist von der offiziellen Politik so gewollt.

Die wachsende Armut, so Manfred Sohn, führe nicht automatisch zu linkem Bewußtsein bei den Betroffenen. Die Armen seien keine organisierte Kraft, oft verunsichert, Arbeitslose zumeist keine Gewerkschaftsmitglieder mehr. Dies wertete er als Unterschied zur Situation in der Weimarer Republik. Gegenwärtig sei kein revolutionäres Subjekt im Entstehen, das die kapitalistische Gesellschaft grundsätzlich in Frage stelle und in Richtung Sozialismus verändern wolle und könne. Eher entstehe ein reformistisches Subjekt. Das Hauptproblem dieser Entwicklung sei die Schwäche der revolutionären Linken in der Bundesrepublik, dies zu ändern unsere Aufgabe.

*Dr. Harald Werner* sprach zum Thema "Wie der Reichtum den Wohlstand zerstört". Die Gesellschaft in der Bundesrepublik spaltet sich mehr und mehr auf. Ca. 20 Prozent werden immer reicher und sind die Hauptgewinner. Mindestens eben so viele, auch sie mehr werdend, sind diejenigen, zu deren Lasten diese unvorstellbare Vermehrung des Reichtums geht. Sie werden zunehmend ärmer, sind oft ausgegrenzt und durch Sozialabbau unter das Existenzminimum gedrückt. Zwischen heiden Gruppen steht eine kleiner werdende Mehrheit, der es zum Teil noch recht gut gehe, die aber immer mehr verunsichert werde und Angst vor der Zukunft habe.

Was ist anders geworden, wo liegen die ökonomischen Ursachen? Früher wuchs die Produktion schneller als die Arbeitsproduktivität. Das war in der Konjunktur verbunden mit dem Entstehen neuer Arbeitsplätze und dem Abbau der Arbeitslosigkeit. Heute wächst die Arbeitsproduktivität durch den technischen Fortschritt sehr schnell, die Wachstumsrate aber nur langsam und mit großen Schwankungen. Ergebnis: Die Arbeitslosenquote wird selbst in der Konjunktur nicht mehr abgehaut. Sie steigt nicht nur in der Krise, wie früher, sondern auch in der Konjunktur. Die logische Folge ist ständige, wachsende, nicht beherrschbare Massenarbeitslosigkeit. Die Hoffnung, eine Dienstleistungsgesellschaft könne dies ändern, sei eine Illusion.

Hinzu kommen die Auswirkungen der Globalisierung der Finanzmärkte. Zumeist sei es gewinnbringender, Kapital auf dem Finanzmarkt mit hoher Rendite anzulegen, als in die Produktion zu investieren. Ergebnis sei die Verschiebung von der Produktions- zur Vermögensgesellschaft. Millionen deutscher Haushalte leben von ihrer Geldanlage. Das kann auf Dauer so nicht weitergehen, sagte Werner und warf die Frage auf, was machen wir in Zukunft mit dem Geldeigentum?

Zum Thema "Die paradoxe Aufhebung des Privateigentums: Eine moderne Revolution von oben?" argumentierte *Dr. Manfred Lauermann*. Er benannte als neue Probleme nach dem Ende des kalten Krieges: Die Führer der kapitalistischen Welt glauben ihre eigene Ideologie; die Eliten können die Massen nicht mehr integrieren, die Folge davon sind Fundamenta-

lismus, Attraktivität von Religionen und Sekten; China könne vielleicht die Entwicklung des nächsten Jahrhunderts prägen.

Lauermann warf die Frage auf, ob und wie sich heute sozialistisches Bewußtsein bilden könne und stellte fest, daß stattdessen eher Irrationalismus und Glaubenskrieg entstehe. Die Armen, so seine Meinung, sind für das Kapital heute nicht mehr gefährlich, sie werden gegeneinander ausgespielt und ausgegrenzt. Schröder und Blair könnten dies vorzüglich. Die Zukunft der Sozialsysteme sei gefährdet, die Linke solle stattdessen eintreten für ein staatlich finanziertes Bürger- und Grundeinkommen. Viele hätten dann mehr als heute mit schlecht bezahlter Arbeit oder Sozialhilfe.

*Manfred Bohle* stellte aus praktischer Arbeit Erfahrungen zur Diskussion: Täglich werden die Arbeitslosen und Obdachlosen mehr. Das ist gefährlich, denn damit wachsen sozialer Sprengstoff und Gewaltbereitschaft. Die Entwicklung des Bewußtseins geht bei den Betroffenen nicht nach links, sondern eher nach rechts. Gute Erfahrungen habe er mit der Herausgabe einer Arbeitslosenzeitung gemacht, die Arbeitslose selber schreiben und verkaufen. Das baue ihr verlorenes Selbstwertgefühl wieder auf, darauf komme es vor allem an. So gebe es für sie die Chance der Rückkehr in die Gesellschaft. Sein Hinweis: Es gibt Möglichkeiten des Kampfes und Erfolges.

Bohle berichtete auch über die 11. Tagung gewerkschaftlicher Gruppen zur Arbeitslosigkeit in Lage/Hörste. Zwar habe der DGB schon vor Jahren ein gewerkschaftliches Forderungsprogramm zur Arbeitslosigkeit verabschiedet, aber in der Praxis geschehe nichts. Es sei Zeit, über Ausmaß und Ursache des privaten Reichtums in der Bundesrepublik zu reden. Fünf Personen bzw. Betriebe in der Bundesrepublik verfügen über ca. 100 Milliarden DM Privatvermögen. Er nannte Tengelmann, Quandt, Henkel, Mercedes Benz u.a. Ihr unternehmerisches Ziel sei ausschließlich Gewinnmaximierung, für die sozialen Folgen müsse der Staat aufkommen. Unternehmer und Reiche entziehen sich ihrer Steuerpflicht, deshalb habe der Staat ständig weniger Geld. Abschließend stellte er kritisch fest, die gewerkschaftlichen Arbeitslosengruppen werden vom DGB gemieden und haben im DGB Bundesvorstand noch immer keinen Ansprechpartner.

*Dr. Eberhard Dähne* behandelte das Thema "Die gesamtfiskalischen Kosten der Arbeitslosigkeit seit 1990". Er trug beeindruckende Zahlen zu den Kosten der Arbeitslosigkeit vor. Die Mehraufwendungen durch Arbeitslosengeld, -hilfe, Zahlungen der BA an die Sozialversicherungen, Ausgaben für Sozialhilfe und Wohngeld bezifferte er für 1996 auf 89,5 Milliarden DM. Die Mindereinnahmen durch Ausfall beim Steueraufkommen, bei den Sozialversicherungen und der Bundesanstalt für Arbeit gab er mit 69,3 Milliarden DM an. Insgesamt summiert sich dies auf einen gesamtgesellschaftlichen Verlust von 158,9 Milliarden DM. In den sieben Jahren von 1990 bis 1996 sind 766,5 Milliarden DM Gesamtkosten durch die Arbeitslosigkeit entstanden. Eine unvorstellbar große Summe.



Eberhard Dähne warf die Frage auf, ob die Beseitigung der Arbeitslosigkeit durch staatlich finanzierte Beschäftigungsprogramme der Gesellschaft nicht billiger komme und menschlicher sei als die Hinnahe und Finanzierung der Massenarbeitslosigkeit. Er belegte dies dann mit konkreten Zahlen aus dem Arbeitsamtsbereich Wuppertal, die zu dem Ergebnis führten, öffentlich geförderte Beschäftigung ist aus gesamtgesellschaftlicher Sicht keinesfalls teurer als die Finanzierung der Arbeitslosigkeit. Doch schafft sie Arbeit und Selbstwertgefühl für die jetzt Arbeitslosen und mehr Werte und Kaufkraft für die Gesellschaft. Sie ist damit humaner und produktiver.

Dr. Gerhard Fischer sprach über das Sozialwort der beiden Großkirchen gegen Massenarbeitslosigkeit und Sozialabbau, in dem sich die Kirchen für die Überwindung der Massenarbeitslosigkeit, gegen Sozialabbau und für soziale Verpflichtung der Unternehmer einsetzen. Er forderte die kirchliche Beteiligung am gesellschaftlichen Dialog über diese Problematik. Gerechtigkeit und Solidarität sollten nach Meinung der Kirchen Maßstäbe für alle sein, dies entspreche auch dem Grundgesetz. Es gehe um die Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft zu einer solidarischen Wirtschaft. Dafür sei aus Sicht der Kirche die Anerkennung kapitalistischer Grundbedingungen im Sinne der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft erforderlich. Die Kirchen wenden sich gegen blindes Vertrauen in die Selbstheilungskräfte des Marktes und fordern die Diskussion, welchen vorrangigen Zielen politisches und wirtschaftliches Handeln verpflichtet sein solle. Er warnte vor einer möglichen Rechtsentwicklung als Folge des falschen, aber wirksamen Arguments, an der Arbeitslosigkeit seien die Ausländer schuld.

Dr. Hans-Joachim Küstner thematisierte die Machtergreifung des Kapitals in den neuen Bundesländern und bezeichnete sie als Massenenteignung und Kolonialisierung, ähnlich der von Marx geschilderten ursprünglichen Akkumulation. Als Beispiel benannte er den Verkauf des Eisenhüttenwerks Thale für eine DM und den anschließenden Rückverkauf des werkeigenen Kindergartens an das Land Thüringen für fünf Millionen DM. Dieses Plattmachen der Ostindustrie im Sinne von Marktberreinigung zugunsten westlicher Konzerne hat in den neuen Bundesländern die extrem hohe Arbeitslosigkeit zur Folge, in Magdeburg von 20 Prozent. Das führe nicht zum gewerkschaftlichen Kampf, sondern eher zum Nachgeben, zum Lohnverzicht, sogar zum Einschleßen eigener Mittel der Arbeitenden in den Betrieb, um ihn und damit ihren Arbeitsplatz zu erhalten.

Dr. Stefan Bollinger sprach über "Linke Politik und Widersprüche einer Arbeits- und Sozialpolitik". Er warf die berechtigte Frage auf, ob die DDR durch ihre sozialen Leistungen ökonomisch überfordert war? Die Lösung der Arbeitslosigkeit könne heute nicht mehr im Wachstum liegen. Das mache die Umwelt ökologisch kaputt. Arbeitslosigkeit habe beträchtliche Auswirkungen auf das Massenbewußtsein, führe aber nicht zu mehr Kampfkraft, sondern eher zu Unsicherheit und Kompromißbereitschaft. Wer soll Beschäftigungsprogramme und notwendige sozialpolitische Maß-

nahmen bezahlen, so Bollingers Frage. Umverteilung nach unten, zugunsten der Armen und Arbeitslosen, erfordere auch Verzicht der Gutverdienenden, nicht nur der Reichen.

In der interessanten Diskussion wurden zahlreiche Fragen gestellt und Probleme aufgezeigt, zum Beispiel: - Wie soll man die Arbeitslosen organisieren, damit sie ihre Interessen gemeinsam vertreten können? - Wann ist man arm? Als Antwort wurde angeboten, wenn man ans finanziellen Gründen nicht mehr am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilnehmen kann. - Die Arbeitslosigkeit wird mißbraucht zur Lohndrückerei, sie ist politisch gewollt. - Das Kapital versucht die Arbeitslosigkeit amerikanisch zu lösen: Scheinselbständigkeit, 610.- DM Jobs, Niedriglöhne. Zerschlagung der Flächentarifverträge. Die Arbeitslosen sollen bereit sein, zu jeder Bedingung zu arbeiten. - Die Gesellschaft hat großen Bedarf an Arbeit, die nicht geleistet wird, z.B. im Bereich von Ökologie und Gesundheitsdienst. Hierfür sollten wir öffentliche Beschäftigungsprogramme fordern. - Ein Arbeitsloser muß sich ständig rechtfertigen. Das schafft Angst und zerstört sein Selbstwertgefühl. - Hauptbetroffen von Arbeitslosigkeit sind Frauen und mit ihnen oft Kinder. - Was tun eigentlich die Gewerkschaften für die Arbeitslosen? - Der Reichtum des oberen Teils unserer Gesellschaft ist auch eine Folge der Armut der Dritten Welt. Hieraus können Kriege entstehen.

Aus meiner Sicht war es ein inhaltlicher Mangel der Diskussion, daß die sozialistische Perspektive als grundlegende Lösung dieser Probleme in Referaten und Diskussion fast nicht auftauchte.

Zum Abschluß der Tagung gab es einen gemeinsamen Besuch mit Vesper und Diskussion bei der "Wuppertaler Tafel e.V.", die aus Spenden finanziert im großen Ausmaß Mahlzeiten für Arbeits- und Obdachlose zur Verfügung stellt. Diese unmittelbare Anschauung und das Gespräch waren beeindruckend. Sie zeigten die Not der Armen, den Rückgang und das Nichtausreichen staatlicher Hilfe, aber auch die Hilfsmöglichkeiten des Teils der Gesellschaft, der von Arbeitslosigkeit nicht - oder noch nicht - betroffen ist.

Schade war, daß nach diesem Besuch am späten Sonntagvormittag die Diskussion nicht für einige Stunden wieder aufgenommen wurde. Zeit dazu wäre gewesen. Interesse, Bedarf und Lust waren bei vielen Teilnehmern durchaus vorhanden.

Alles in allem: Eine hochinteressante Tagung der Marx-Engels-Stiftung zu einem Thema, das immer drängender und unerträglicher wird und in Zukunft in unserem Land mit großer Wahrscheinlichkeit in den Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen und Klassenkämpfe rückt.

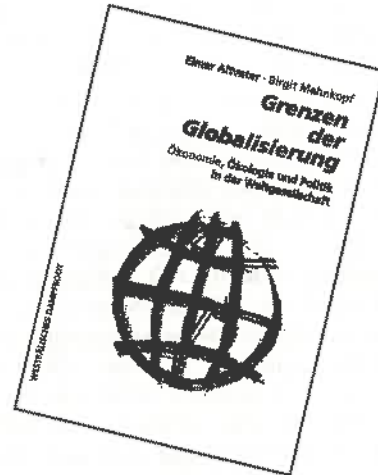
Hans Wunderlich

### 3. Auflage

Elmar Altvater/ Birgit Mahnkopf  
**Grenzen der Globalisierung**  
Ökonomie, Ökologie und Politik  
in der Weltgesellschaft  
1997 - 637 S. - DM 58,00 - ÖS 423  
SFR 58,00 - ISBN 3-929586-75-4

Gabriele Cleve/Ina Ruth/  
Ernst Schulte-Holthey/  
Frank Wichert (Hrsg.)  
**Wissenschaft Macht Politik**  
Interventionen in aktuelle  
gesellschaftliche Diskurse  
1997 - 419 S. - DM 48,00 - ÖS 350  
SFR 44,50 - ISBN 3-89691-406-5

Eun-Jeung Lee  
**Konfuzianismus und  
Kapitalismus**  
Markt und Herrschaft in Ostasien  
(einsprache Band 6)  
1997 - 159 S. - DM 29,80 - ÖS 218  
SFR 27,50 - ISBN 3-89691-412-X



Elmar Altvater/  
Achim Brunnengräber/  
Markus Haake/Heike Walk (Hrsg.)  
**Vernetzt und verstrickt**  
Nicht-Regierungsorganisationen als  
gesellschaftliche Produktivkraft  
1997 - 350 S. - DM 39,80 - ÖS 291  
SFR 37,00 - ISBN 3-89691-405-7

Michael Bruch/  
Hans-Peter Krebs (Hrsg.)  
**Unternehmen Globus**  
Facetten nachfordistischer  
Regulation  
1996 - 255 S. - DM 39,80 - ÖS 291  
SFR 37,00 - ISBN 3-929586-69-X

### WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Dorotheenstr. 26a  
48145 Münster  
Tel. 0251/608 60 80  
Fax 0251/608 60 20  
e-mail: dampfboot@login1.com  
http://www.login1.com/dampfboot



### Georg Lukács-Archivveröffentlichungen

#### Anmerkung zu "Chvostismus und Dialektik"<sup>1</sup>

Marxismus hat gegenwärtig - und das schon seit längerem - keinen Massenanspruch. Um so mehr verdienen die Aktivitäten Aufmerksamkeit, die ungeachtet aller Toteuscheine und Beerdigungen erster und minderer Klasse zu den Ursprüngen Marx'schen Denkens zurückkehren, seine konfliktreiche Real- und Theoriegeschichte ergründen und die geistige Vielfalt einer breiten Öffentlichkeit erschließen. Das mühevoll, aber weitergeführte Erscheinen der MEGA, die erstmalige Veröffentlichung der Gefängnishefte und Briefe Antonio Gramscis, die Neu- und Erstveröffentlichung der Arbeiten von Paul Lafargue und Karl Korsch, Nikolai Bucharin und Leo Trotzki, die Fortführung marxistischer Zeitschriften, Tagungen wie der Hannoveraner Kongreß "Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert", das ehrgeizige Projekt eines mindestens zwölfbändigen "Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus" u.a. sind solche unverzichtbaren Bausteine für eine fundierte Neubesinnung auf Marx, Marx'sches Denken und Marx'sche Methode aus den letzten Jahren.

Demgegenüber verläuft - zumindest in Deutschland - die geistige Wieder- und Neuaufnahme des Lukács'schen Erbes bisher außerordentlich zurückhaltend. Das ist um so verwunderlicher, als Georg Lukács zu verschiedenen Zeitpunkten deutscher und internationaler Geschichte sowie in unterschiedlichen persönlichen Lebensphasen prägend und umstritten die deutsche marxistische Diskussion belebte. "Geschichte und Klassenbewußtsein" in den 20er Jahren, seine das gesamte Lebenswerk umfassende Literatursoziologie, die "Zerstörung der Vernunft" in den 40er und 50er Jahren, "Sozialismus und Demokratie" seit den 50er und 60er Jahren sowie sein unmittelbar gesellschaftspolitisches Wirken an Schnittpunkten der kommunistischen Bewegung seien erinnernd hervorgehoben.

Im DDR-Marxismus war Lukács bis 1956 geradezu eine Institution und danach lange Zeit - bis auf wenige Ausnahmen (hauptsächlich zur Literaturtheorie und zur Kritik der faschistischen Ideologie)<sup>2</sup> - Revisionist und

<sup>1</sup> Georg Lukács, Chvostismus und Dialektik, hrsg. von László Illés. Aron Verlag, Budapest 1996, 81 S., 450 Ft. Ein Auszug erschien in Z 31 (September 1997), S. 121-125.

<sup>2</sup> Vgl. u.a. zur Neuerschließung des Werkes von G. Lukács in der DDR seit Mitte der 70er Jahre: W. Mittenzwei (Hrsg.), Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács. Der Methodenstreit deutscher sozialistischer Schriftsteller, Leipzig 1975; G. Lukács, Kunst und objektive Wahrheit. Essays zur Literaturtheorie und -geschichte, hrsg. von W. Mittenzwei, Leipzig 1977; G. Lukács, Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909-1969, hrsg. von S. Kleinschmidt, Leipzig 1985; G. Lukács, Beiträge zur Kritik der bürgerlichen Ideologie, hrsg. von J. Schreiter und L. Sziklai, Berlin 1986; M. Buhr/J. Lukács (Hrsg.), Geschichtlichkeit und Aktualität. Beiträge zum Werk und Wirken von Georg Lukács, Berlin 1987; G. Lukács, Zur Kritik der faschistischen Ideologie. Mit einem Nachwort von L. Sziklai, Berlin und Weimar 1989.



Unperson. In der BRD bewirkte die DDR-Verteufelung und vor allem die 68er Bewegung das Erscheinen seines Gesamt- und besonders seines Spätwerkes im Luchterhand Verlag und einige besonders lebhaft geführte Diskussionen auch zur Neubewertung von "Geschichte und Klassenbewußtsein" in den 60er, 70er und 80er Jahren.<sup>3</sup> Aber seit 1990 ist es auch im Westteil Deutschlands merkwürdig still um Lukács geworden.

Um so mehr verdienen die seit 10 - 15 Jahren erscheinenden deutschsprachigen Veröffentlichungen des Georg-Lukács-Archivs bei der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest Beachtung und kritische Würdigung.

Bisher unveröffentlichte Arbeiten Lukács' aus seinen Archiv-Beständen<sup>4</sup> sowie analytische Publikationen über Lukács und sein Umfeld<sup>5</sup> - offenbaren in der deutschsprachigen Diaspora Ungarns die - hierzulande nahezu fehlende - sich neu stellende Lukács-Rezeption. Nehmen wir sie zur Kenntnis! Greifen wir sie für eine auch Georg Lukács einbeziehende Marxismus-Diskussion auf!

Aus diesem intellektuellen ungarischen Umfeld stammt auch die erstmalige Veröffentlichung von "Chvostismus und Dialektik". Dieses Manuskript, aus dem in Z 31 (September 1997) das Einleitungskapitel abgedruckt wurde, beinhaltet Lukács' erste Reaktion 1925/26 auf die Kritik zu seinem Buch "Geschichte und Klassenbewußtsein" (1923) durch Abram M. Deborin und László Rndas in der Zeitschrift "Arbeiterliteratur" (1924). Das Manuskript galt als verschollen. Lukács selbst erinnerte sich später kaum noch. Jedenfalls erwähnt er es weder in seiner 1934 veröffentlichten "Selbstkritik"<sup>6</sup> noch in seinem neu geschriebenen "Vorwort" 1967<sup>7</sup> mit einem einzigen Wort. Sein jetziger Herausgeber László Illés hat es bei unga-

<sup>3</sup> Vgl. u.a.: Geschichte und Klassenbewußtsein heute (1): Eine Diskussion von 1969, Frankfurt/M. 1971; Geschichte und Klassenbewußtsein heute (2): Beiträge 1923-1969, Frankfurt/M. 1971; I. Mészáros (Hrsg.), Aspekte von Geschichte und Klassenbewußtsein, München 1972; A. Grunenberg, Bürger und Revolutionär. Georg Lukács 1918-1928, Frankfurt/M. 1976; G. Lukács, Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog, Frankfurt/M. 1981.

<sup>4</sup> Vgl. u.a. aus G. Lukács-Nachlaß: Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?, Budapest 1982; Demokratisierung heute und morgen, Budapest 1985; Ist der Sozialismus zu retten? Briefwechsel mit Werner Hofmann, Budapest 1991; Versuche zu einer Ethik, Budapest 1994; Heidelberger Notizen (1910-1913), Budapest 1997.

<sup>5</sup> Vgl. u.a. aus dem Lukács-Archiv Budapest: L. Sziklai, Georg Lukács und seine Zeit 1930 - 1945, Budapest 1986; L. Sziklai (Hrsg.), Lukács - aktuell, Budapest 1989; L. Illés, F. Josef, M. Szabolcsi, I. Szerdahelyi (Eds.), Hungarian Studies von György Lukács, 2 Vol., Budapest 1993; E. Gabor (Hrsg.), Mannheim Karoly Levelezese 1911-1946, Budapest 1996.

<sup>6</sup> G. Lukács; Die Bedeutung von "Materialismus und Empirio-kritizismus" für die Bolschewisierung der kommunistischen Parteien. Kritik und Selbstkritik zu "Geschichte und Klassenbewußtsein", in: "Geschichte und Klassenbewußtsein heute (2)", a.a.O., S. 254-262.

<sup>7</sup> G. Lukács; Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik, Darmstadt 1968 (10. Auflage: 1988), Vorwort (1967), S. 5-45.

risch-russischen Archiv-Studien im Moskauer Komintern-Archiv ausfindig gemacht. Im Unterschied zu seiner "Selbstkritik" (1934) und seinem neuen "Vorwort" (1967) verteidigte er 1925/26 in dieser Replik auf Deborin und vor allem Rudas seine Positionen von 1923 noch uneingeschränkt. Dabei geht es zum einen um die Konstitutionsbedingungen und -prozesse des Klassenbewußtseins und zum anderen um die Dialektik in der Natur. Den Schwerpunkt aller Diskussionen um dieses Buch in den 20er und 30er sowie in den 60er und 70er Jahren bildete die Problematik des Klassenbewußtseins. In dieser Hinsicht griffen sie die tatsächliche Grundintention Lukács' auf. Er schrieb "Geschichte und Klassenbewußtsein" 1923 auf dem Hintergrund des Sieges der Oktoberrevolution und des Leninschen Marx-Verständnisses in Rußland, der Niederlage der Revolutionen in Westeuropa und als sein erklärt theoretisches Bekenntnis zur Leninschen Marx-Aneignung. Dabei ist zu bedenken, daß erstens die Erfahrungen von Erfolg und Niederlagen in der Revolutionsperiode (Westeuropa) eine auch theoretische Kritik des strengen Determinismus-Verständnisses im marxistischen Denken der II. Internationale verlangten; zweitens auf Grund der vielfältigen Erfahrungen von der Oktoberrevolution einerseits und der westeuropäischen revolutionären Bewegungen andererseits sich die Fragen des Zusammenhangs von Ökonomie und sozialen Bewegungen, Bewußtsein und Spontaneität, Organisation und Partei vertieften und auf neue Weise stellten; daß drittens die Leninsche Marxismus-Variante in Sowjetrußland und in der Komintern noch nicht zum späteren ML-Markismus in Stalins "Fragen des Leninismus" deformiert war, und daß viertens Lukács wie auch die späteren Diskussionsteilnehmer "Die deutsche Ideologie", die "Ökonomisch-Philosophischen Manuskripte" und andere Marx'sche Frühschriften noch nicht kannten. Unter diesen gesellschaftlichen und theoretischen Voraussetzungen verfaßte Lukács - nach verschiedenen Vorarbeiten - mit "Geschichte und Klassenbewußtsein" seine eigentliche wissenschaftliche Eintrittserklärung in die kommunistische Bewegung. Und obwohl das Buch eog und z. T. streng an Lenins "Was tun?" angelehnt war, stieß es in der kommunistischen Bewegung sofort auf heftige Kritik. Der Vorwurf des Subjektivismus und Idealismus war dabei der gewichtigste und schwerwiegendste. Ob er in vollem Maße auf Grund des Lukács'schen Werdegangs berechtigt war, ob er auch die Abwehrreaktion eines nicht überwundenen Ökonomismus aus dem Erbe der II. Internationale bzw. schon Verbote oder Bestandteil einer "-ismen"-Stigmatisierung aller anderen oder eigenständig formulierten Positionen im späteren ML-Markismus war, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Bei einer Neuaufnahme der Diskussion zu Lukács' "Geschichte und Klassenbewußtsein" sollte dies einer differenzierteren Analyse als bisher unterzogen werden.

Interessant ist der von Lukács schon 1925/26 verwendete Argumentationsstil. Wie bereits erwähnt, übte er noch nicht - wie in seiner diesbezüglichen Stellungnahme 1934 - "Selbstkritik" -, im Gegenteil. Er attackierte seine

Gegner Deborin und Rudas. Allerdings ist er geflissentlich bemüht, seine ganze Argumentation mit der Autorität Lenins auszustatten und seine Kritiker ebenfalls mit entsprechenden "-ismen"-Vorwürfen zu belegen. Menschewismus und Chvostismus als politische Antipoden Lenins aus der KPdSU-Geschichte dienen Lukács als Wurfgeschosse gegen seine Kritiker Deborin und Rudas. Er bedient sich auf ähnliche Weise des Argumentationsstils, der gegen ihn verwandt wurde und der später immer gebräuchlicher werden sollte: Diskussionsfragen und sachliche Meinungsverschiedenheiten unter Gesinnungsgenossen sofort mit irgendwelchen inkriminierten "-ismen" zu belegen. 1934 mußte Lukács dann aber - wiederum mit Lenin ("Materialismus und Empirio-kritizismus") - "Selbstkritik" üben.

Demgegenüber argumentiert er 1967 auf sehr differenzierte Weise - durchaus auch selbstkritisch - zu den eigentlichen Problemen. Und wenige Monate vor seinem Tode schreibt er am 20. Juli 1970 in einem Brief an seinen Schüler und Mitarbeiter István Mészáros: "Die Frage, die Sie bezüglich der heutigen Bestimmung von Klassenbewußtsein stellen, kommt im Grunde einer *wirklichen* Analyse des heutigen Kapitalismus und seiner inhärenten Natur gleich: eine Aufgabe, die zu leisten der Marxismus bislang versäumt hat. Ganz sicher ist jedoch, daß jene direkten ökonomischen Antriebskräfte, die gewöhnlich Inhalt und Richtung eines spontanen Klassenbewußtseins bestimmen, sich in ihrer unmittelbaren Auswirkung radikal gewandelt - und erheblich abgeschwächt - haben. Andererseits setzt der von Lenin eingeführte Begriff eines nicht-spontanen, allgemeinen Klassenbewußtseins eine ausreichende Analyse der gegenwärtigen Epoche voraus. Als *Geschichte und Klassenbewußtsein* entstand, konnte man sich in diesen Fragen auf unmittelbares Beweismaterial verlassen. Heute bilden sie die komplexesten Probleme der Theorie wie Praxis."<sup>8</sup>

Jede Neuaufnahme der Diskussion von Lukács' "Geschichte und Klassenbewußtsein" verlangt nach seiner eigenen Überzeugung von 1970 - um wieviel mehr 1997 - eine Neu-Problematierung des Gegenstands. Angesichts der Wirrnisse, die die zurückliegende Diskussion in den mehr als 70 Jahren dazu erfahren hat, kann ihre theoriegeschichtliche Retrospektive durchaus anregend und mahnend hilfreich sein.

Helmut Steiner

<sup>8</sup> I. Mészáros, a.a.O., S. 7.

EMILIO MODENA (Hg.)

DAS  
FASCHISMUS-  
SYNDROM  
ZUR PSYCHOANALYSE DER  
NEUEN RECHTEN IN EUROPA

BIBLIOTHEK  
DER PSYCHOANALYSE  
PSYCHOSOZIAL-  
VERLAG

Emilio Modena (Hg.):

## Das Faschismus-Syndrom

Zur Psychoanalyse der neuen Rechten in Europa

Erscheinungstermin: November 1997 · ca. 300 Seiten  
39,80 DM, sFr 37,-, öS 291,-  
ISBN 3-932133-04-8

Ein neues Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Rechtsradikalismus. Im Schatten der europäischen Integration haben sich im Verlauf der 80er und 90er Jahre neue rechtsextreme Gruppierungen formiert und mit den Restbeständen des Nationalsozialismus zusammengeschlossen. Setzher sind Populisten aller Schattierungen auf dem Kontinent im Vormarsch. Können sie noch gestoppt werden?

Wer dazu beitragen möchte, muß genau hinschauen und die Psychopathologie der Nationen studieren. Es gilt, die individual- und massenpsychologischen Mechanismen besser zu verstehen, die vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Stagnation und der Massenarbeitslosigkeit das »Faszinum des Faschismus« begründen.

Auf Einladung des Psychoanalytischen Seminars Zürich sind fünfzehn jüngere und ältere PsychoanalytikerInnen und SozialpsychologInnen - darunter so bekannte Namen wie Mario Erdheim, Klaus Ottomeyer, Horst-Eberhard Richter - diesen Fragen nachgegangen. Ihre Beiträge zeichnen mosaikartig ein erschreckend klares Bild von der Gefährdung der Demokratie. Dagegen müssen - und können - die Kräfte der Vernunft geweckt und soziale Solidarität mobilisiert werden.

## Heft 67: Geschichte ist ein Teil von uns

Herausgegeben von Hans-Jürgen Wirth

Abo (4 Hefte pro Jahr, jeweils 144 S.) für DM 98,-  
(+Porto) 1 Studentenabo für DM 49,- (+Porto)  
Einzelhefte je DM 32,- (+Porto)

Aus dem Inhalt:

- Wirth: Von der Unfähigkeit zu trauern zur Wehrmachtsausstellung
- Rosenthal/Völter: Erinnern an die Verfolgungsvorgangenheit ...
- Quindeau: Die Ausblendung der Gegenrationalität
- Roberts: Anklagen, Verschweigen, Verdrängen
- Clemenz: »Wir wollten alle leben ...« u.a.



PSV Psychosozial-Verlag · Friedrichstraße 35 · 35392 Gießen  
Telefon: 06 41/7 78 19 · Telefax: 06 41/7 77 42



## Fin de Siècle

Frank Deppe, *Fin de Siècle. Am Übergang ins 21. Jahrhundert*, Papy-Rossa Verlag, Köln 1997, 206 S., 28,-DM.

Die drei Titel-Worte des Buches meinen nicht deren hisherigen Begriff. Seitdem F. de Jouvenot und H. Micard, zwei nicht un-, wenn auch wenig bekannte Schriftsteller ihr in Paris aufgeführtes Lustspiel im gleichen Jahr publizierten (*Fin de siècle, pièce en quatre actes*, 1888, 103 S.), versteht man unter *Fin de Siècle* nicht schlechthin das Ende eines Jahrhunderts, sondern einer ganzen Epoche Verfallsphase. Diese sei durch hlasierten Ästhetizismus, Flucht aus einer technikdominierten Gegenwart in eine romantisierte Vergangenheit, eben durch *décadence* charakterisiert und signalisiere insofern das Ende eines ganzen Zeitalters. Zwar gibt es diese Verfallserscheinungen im Hier und Heute auch, aber nicht sie sind das Markenzeichen des Gegenwartskapitalismus am Ende unseres Jahrhunderts, das ja auch ein Jahrtausend-Ende ist.

Nun hat F.D. nicht umsonst eines der klügsten Bücher über Machiavelli geschrieben. Dessen Geschichte von Florenz (1525) endet mit der Krisen- und Untergangserfahrung am Ende des 15. Jahrhunderts, als "der böse Samen zu keimen begann, der nach nicht langer Zeit Italien verwüstete und immer noch verwüstet".<sup>1</sup> Deppe

<sup>1</sup> Machiavelli, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, München 1925, S. 537; vgl. Frank

hätte, um die historische Dimension seines Themas zu verdeutlichen, auch Montesquieu ins Feld führen können, dessen Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalls [*décadence!*] von 1734 bekunden, wie das größte Staatsvolk der Antike sich als unfähig erwies, sich selbst vor dem tiefsten Sturz zu bewahren.

Allerdings ist bei den seit 1989/90 anscheinend alternativlos Herrschenden, jedenfalls keine Konkurrenz in der sogenannten *Community of Nations* Fürchtenden, weder Inzuchtsverfall noch Weltuntergangsstimmung als Krankheits-symptom oder gar Todesahnung feststellbar. Eher im Gegenteil. Es sind die von ihres Gedankens Blässe angekränkelten Linken, die den Utopieverlust beklagen, während die Rechten darüber triumphieren und sich, um Machiavelli ein zweites Mal zu zitieren, dazu hekennen, daß man die Herrschaft nicht mit dem Rosenkranz behauptet.<sup>2</sup> Das Kapital hat sich nicht his zur Unkenntlichkeit, sondern his zur Kenntlichkeit fast für jedermann verändert. So es die Situation erfordert, bekennt man sich in Washington wie in Bonn weniger zum Welfare- als zum Warfare-Capitalism und scheut nicht davor zurück, den human projektorierten Weltfrieden als interessegeleitete *Pax Americana* zu definieren. Der zuvor Kalte (Staaten-)Krieg mutierte vielerorts zum

Deppe, Niccolò Machiavelli. Zur Kritik der reinen Politik, Köln 1987, S. 84 ff.  
<sup>2</sup> Machiavelli, ebenda, S. 419.

Kalten (Bürger-)Krieg. Die Parteien in Deutschland betrachten und behandeln sich teils als Gegner, teils aber als Feinde. Klassenkampf wird offen von Oben gegen Unten, ehe zögernd und gehemmt von Unten gegen Oben geführt. Es wird weniger von der Gesellschafts- als von der Marxismus-Krise gesprochen.

Angesichts solch einer Situation ist das intellektuelle Engagement von F.D. mehr als nur zu hegrüßen; es ist zu bewundern. Eine Analyse der jahrzehntelangen, in seiner Implosion endenden Agonie des sich als Realsozialismus verstehenden, tatsächlich doch weitgehend nur Putativsozialismus, hält er für unabdingbar; er vergißt jedoch nicht, daß eben diese Selbstkritik kein Selbstzweck und schon gar nicht deshalb vorzunehmen ist, weil die regierenden Antisozialisten darauf drängen. Deren Interessen zielen auf eine Verhinderung wirklicher Sozialismus-Analysen durch eine Zurückversetzung von Marx in die *British Library* und eine Kriminalisierung von Sozialisten in einem Verfahren, bei dem weder das in dubio pro reo noch das Verbot rückwirkender Strafbegründung und -verschärfung gilt. Deppe hält sich da lieber an Rosa Luxemburg, die vor 80 Jahren davon sprach, daß rücksichtslose, grausame, his auf den Grund der Dinge gehende Selbstkritik Lebensluft und Lebenslicht der proletarischen Bewegung sei.<sup>3</sup> Aus eigenem Interesse also.

<sup>3</sup> Rosa Luxemburg, *Gesammelte Werke*, Bd. 4, Berlin 1974, S. 53.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht der politische Aspekt des Sozialismus-Projekts und der Kapitalismus-Realität. Deppe zählt zu denjenigen Sozialisten, die das Scheitern der europäischen Sozialismus-Versuche dieses Jahrhunderts höchstens sekundär auf ökonomische Ineffizienz zurückführen, primär jedoch auf die Nichtvergesellschaftung der politischen Macht, auf das Aushleihen der von Marx für unausweichlich gehaltenen "re-absorption of the State power by society" (*MEGA* 1/22, S. 56). Das soll nicht etwa heißen, daß Marx genau das alles richtig gedacht hat, was dann die Leninisten falsch gemacht haben. Ausdrücklich werden Defizite der Marxschen Polit-Theorie und deren Ursachen aufgedeckt (S. 33f.). Daß dabei Gramsci ins Spiel kommt, versteht sich von selbst. Es wird aber auch die zeitgenössische Literatur umfassend ausgewertet, wobei die Ergebnisse der Autoren zuweilen gegen den Strich von deren Absichten gehört werden. Solch eine Methode zu handhaben, setzt eine intellektuelle Souveränität voraus, von der die meisten nicht einmal zu träumen wagen.

Inzwischen hat F.D. seine, auch der Buchkonzeption zugrundeliegende, Gesamtsicht der zentralen Widersprüche des heutigen Kapitalismus noch einmal komprimiert dargestellt.<sup>4</sup> Dabei handelt es sich a) um

<sup>4</sup> Vgl. Deppe, "Marx, Marxismus, sozialistische Bewegung: Bilanz und Perspektiven", in: *Z* 30, Juni 1997, S. 34f.; Deppe, "Marxismus und kritische Theorie", in: Kalaschnikow, 8. Ausgabe, 2-1997, S. 18-20.



die globalen Gegensätze zwischen Reichtum und Armut, b) um den Kontrast zwischen dem industriekapitalistischen Wachstumsmodell und der Naturzerstörung, c) um die Schwächung der bisherigen nationalstaatlichen Bändigung der Kapitaloffensive, d) um die Überakkumulationskrise des Kapitals, e) um die als Krise der "Arbeitsgesellschaft" bezeichnete massenhafte Freisetzung von Arbeitskräften bei gleichzeitiger Produktivitäts- und Produktionssteigerung, und f) um die gleichzeitigen Demokratiedemagagierungen.

Nimmt man diese doch zumindest partiell als Antagonismen zu charakterisierenden Widersprüche ernst, erscheinen (jedenfalls dem Rezensenten) die umfangreichen Ausführungen Deppes zum Gesellschaftsvertrag (S. 61-102) besonders erörterungs-, wenn nicht gar fragwürdig. Es geht ihm natürlich nicht darum, den Gesellschaftsvertrag als Erklärungsmodell für Entstandenes, wohl aber als Rechtfertigungsmodell für Künftiges ins Spiel zu bringen. Wer aber von den Personifikationen der den Weltzustand von heute charakterisierenden Widersprüche ist auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen? Wer von diesen ist nicht nur formal gleichberechtigt, sondern auch real gleichstark, so daß er sich auf das Wagnis eines Permanenzvertrages einzulassen wagen darf? Daß Konservative wie Roman Herzog und Sozialisten wie Gregor Gysi, daß Liberale wie Ralf Dahrendorf und Radikaldemokraten wie Nelson Mandela gleichermaßen für einen neuen Gesell-

schaftsvertrag plädieren, sollte eher zu besonderer Vorsicht mahnen. Formelkompromisse pflegen Diktate zu verschleiern. Banker und Obdachlose an einem Tisch? So naiv ist F.D. gewiß nicht. Ihm ist völlig klar (S. 93), daß die Verhandlungs- und Kompromißbereitschaft des Kapitals nur (!) durch Kampf und den Druck sozialer und politischer Auseinandersetzungen hergestellt werden können. Schon der linke Gesellschaftsvertragstheoretiker par excellence, Jean Jacques Rousseau, wußte übrigens, daß Verträge nur den Schwachen an den Starken, niemals jedoch den Starken an den Schwachen binden können.<sup>5</sup>

Deppe bläst nicht in die Asche des Marxismus. Auf Dogmatismus und Begriffsfetischismus verzichtet er ebenso wie auf blinden Zukunftsoptimismus. Gleichwohl meint er den Titel seines Buches (das ein Register verdient hätte) *Fin de Siècle* wortwörtlich. Mit dem Ende des Jahrhunderts geht auch die Epoche neoliberaler Hegemonie ihrem Ende entgegen. Man muß nicht menetekeln, um die Unfähigkeit des Welt-Kapitalismus, mit seinen Antagonismen fertig zu werden, festzustellen. Sein Niedergang ist spürbar. Zu mildern, auch zu verzögern ist diese Dekadenz gewiß. Aufzuhalten ist sie nicht. "Die Erscheinung der *décadence* ist so notwendig, wie irgend ein Aufgang und Vorwärts des Lebens:

<sup>5</sup> Rousseau, *Kulturkritische und Politische Schriften*, Bd. 2, Berlin 1989, S. 375. Vgl. auch Reimar Müller/H. Klenner, *Gesellschaftsvertragstheorien von der Antike bis zur Gegenwart*, Berlin 1985.

man hat es nicht in der Hand, sie abzuschaffen. Die Vernunft will umgekehrt, daß ihr Recht wird." Der voranstehende Satz stammt nicht von Hegel und nicht von Marx. Er stammt von einem gewissen Nietzsche.<sup>6</sup>

Hermann Klenner

### Der "Wilde Kapitalismus" und seine Alternativen

Hermannus Pfeiffer: *Der Kapitalismus frißt seine Kinder. Der Standort Deutschland, seine Gegner und seine glorreiche Zukunft*, Köln (PapyRosa-Verlag) 1997, 218 S., 28,- DM.

Seit 1995 wird in der Bundesrepublik eine Globalisierungs- und Standortdebatte geführt, die es in sich hat. Ihr Tenor: Zu hohe Löhne und ausgreifende Sozialsysteme, Innovationsblockaden und Überregulation hätten erstens den Standort Deutschland in der internationalen Konkurrenz zurückgeworfen. Diese Schwäche bedrohe zweitens akut die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands und sei der entscheidende Grund für die grassierende Massenarbeitslosigkeit im Lande. Ein Ausweg aus dieser Malaise sei drittens insbesondere angesichts der fortgeschrittenen Globalisierung nur noch über Lohnzurückhaltung und Sozialabbau, Privatisierung und Deregulierung, die Zurücknahme gesellschaftlicher Partizipations- und Verteilungsansprüche zugunsten einer Entfesselung der Marktkräfte und Entlastung

der Unternehmen möglich. Obgleich zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen eher das Gegenteil nahelegen, gehört dieser angebotsorientierte Dreisatz mittlerweile zur Grundausstattung der öffentlichen Meinung über die Lage der deutschen Wirtschaft und die Zukunft der Industrie. Verwunderlich ist dies nicht: Gegenstimmen zu dieser neoliberalen Standortbestimmung, die über die engen Zirkel des fachwissenschaftlichen Disputes hinausreichen, sind bislang rar geblieben.

Umso wichtiger sind populär geschriebene Sachbücher, die in Auswertung vorhandener Materialien aus der wissenschaftlichen Forschung die gängigen Mythen und Legenden der Standort- und Globalisierungsdebatte zurechtrücken und damit zugleich einen größeren Leser(innen)kreis erreichen können. Nach dem lesenswerten Bestseller der Spiegel-Autoren Martin und Schumann zur "Globalisierungsfalle" (Rowohlt 1996) hat nun auch der Hamburger Publizist Hermannus Pfeiffer ein zwischen beispielhaften Erzählungen und barten Fakten changierendes, engagiert geschriebenes, Sachbuch zum Thema vorgelegt. Pfeiffer kommt nach Durchsicht neuerer empirischer Untersuchungen zu dem Schluß, daß (1.) die gängigen Wehklagen über eine mangelnde Wettbewerbsfähigkeit und Standortschwäche Deutschlands weithin unbegründet sind, daß es sich (2.) bei der unterstellten Globalisierung um einen langfristigen Internationalisierungstrend handelt, der sich in den vergangenen Jahren

<sup>6</sup> Nietzsche, *Werke* (ed.: Schlechta), Bd. 3, München 1977, S. 779.



keineswegs dramatisch beschleunigt; und er vermag (3.) auf dieser Basis nach wie vor Handlungs- und Finanzierungsspielräume für eine alternative Wirtschaftspolitik zu erkennen.

Gegen Pfeiffers Diagnose ist wenig vorzubringen:

(1.) *Der Standort.* Ähnlich wie die Spiegel-Autoren führt Pfeiffer zahlreiche Belege dafür an, daß es sich bei den Unternehmensklagen über den Standort Deutschland um kaum mehr als interessengeleitete Inszenierungen handelt: Deutschland ist nach wie vor Exportweltmeister und erzielt auch bei neuen Konkurrenten wie den asiatischen Tigerstaaten kontinuierlich Exportüberschüsse; Industrie, Banken und Versicherungen sind mit glänzenden Ertragslagen ausgestattet; die Wirtschaft ist in der Kohl-Ära steuerlich nachhaltig entlastet worden; die Lohnquote ist kontinuierlich gesunken; die realen Lohnstückkosten sind seit Beginn der achtziger Jahre gefallen und bewegen sich im unteren Mittelfeld der großen Industrienationen; die Sozialleistungen schließlich sind nicht explodiert. Massenarbeitslosigkeit ist keineswegs ein Problem der Angebotsbedingungen; sie ist eher das Ergebnis stagnierender Binnen- nachfrage, technischen Fortschritts und fehlender Strategien zur Neuverteilung eines insgesamt sinkenden gesamtwirtschaftlichen Arbeitsvolumens.

(2.) *Die Globalisierung.* Die deutsche Wirtschaft ist überdies - Pfeiffer greift hier vor allem auf Untersuchungen des Hamburger

HWWA-Instituts zurück - keineswegs signifikant stärker in internationale Konkurrenz- und Wettbewerbszusammenhänge eingebunden als vor zehn Jahren. Die Internationalisierung der Handelsbeziehungen (Im- und Exporte) ist nicht sprunghaft angestiegen, konzentriert sich auf die großen Industrieländer und wird geprägt von Verflechtungen innerhalb der großen Wirtschaftsregionen. Auch der überwiegende Teil der Direktinvestitionen fließt nach wie vor in europäische Länder (und nicht etwa in Billiglohnländer), dient dort vor allem der Markterschließung bzw. -erweiterung und geht bislang kaum zu Lasten der inländischen Arbeitsplätze. Selbst die Massenmärkte für Finanzdienstleistungen und Versicherungen sind noch immer in beträchtlichem Maße national abgeschottet; lediglich die Finanzmärkte haben mittlerweile globalen Zuschnitt erlangt.

(3.) *Die Politik.* Die vielbeklagte neue Ohnmacht der Politik ist, auch darin sind sich die Spiegel-Autoren, Pfeiffer und der Rezensent einig, keineswegs bloßer Reflex globaler Handlungs- und Sachzwänge, sondern zu einem Gutteil hausgemacht: Die konservativen Regierungen haben in den vergangenen zwanzig Jahren mit ihrer Deregulierungs-, Liberalisierungs- und Privatisierungspolitik eine aktive Rolle beim Abbau ihrer Regulierungsmöglichkeiten gespielt. Das unkontrollierte Eigenleben der internationalen Finanzmärkte wurde erst mit der politisch gewollten Aufhebung der festen Wechselkurse und dem Abbau von Kapital-

verkehrskontrollen ermöglicht. Mit der Privatisierung staatlicher Unternehmen (wie z.B. der Telekom) hat die Politik ebenfalls Eingriffsmöglichkeiten aus der Hand gegeben. Und selbst die durch Staatsschulden und Haushaltsdefizite eingeschränkten Spielräume der Finanzpolitik hat der Staat zu einem Gutteil selbst zu verantworten: Sie ließen sich durch den Verzicht auf Steuergeschenke an die Unternehmen, die rigorose Bekämpfung von Steuerhinterziehung und -flucht sowie durch eine Durchforstung des Subventionsdschungels durchaus nachhaltig erweitern.

Pfeiffers Alternative zum "Wilden Kapitalismus" neoliberaler Prägung ist dessen staatliche Zügelung, seine diesbezügliche Wunschliste ist lang: Sie reicht von einer nachfrageorientierten, am nationalen bzw. europäischen Binnenmarkt ausgerichteten Wirtschafts- und Finanzpolitik und eine konzentrationsmindernde Wettbewerbspolitik über (allerdings vage bleibende) Forderungen nach einer "modernen Weltwährungsordnung" und einer "fairen Integration der 'Dritten' und 'Vierten' Welt in den Weltmarkt" bis hin zur Aufwertung einer weltpolitischen Regulierungsinstanz, die der Internationalisierung der Ökonomie Paroli bieten könnte. Obgleich es für derartige Forderungskataloge gute Gründe gibt (und die herrschende Politik keineswegs so alternativlos daherkommt, wie allerorten suggeriert wird), unterstellen sie (eher implizit als ausdrücklich) der staatlichen Politik eine Steuerungsfähigkeit, die sie selbst bei gutem Willen

und besten Vorsätzen nicht zwangsläufig hat:

*Erstens* gibt es "den Staat" als homogenen Adressaten für Alternativen und als politisches Steuerungs- zentrum nicht mehr. Politik findet mittlerweile in einem ebenso komplexen wie heterogenen Mehrebenensystem aus lokalen (Bundesländer), nationalen, regionalen (EU) und internationalen Regulierungsinstanzen statt, die sich über komplizierte Aushandlungsprozeduren zu verständigen haben - und sich nicht selten gegenseitig paralisieren. Forderungen an den Staat sind zum einen also zu differenzieren und müssen zum anderen auf anschlussfähige politische Strukturen treffen.

*Zweitens* verfügt die Politik nicht per se über eine höhere Regulierungskompetenz oder Rationalität als etwa der Markt. Die Geschichte (wirtschafts-)politischer Interventionen läßt sich in relevanten Teilen als eine Geschichte des Staatsversagens beschreiben - insbesondere dort, wo es um die Förderung von prestigeträchtigen, oft von weiten Teilen der Wirtschaft zunächst gar nicht gewollten Großprojekten (wie der bemannten Raumfahrt, der Atomenergie oder des Transrapid) geht. Politische Alternativen in der Sache müssen daher zum anderen mit Überlegungen zur Modernisierung, Effektivierung und (fachlichen) Kompetenzerweiterung politischer Institutionen, die deren Umsetzung zu tragen hätten, einhergehen, sollen sie nicht im Wunschdenken verhaftet bleiben.



*Drittens* schließlich versprechen Vorschläge einer Internationalisierung der Politik oft mehr, als sie zu halten in der Lage sind: Politikwissenschaftliche Analysen zeigen, daß der demokratisch legitimierte Gehalt politischer Entscheidungen mit der Entfernung der entscheidenden Instanzen vom Souverän sukzessive abnimmt - und der Einfluß mächtiger Lobbygruppen entsprechend aufgewertet wird. Gleichzeitig werden internationale politische Regulierungsstrukturen im Blick auf globale ökologische Probleme und internationale Wirtschafts- und Währungsstrukturen allerdings dringlicher. Ob überhaupt und wie sie ausgestaltet werden könnten, ohne daß die demokratische Basis politischer Entscheidungsfindungsprozesse dabei ausgehöhlt wird, wäre schließlich ebenfalls zu beachten, wenn eine alternative Politik auch auf der internationalen Ebene angemahnt wird.

Kurzum: Wenn weitreichende Kataloge politischer Alternativvorstellungen aufgestellt werden, dann müssen sie mit konkreten Vorstellungen über anschlussfähige, kompetente und demokratisch legitimierte politische Regulierungsstrukturen und institutionelle Netzwerke unterfüttert werden - und dürfen sich nicht im Verweis auf zu verändernde gesellschaftliche Kräfteverhältnisse erschöpfen. Daran hapert es (nicht nur) in Pfeiffers Ausführungen.

Der Wert des Pfeifferschen Buchs wird durch diesen Einwand allerdings kaum geschmälert: Es räumt gut lesbar mit einer Reihe von Standortmythen auf und sollte Ein-

gang in die Auslagen der großen Buchhandlungen finden - zumal der harte Kern des Werkes umkränzt wird von zahlreichen Geschichten etwa zur Kommerzialisierung des Fußballsports und zur Konzentration auf dem Markt für Negerküsse, zur Verbreitung von Korruption und Steuerhinterziehung, zur Rolle indischer Software-Entwickler auf dem Weltmarkt und zur Bankenmacht.

Ulrich Dolata

### Die Folgen der Globalisierung

*United Nations Conference on Trade and Development, Trade and Development Report, 1997, "Globalization, Distribution and Growth", United Nations Publication, Genf 1997, 195 Seiten.*

Die im Jahre 1964 auf Drängen der Entwicklungsländer gegründete "Konferenz der Vereinten Nationen für Handel und Entwicklung" (UNCTAD) sollte ein Gegengewicht gegen die von den Industrieländern dominierten Institutionen des Internationalen Währungsfonds (IWF), der Weltbank und der Welt-handelsorganisation (früher GATT, jetzt WTO) bilden. Als Unterorganisation der Vereinten Nationen gehören ihr die Mitglieder der UN-Vollversammlung an. Daher haben die Entwicklungsländer ein klares Übergewicht.

Von den Initiatoren aus der Dritten Welt war die UNCTAD ursprünglich als eine Struktur geplant, die die Grundsätze und Richtlinien für

Fragen des internationalen Handels, der Entwicklungs- und Währungspolitik formuliert, welche von IWF, Weltbank und GATT umgesetzt werden. Hintergrund bildeten die Bestrebungen der Entwicklungsländer zur Durchsetzung einer Neuen Weltwirtschaftsordnung. Da die Empfehlungen der UNCTAD aber nicht verbindlich sind und diese auch über keine eigenen Instrumente zu deren Umsetzung verfügt, ist die Welthandelskonferenz selbst auf ihrem ureigenstem Feld, der Handelspolitik, ohne realen Einfluß geblieben.

Die zur Vorbereitung der jährlichen Sitzungen des Welthandels- und Entwicklungsrats, dem ständigen Organ der Konferenz, vorgelegten Jahresberichte sind gleichwohl interessante Beiträge zur Diskussion über Fragen der internationalen Entwicklung. Dies gilt um so mehr, als die UNCTAD nicht auf den internationalen "mainstream" neoliberaler Positionen eingeschwenkt ist. Die Jahresberichte können somit auch als theoretischer Kontrapunkt zum Weltentwicklungsbericht der Weltbank gelesen werden. Anders als z.B. im jährlichen Bericht zur menschlichen Entwicklung der Entwicklungsorganisation UNDP der Vereinten Nationen scheuen sich die Autoren nicht, klare theoretische Positionen einzunehmen.

Der im September 1997 der Öffentlichkeit vorgestellte jüngste Bericht widmet sich schwerpunktmäßig den Folgen der Globalisierung für die Einkommensverteilung in der Welt und für das Wirtschaftswachstum. Seit dem Beginn der

80er Jahre bemüht sich die Wirtschaftspolitik, die Marktkräfte zu entfesseln. Deregulierung der nationalen Märkte und ihre Öffnung der internationalen Konkurrenz gegenüber sind zu globalen Politiken geworden. Die "unsichtbare Hand" des Marktes operiert weltweit (S. IV).

Als Folgen stellt die UNCTAD eine zunehmende Ungleichheit von Einkommen und Vermögen im Weltmaßstab fest und eine Verlangsamung des wirtschaftlichen Wachstums. Die zunehmende Einkommensungleichheit gilt sowohl im Verhältnis zwischen "Nord" und "Süd" als auch innerhalb der einzelnen Länder. Die Einkommensunterschiede haben zugenommen zwischen qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern, zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Kleinbauern und Händlern. Eine neue Klasse von Rentiers ist entstanden, die sich in manchen Entwicklungsländern bis zu 15 Prozent des Nationalprodukts in Form von arbeitslosen Zinseinkünften aneignet

Im Gegensatz zu den Annahmen der neoliberalen Theorie, die die Ungleichverteilung von Einkommen als Motor von Akkumulation und Wachstum ansieht, haben sich die Investitionstätigkeit und das Tempo des wirtschaftlichen Wachstums global verlangsamt. Steigende Gewinne, stagnierende Investitionen, zunehmende Unterbeschäftigung und wachsende personelle Ungleichverteilung sind die empirischen Merkmale der wirtschaftlichen Entwicklung seit der Durchsetzung des marktradikalen Dogmas.



Der Bericht stellt hierzu umfangreiches empirisches Material zur Verfügung. Im Zusammenhang der Diskussion über Globalisierung ist vor allem interessant, daß von einer Konvergenz in Weltmaßstab nicht die Rede sein kann:

Eine gewisse Angleichung der gesamtwirtschaftlichen Situation ist nur zwischen den entwickelten Industrieländern zu konstatieren. Dabei bat sich dieser Trend allerdings seit Mitte der 70er Jahre abgeschwächt.

Die Kluft innerhalb des Blocks der Entwicklungsländer ist dagegen deutlich größer geworden. Dies trifft auch zu, wenn man vom Entwicklungserfolg einiger asiatischer Länder absieht. Asien ist eine Region, in der sich rasche Entwicklung und eine gewisse Tendenz zur Konvergenz durchzusetzen scheinen. Dagegen vergrößert sich in Lateinamerika die Polarisierung. In Afrika sind nur wenige Länder in der Lage gewesen, einen gewissen Entwicklungsfortschritt zu realisieren.

Auch innerhalb der einzelnen Länder ist die Tendenz zu mehr Einkommensungleichheit nachweisbar. Dabei sind die Einkommensunterschiede generell in den Transitionsökonomien Osteuropas noch am geringsten, gefolgt von den entwickelten Industrieländern und schließlich von den Entwicklungsländern. Am krassen sind die Einkommen in Lateinamerika polarisiert, während die Unterschiede in Asien am niedrigsten sind. So ist das Verhältnis der Einkommen zwischen dem reichsten und dem

ärmsten Fünftel der Gesellschaft in Lateinamerika 16:1, in subsaharischen Afrika 10:1 und in Südasien 5:1. Die Weltspitze der Ungleichheit nimmt Brasilien ein, wo das reichste Fünftel der Bevölkerung fast 60 Prozent der Einkommen monopolisiert.

In allen Regionen nimmt die Polarisierung zwischen Arm und Reich zu, die klassischen "Mittelklassen" schrumpfen.

Der Bericht versucht, den Zusammenhang zwischen Einkommensverteilung und Entwicklungstempo empirisch zu untersuchen. Dabei sind die Ergebnisse sehr differenziert, die Zusammenhänge sind oft nicht eindeutig. Allerdings werden folgende Feststellungen als allgemeingültig angesehen:

Keines der erfolgreichen Länder Asiens (vor allem Japan und die neuen Industrieländer) hatte einen hohen Grad von Einkommensungleichheit;

Exportorientierung und Weltmarktintegration der nationalen Wirtschaftspolitik gehen nicht einher mit mehr Einkommensgleichheit.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Bericht dem Zusammenhang zwischen Entwicklung und Handelsliberalisierung. Dabei wird zunächst nochmals daran erinnert, daß den Entwicklungsländern zwar der völlige Abbau von Handelshemmnissen empfohlen wird bzw. - vermittelt über den Druck von IWF und Weltbank - aufgezwungen wurde, während die entwickelten Industrieländer es keineswegs aufgegeben haben, die Produkte der Entwicklungsländer (insbesondere

Agrarprodukte und Textilien) handelspolitisch zu diskriminieren. Dies ist ein Dauerthema der UNCTAD-Berichte. Darüber hinaus wird vor einer unspezifischen Öffnung der Märkte gewarnt: "Die Erfahrung zeigt, daß nur eine sorgfältig gesteuerte Integration in den Weltmarkt erfolgreich sein kann." (S. 87) Dazu wird nochmals das Beispiel der erfolgreichen asiatischen Entwicklungsökonomien angeführt, die eine gezielte Exportorientierung mit dem Schutz einheimischer Wirtschaftszweige verbunden.

Als Ergebnis der Analysen der Folgen von Liberalisierung und Einkommensumverteilung zugunsten der Gewinne spricht der Bericht drei wirtschaftspolitische Empfehlungen aus:

1. Hohe Gewinne führen nicht automatisch zu mehr Investitionen: Notwendig seien einmal stabile Rahmenbedingungen wie sichere politische Verhältnisse und ein funktionierendes Rechtssystem. Zum anderen aber müssen die Investitionen gezielt wirtschaftspolitisch gefördert werden, eine Steuerung der privaten Investitionen sei notwendig.

2. Die Integration in den Weltmarkt sei unumgänglich, sie müsse aber politisch sorgfältig gesteuert werden. Es sei insbesondere darauf zu achten, daß die Weltmarktintegration die Entwicklung der Binnenmärkte fördere ("linkage") und dort Investitionen und technologische Höherentwicklung bewirke.

3. Notwendig sei eine gezielte Förderung der Beschäftigung. Es müsse insbesondere darauf geachtet werden, daß die Arbeitskräfte ausreichend qualifiziert sind. Steigende Qualifikation habe auch mit höheren Reallöhnen einherzugehen. Mit wirtschaftspolitischen Mitteln sei auf eine Verringerung der Einkommensunterschiede hinzuwirken. Vor allem der Luxuskonsum sei zugunsten der Investitionen zu bekämpfen.

Allgemeiner belegt der Bericht, daß die hohle Entfesselung der Marktkräfte keine ausreichende Wirtschaftspolitik darstellt und vor allem entwicklungspolitisch negative Effekte hat. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Weltwirtschaft, für die der Bericht umfangreiches empirisches Material bereitstellt, wird die Bedeutung einer adäquaten wirtschaftspolitischen Steuerung hervorgehoben. Eine effiziente Wirtschaftspolitik ist aber nur möglich, wenn die staatlichen Institutionen handlungsfähig sind. Bis zum Beginn der 90er Jahre hätte UNCTAD mit dieser Position ziemlich allein gestanden - der "main stream" plädierte für einen minimalen, nur auf einige Kernfunktionen reduzierten Staat und die "Big-bang-Liberalisierung", d.h. die möglichst weitgehende Beseitigung jeder Form staatlicher Regulierung.

Diese marktradikale Position scheint seit einigen Jahren aber wieder auf dem Rückzug zu sein, "das Pendel schwingt zurück" (so der bekannte britische Entwicklungsökonom H.W. Singer). Ein Anzeichen für diese "Wiederer-



findung' des Staates ist z.B. der diesjährige Weltentwicklungsbericht der Weltbank, der einleitend feststellt, daß die Handlungsfähigkeit und Effizienz des Staates das bestimmende Element für Entwicklung sei.

Es wird Zeit, daß sich diese Erkenntnis auch in der realen Politik niederschlägt. Zu diesem Zweck ist es aber notwendig, daß IWF und Weltbank ihre Politik ändern. Vor allem müssen Konsequenzen aus der Tatsache gezogen werden, daß die unterschiedslose Liberalisierung des Handels und der Finanzmärkte negative Effekte in den Entwicklungsländern haben. Diesen muß die Möglichkeit eingeräumt werden, ihre Außenwirtschaft zu steuern. Die Erfahrungen zeigen zwar ebenfalls, daß dies keine Garantie für eine effiziente Politik ist. Aber noch weniger effizient ist der Verzicht auf Politik zugunsten der "unsichtbaren Hand" des Weltmarkts.

Jörg Goldberg

## Europa auf dem Prüfstand

Hans-Jürgen Bieling, Frank Deppe (Hrsg.), *Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa. Neun Länder im Vergleich*, Leske + Budrich, Opladen 1997, 375 S., 68,- DM.

Wenn heute über Europa verhandelt wird, ist meistens von der Einführung des "Euro" und den daran geknüpften Voraussetzungen (den sog. "Konvergenzkriterien") sowie von der rechtlichen und politischen Ausgestaltung und Stellung

der künftigen europäischen Zentralbank die Rede. Das Projekt der europäischen Einigung ist spätestens seit Maastricht zu einer Domäne (Beute?) der Geld-, Finanz- und Haushaltspolitiker geworden, deren ökonomisches Glaubensbekenntnis bei der Preisstabilität beginnt und bei der Rückführung der Staatsverschuldung endet und somit alle anderen Themen wirtschaftlicher Vernunft (von der Beschäftigungsförderung bis zu ökologischen Umbauprogrammen) mit einem Häresievorwurf belegt.

Zur kleinen Gemeinde der Ketzer gehört auch die Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften (FEG) am Institut für Politikwissenschaft der Marburger Universität, die sich aus einer umfassenden sozialwissenschaftlichen Perspektive "mit Problemen der ökonomischen Transnationalisierung - vor allem im Rahmen der Europäischen Union - und ihren Wirkungen auf die Politik" befaßt (7). Im Zentrum der zahlreich erscheinenden Forschungsberichte (die als FEG-"Studien" bzw. "Arbeitspapiere" firmieren) und der Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen der Gruppenmitglieder - erfreulicherweise immer wieder neue, junge Nachwuchswissenschaftler/innen - steht die Analyse der realen ökonomischen, sozialen und politischen Veränderungsdynamik in den Ländern der EU seit dem offenbar unwiderruflichen Ende der Nachkriegsprosperität. Die vorliegende Studie knüpft an Arbeiten an, die sich in vergleichender Absicht mit Problemen der Arbeitsbeziehungen, der Gestaltung betrieblicher

Arrangements, dem Bedeutungsverlust von Gewerkschaften und der Flexibilisierung von Arbeitszeitregelungen beschäftigt hatten. Dabei waren eine zunehmende "Konvergenz von Problemlagen" und eine gleichgerichtete, wenn auch unterschiedlich starke Veränderung des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit zugunsten des Kapitals festgestellt worden. Jetzt ging es um die Frage nach der "Konvergenz nationaler Politikmuster im Bereich der Arbeitsmarkt- und Wohlfahrtsregime" (8), d.h. um die Frage, ob und in welcher Form und Geschwindigkeit angesichts ähnlicher Problemkonstellationen (Massenarbeitslosigkeit, soziale Segmentierung, Krise der Staatsfinanzen u.ä.) in tendenziell allen EU-Mitgliedsstaaten sich auch deren nationale sozialpolitische Systeme und Interventionsinstrumente aufeinander zubewegen. Die neun Länder, an deren Situation die "Konvergenzfrage" in umfangreichen Länderstudien empirisch überprüft wird, sind Großbritannien ("Das Ende der 'konservativen Revolution'", Rolf Schmucker), Frankreich ("Schlanke Marianne?", Jochen Steinhilber); Österreich ("Zwischen Transformation und Kontinuität", Markus Schröder), die Niederlande ("Industrieller Aufstieg und tertiärer Niedergang", Nicole Hannemann), Schweden ("Luxussanierung des 'Volksheims'?", Kai Michelsen), Finnland ("Schlankheitskur nach den fetten Jahren?", Jussi Noponen/Sven Klöer), Irland ("Angebotskorporatistische' Modernisierung", Andreas Aust), Spanien ("Arbeits-

markt und Sozialpolitik im 'post-autoritären Wohlfahrtsstaat'", Stephan Lessenich) und Griechenland ("Vom Etatismus zur Privatisierung", Margund Zetzmann). Daß ausgerechnet die Bundesrepublik Deutschland in diesem Konzert fehlt, ist bedauerlich. Die von den Herausgebern vorgebrachte Erklärung, die Problemlage in Deutschland unterscheide sich nicht grundlegend von der anderer Länder, außerdem könne auf eine reiche Forschungsliteratur verwiesen werden (11), stellt mich nicht zufrieden. Mit derselben Begründung hätte man schließlich auch noch eine Handvoll anderer Länder außen vor lassen können!

In einem umfassenden einleitenden Beitrag von Hans-Jürgen Bieling (S. 17-51) werden das theoretische Konzept und der kategoriale Rahmen für die nachfolgenden Länderstudien entfaltet. Ausgangspunkt ist der in den 70er Jahren einsetzende "Formationsbruch" vom Fordismus zum Postfordismus. Danach war der fordistische "Wohlfahrtsstaat", der in den 60er Jahren europaweit seine Blüte erreicht hatte, sowohl in der Produktion als auch in der Konsumtion auf Schranken gestoßen, die sich durch den Einsatz nationaler Strategien der Krisenüberwindung nur noch sehr schwer und vorübergehend öffnen ließen. Waren die 70er Jahre und die beginnenden 80er Jahre noch durch den Wettstreit verschiedener wirtschaftspolitischer Regulierungsmethoden gekennzeichnet (es ging, verkürzt gesagt, um angebots- oder nachfrageorientierte Strategien), so setzte sich im Lauf der 80er Jahre



immer mehr die angebotsorientierte, neoliberale Markt- und Stabilitätspolitik durch (24). Sie sei zwar in der Lage, die "technologische Innovation und Rationalisierung der Ökonomie" zu fördern, versage aber gegenüber dem "sozialen und ökologischen Problemstau" (25). Der soziale Problemstau - von ihm allein ist in dem Buch die Rede, ökologische Aspekte bleiben vollständig ausgeklammert - manifestiert sich in der tiefgehenden Krise des Arbeitsmarkts: Verfestigung der Massenarbeitslosigkeit, Anwachsen sog. "atypischer" Beschäftigungsverhältnisse (Teilzeit, Leiharbeit, befristete Arbeitsverhältnisse, Scheinselbstständigkeit), Zunahme der Langzeitarbeitslosigkeit, Benachteiligung bestimmter Arbeitsmarktsegmente (Frauen, Alte, Jugendliche, Migranten usw.) und Vertiefung regionaler Disparitäten (z.B. sog. "Blaue Banane" und "Sunbelt" auf der einen, der Sonnenseite, Süditalien oder Andalusien auf der Schattenseite) (25f.). Gleichzeitig erodieren die "keynesianischen Institutionen und Regulationsformen", die zuvor in allen EU-Ländern auf Vollbeschäftigung und eine tendenziell "universalistische" soziale "Inklusion" der Bevölkerung abgezielt hatten. Somit wird die "schwindende soziale Kohäsion (...) zum prägenden Charakteristikum der 'postfordistischen' Vergesellschaftung." (27)

Inwieweit in diesem Prozeß nationale Besonderheiten und unterschiedliche Entwicklungspfade, d.h. länderspezifische "Muster der wohlfahrtsstaatlichen Regulation" zum

Tragen kommen, ist eine zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit. Bieling und alle Verfasser der Länderstudien gehen von der Regime-Typologie von Gosta Esping-Andersen aus, der den europäischen Wohlfahrtskapitalismus in drei "Welten" unterteilt: die "sozialdemokratische Welt" Skandinaviens (Prototyp Schweden, hierzu zählt in den Länderanalysen auch Finnland), das "liberale" Regime im angelsächsischen Raum (Großbritannien) sowie das konservativ-korporatistische Regime Kontinentalwesteuropas (Prototyp Österreich, Frankreich). Da diese Typologiebildung noch nicht die ganze Vielfalt der kapitalistischen Welt erfaßt, haben die Autoren im Anschluß an Stephan Lessenich (der im Band die Länderstudie zu Spanien beigezeichnet hat) als vierten Typus den des "postautoritären" Wohlfahrtsstaats eingeführt (neben Spanien noch Griechenland). Trotz dieser Erweiterung sind die Niederlande und Irland immer noch nicht so recht unterzuzurechnen. N. Hannemann widerspricht ausdrücklich der Esping-Andersen'schen Zuordnung der Niederlande zu den "korporatistischen Wohlfahrtsregimen" (18) und rückt das Land wohl eher in die Nähe des "sozialdemokratischen" Typs. Noch mehr scheint sich Irland irgend einer Typisierung zu entziehen: A. Aust zeichnet das Bild einer stark "polarisierten Gesellschaft", deren wirtschaftliche Modernisierung bisher in hohem Maße von Struktur- und Interventionsinterventionen der Europäischen Kommission abhängig war und dessen Zukunft aus einer

Kombination verschiedener Modellvarianten bestehen dürfte (275f.). Interessanterweise sind diese Modelltypen (Aust spricht von der "koreanischen", "amerikanischen", "schwedischen" und "klassisch-irischen" Variante) einer anderen Kategorisierung entnommen. Alle Länderstudien folgen einem vorgegebenen inhaltlichen Strukturierungsprinzip. Um die Differenzierung und Zuordnung der Staaten nach den genannten Regime-Typen vornehmen zu können, werden jeweils zumindest drei Kriterien angelegt: Erstens das "Zusammenspiel der drei Versorgungsinstitutionen Markt, Staat und Familie", zweitens "das Ausmaß sozialpolitisch gewährter 'Dekommodifizierung' der Arbeitskraft, d.h. die Qualität und Reichweite der sozialen Rechte unabhängig von der vorherigen Erwerbsarbeit", und drittens die besondere Art und Weise, durch die soziale Ungleichheitsstrukturen durch regimespezifische Interventionen verhindert (...) oder auch hervorgerufen und reproduziert werden" (32). Es wird aber auch klargestellt, daß die länderspezifischen Strukturierungsmuster "Resultat von historisch-institutionellen Erbschaften" sind, von "politischen Kräfteverhältnissen und Bündnisrelationen sowie des Verlaufs und Ausgangs sozialer Konflikte" (33). Was die Länderanalysen - und zwar ohne Ausnahme - so lesenswert und spannend macht, ist gerade die gelungene Verschmelzung der ökonomischen Entwicklung mit der politischen Geschichte und der besonde-

ren Kultur der Klassenbeziehungen in den jeweiligen Ländern.

Dennoch fallen ein paar Inkonsistenzen auf, die hätten vermieden werden können. Dem inhaltlich ähnlichen Strukturierungsprinzip der Länderstudien hätte auch eine ähnliche formale Gliederung der Beiträge gut zu Gesicht gestanden - nicht um uniforme Berichte zu haben, sondern um dem Leser/der Leserin die Vergleichsarbeit zwischen den Ländern zu erleichtern. Dies trifft auch auf die Verarbeitung des statistischen Ausgangsmaterials zu. Insbesondere bei den verwendeten ökonomischen Kennziffern herrscht ziemliche Willkür. Manche Autoren bemühen sich, die ökonomische Entwicklung ihrer Länder mit Hilfe einer Reihe einschlägiger Datenreihen und Tabellen nachzuzeichnen (besonders gut scheint mir das von N. Hannemann, K. Michelsen und A. Aust gelöst worden zu sein), während in anderen Fällen recht selektiv vorgegangen wird. Dem Frankreich-Beitrag (J. Steinhilber) fehlen z.B. tabellarische Übersichten über das Wirtschaftswachstum und die sektorale Wirtschaftsstruktur (nach BIP-Anteilen), weiteren Beiträgen fehlen detailliertere Angaben über die Betriebsgrößenstruktur der Industrie, über die Investitionsentwicklung (im Inland) sowie die ausländischen Direktinvestitionen oder über die Leistungsbilanz. Auch wenn ökonomische oder sozialstrukturelle Daten eines Landes mit denen anderer Länder verglichen werden, geschieht dies eher zufällig denn systematisch. Relativ nichtssagend (teilweise sogar irre-



führend) sind die Vergleiche nationaler Daten mit dem Durchschnitt aller OECD-Länder, wozu nicht nur die EU-Staaten, sondern etwa auch die Türkei und eine Reihe außereuropäischer Staaten (z.B. USA, Japan, Australien, Mexiko) gehören. Aussagekräftiger sind Vergleiche mit Vergleichbarem, in unserem Fall also mit den EU-Staaten. Daß die Daten verfügbar sind, hat K. Michelsen in seinem Länderbericht demonstriert.

Diese Einwände verblassen allerdings, wenn man sich die ausgesprochen informativen und detailgenauen Schilderungen über die sich ausdifferenzierenden Arbeitsmärkte, insbesondere die "atypischen Beschäftigungsverhältnisse" ansieht. Hier und in den ebenfalls zentralen Abschnitten über die jeweilige Struktur und Funktionsweise wohlfahrtsstaatlicher Systeme bzw. Einrichtungen offenbart sich die ganze Dynamik des gegenwärtigen arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Umbruchprozesses. Der "wohlfahrtsstaatliche 'Roll-back'-Prozeß" vollzieht sich in allen untersuchten Ländern. Damit ist die eingangs von den Herausgebern gestellte Frage nach der Konvergenz der sozialpolitischen Systeme insofern bejaht. Die Entwicklung führt gleichwohl nicht zu einer Aushebelung des "wohlfahrtsstaatlichen Regulierungsgefüges" und nur partiell zu einer Angleichung der nationalen sozialen Sicherungssysteme - so resümiert H.-J. Bieling die Länderanalysen in seinem abschließenden Beitrag (351ff.). Die "Trägheit" der tradierten Regimestrukturen verhindert dies ebenso

wie der noch vorhandene soziale und politische Widerstand (353). Dennoch steht in allen Ländern die Transformation der wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssysteme auf der Tagesordnung. Die Regimetypen unterscheiden sich im wesentlichen nur noch hinsichtlich des Tempos dieses Prozesses (vgl. 367ff.).

Alternativen zu dieser Entwicklung sind kaum in Sicht. In den Länderstudien spielen soziale Akteure eine zum Teil große Rolle bei der Darstellung des historischen Entwicklungsprozesses, also etwa bei der Durchsetzung bestimmter sozial- und arbeitspolitischer Arrangements. Bei der Diskussion der künftigen Perspektiven kommen sie entweder gar nicht vor oder ihnen wird keine strukturbildende Rolle mehr zugetraut. So reduzieren sich die "Alternativen" entweder auf die Spielarten der herrschenden politischen Klassen (z.B. Länderbericht Großbritannien), auf die Programme der institutionalisierten Sozialpartner (Österreich) oder sie bleiben in vagen Andeutungen stecken (Frankreich). Auch H.-J. Bieling bleibt in seinem Ausblick allzu unbestimmt, wenn er für die Erosion des Wohlfahrtsstaats hauptsächlich die "Arbeits-gesellschaft" verantwortlich macht, und zwar nicht die kapitalistische Arbeitsgesellschaft mit den ihr innewohnenden Widersprüchen und Unvereinbarkeiten, sondern ein - ich möchte sagen: formationsunspezifisches - "produktivistisches, wachstumsfixiertes, ökologieblindes und patriarchal borniertes Arbeitsver-

ständnis" (371). Sein Plädoyer für "alternative Sinnstiftungen und sozialintegrative Regulierungsansätze, die sich dem Mytbos der industriell-patriarchalen Erwerbsarbeit nicht fügen", beschränkt sich auf diesen und auf einen weiteren Satz, in dem vom "Umbau und der neuartigen Verzahnung von Arbeitsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat" als wesentlichen "Anknüpfungspunkte(n) für die Thematisierung eines alternativen Gesellschaftsmodells" (371) die Rede ist. Daran wird zu arbeiten sein. Die theoretischen Überlegungen und die empirischen Analysen des vorliegenden Bandes bieten dazu eine hervorragende Grundlage.

Peter Strutynski

### Die Kehrseite der "modernen" Türkei

*Kahraman Gündüzkanat: Die Rolle des Bildungswesens beim Demokratisierungsprozeß in der Türkei unter besonderer Berücksichtigung der Dimli- (Kirmanc-, Zaza-) Ethnizität, LIT Verlag, Münster 1997 (Soziale Ungleichheit und Benachteiligung: 6), 238 Seiten, 48,80 DM.*

Wenn heute in den hiesigen Medien von der Türkei die Rede ist, so geht es fast durchweg um den Konflikt zwischen dem aufbegehrenden Islamismus und den Verteidigern der auf Kemal Atatürk zurückgehenden "modernen", laizistischen, demokratischen, westlich orientierten Türkei.

Für Demokraten ist die Parteilichkeit klar; ein Korrespondent der

Frankfurter Rundschau nannte unlängst die Gründung der türkischen Republik durch Atatürk "eine der größten friedlichen Visionen dieses Jahrhunderts" (Gerd Höbler, "Europa und die Türken", FR vom 29.3. 1997, S. 3), die es zu verteidigen gelte. Der konstitutionell unfriedliche Charakter dieses kemalistischen Staates war in den letzten Jahren der westlichen Öffentlichkeit anhand der Kurdenproblematik durchaus bekannt geworden, aber dieses Thema scheint in hiesigen Redaktionsstuben im Moment vom Tisch. Daß der ethnische Konflikt in Ostanatolien jedoch mehr als bloß eine Kurdenfrage darstellt, da dort weitere eigenständige Bevölkerungsgruppen leben, deren Existenz die türkische Staatsdoktrin nicht anerkennt und die, wenn sie sich nicht bedingungslos assimilieren, entsprechend behandelt werden, ist weitgehend unbekannt.

Kahraman Gündüzkanat ist Angehöriger der Dimli- oder Zaza-Ethnizität, die im ostanatolischen Dersim-Gebiet ansässig ist; zu ihr gehören schätzungsweise fünf Millionen Menschen. Gündüzkanat, der seit 1981 in Deutschland lebt, hat nun eine außerordentlich gehaltvolle und informative Studie über die Situation der Dimli/Zaza vorgelegt. Das Buch ist als Dissertation im Fach Erziehungswissenschaften entstanden; für die Buchbandausgabe wäre die Ersetzung des akademisch-sperrigen Titels durch einen etwas eingängigeren sicher von Vorteil gewesen. Das Buch beschäftigt sich vor allem mit der Funktion des Bildungswesens



als Träger des türkischen Nationalismus und erörtert die Möglichkeit emanzipativer pädagogischer Reformkonzepte; gleichwohl ist es aber mehr als ein Fachbuch für Erziehungswissenschaftler. Es gibt einen umfassenden Überblick über die Geschichte des Dersim-Landes, die traditionelle Sozialstruktur und Lebensweise, Sprache und Religion seiner Bewohner, ihren Widerstand gegen die türkische Herrschaft und die Zerstörung der traditionellen Strukturen durch die von der Türkei betriebene "Modernisierung" des als "unzivilisiert" und "kulturlos" geltenden Dersim-Gebiets.

Bei den Dimli handelt es sich um die Sprecherinnen und Sprecher des Dimilki- oder Zazaki-Idioms, einer dem Kurdischen verwandten, jedoch eigenständigen westiramerisch-indogermanischen Sprache, die in der heutigen Türkei nicht in der Öffentlichkeit gesprochen werden darf. Das Dimilki ist rein mündlich überliefert; die Dimli waren überwiegend Analphabeten, nur wenige Gelehrte beherrschten die arabische Sprache und Schrift. Bemühungen um die Entwicklung einer Dimilki-Schriftsprache und die Aufzeichnung der Dimli-Traditionen erfolgen erst seit etwa zwanzig Jahren durch im Exil lebende Dimli; die Verschriftlichung soll die "herrschaftsferne", nämlich niemals in ihrer Geschichte staatstragend gewesene Dimilki-Sprache vor dem Aussterben hewahren.

Knapp zwei Drittel der Dimli sind auch in religiöser Hinsicht in der islamisch geprägten Türkei Angehörige einer Minderheit: sie bekennen sich zum Alevismus, der Ele-

mente des Islams, des Christentums und alter Naturreligionen unter einer ausgesprochen humanistischen Akzentsetzung vereint. Im Alevismus steht im Grunde nicht Gott, sondern der Mensch im Mittelpunkt; im religiösen Kult werden Symbole für die Würde des Menschen verehrt. Eine schriftlose Kultur hat hier eine erstaunliche Antizipation der Feuerbachschen Religionskritik geleistet. Aleviten gibt es in der Region auch unter Türken und Kurden; jedoch sind die Dimli die einzige ethnische Gruppe, die mehrheitlich den Alevismus praktiziert, während eine Minderheit sich im Laufe der Jahrhunderte dem sunnitischen Islam angeschlossen hat. Einem Islamisierungsdruck sind die Aleviten auch in der angehlich laizistischen türkischen Republik ausgesetzt, in der der Alevismus vom Staat nicht anerkannt wird; in den Schulen werden alevitische Kinder zum Besuch des sunnitisch-islamischen Religionsunterrichts gezwungen. Der seit jeher "aufgeklärten" Haltung der Aleviten entspricht eine weitgehend egalitäre, hierarchiefreie, basisdemokratische Lebensform, beruhend auf dem Gemeineigentum an Grund und Boden.

Zweifellos hängt es mit diesen Traditionen zusammen, daß Aleviten und Dimli heute in weiten Teilen den aktiven Kern der nicht-staatstragenden türkischen Linken bilden; einige Organisationen werden durchweg von Dimli dominiert. Allerdings handelt es sich hier vorwiegend um orthodox-kommunistische Gruppierungen stalinistisch-maoistischer Prägung, etwa die na-

hezu ausschließlich aus Dimli bestehende, in letzter Zeit mehrfach gesplante TKP/ML, deren Verständnis von Internationalismus für Minderheitenproblematiken wie die in Dersim gegebene keinen Raum läßt; die orthodoxen Marxisten-Leninisten aus Dersim verstehen sich als *türkische* revolutionäre Internationalisten und lehnen ein Streben nach Autonomie für die Dimli als "Nationalismus" ab. Auch die meisten Dimli-Intellektuellen, zu deren prominentesten etwa der sozialkritische Filmemacher Yilmaz Güney gehörte, haben sich weitgehend der türkischen Kultur assimiliert und bedienen sich ausschließlich der türkischen Sprache. Ansätze zur politischen Formierung einer undogmatischen Linken, die für eine Autonomie des Dersim-Gebiets eintritt, sind erst in jüngster Zeit zu hehachten. Unlängst wurde eine Sozialistische Partei Dersims gegründet.

Die Türken waren im Mittelalter aus Zentralasien auf die anatolische Halbinsel eingewandert und hatten dort das Osmanische Reich errichtet, das im Laufe der Jahrhunderte durch Eroberungen eine Ausdehnung erlangte, die ungefähr dem alten byzantinischen Reich entsprach. Den unterworfenen Völkern wurden relativ weitgehende Autonomierechte gewährt; Priorität hatte das Eintreiben von Steuern, wohingegen die Sprache, Kultur und Religion der beherrschten Völker einigermaßen helanglos waren. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts schrumpfte das Osmanische Reich infolge der Unabhängigkeitsbewegungen diverser

Völker mehr und mehr zusammen; auch in Dersim gab es Dimli-Aufstände, die jedoch niedergeschlagen wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Türkei von den europäischen Siegermächten ihr heutiges Staatsgebiet zugebilligt; auf diesem Territorium leben neben Türken Kurden, Dimli, Lazen, Armenier, Tscherkessen und andere Volksgruppen. Die Gründung der türkischen Republik durch Atatürk war nun gleichbedeutend mit der Aufgabe, diesen Restbestand des Osmanischen Reiches in einen modernen Nationalstaat umzuwandeln. Während die Sultansherrschaft auf Verhältnissen bloß äußerer Unterwerfung beruht hatte, bedarf die moderne demokratische Republik der Fiktion eines souveränen Volkes, aus dessen freiem Willen sie hervorgegangen sein soll. Im Falle der Türkei war und ist das zur Konstruktion eines Staatsvolkes erforderliche Ausmaß an Gewalt besonders augenfällig. Gemäß der kemalistischen Doktrin sind alle türkischen Staatsangehörigen per definitionem Türken. Eine Besonderheit von Kurden und Dimli wurde lange Zeit nur in der Bezeichnung "Bergtürken" zum Ausdruck gebracht, bei denen es sich um einen ziemlich unzivilisierten Menschenschlag handeln sollte. Ein verdecktes Eingeständnis der Existenz anderer Volksgruppen konnten die Ideologen im Umkreis Atatürks wohl nicht immer ganz vermeiden; die daraus gezogene Konsequenz lautete stets: Assimilation oder brutale Unterdrückung. Gündüzkanaat zeigt die Ambivalenzen der in diesen Kreisen vertrete-



nen Auffassungen auf: Einerseits wurde die türkische Nation nicht über die Abstammung, sondern über "Kultur" und "Zivilisation" definiert; andererseits waren zugleich bei den Ideologen der türkischen Staatsgründung kraß völkisch-rassistische Einstellungen virulent. Es wurde versucht zu zeigen, daß die Türken indogermanischer und die "Bergtürken" türkischer Abstammung seien. Im übrigen sind es in der Türkei heute vor allem Angehörige der Unterschichten, die hinter vorgehaltener Hand recht genau über die verschiedenen ethnischen Gruppen und ihre Siedlungsgebiete Bescheid wissen, deren Existenz hingegen gerade von gebildeteren Türken zumeist bestritten wird. Als staatliche, auf Staatsdoktrinen gebaute, verwandelt Bildung sich in ihr Gegenteil.

Was Gündüzkanaat dieser Unterdrückung entgegenhält, ist kein "Befreiungsnationalismus", wie ihn die militanten kurdischen Organisationen vertreten. Ein solcher kommt einfach schon deshalb nicht in Frage, weil der von der Türkei ausgehende Assimilationsdruck die Unterschiede zwischen Dimli, Kurden und Türken fließend gemacht hat, ohne doch die Substanz der Dimli-Traditionen ganz zerstören zu können; auch sind die Siedlungsgebiete der Dimli eng mit kurdischen verzahnt. Umgangssprachlich wird beispielsweise für die Dersimer Aleviten die Bezeichnung "Kiziloaç" verwendet, die sich auf Dimli, Kurden und Türken gleichermaßen bezieht. Die kurdischen Organisationen wiederum bestreiten ihrerseits die Eigenständigkeit

der Dimli, indem sie diese als Untergruppe der Kurden und die Dimilki-Sprache als kurdischen Dialekt bezeichnen, obgleich kurdische und Dimilki-Sprecher einander nicht oder kaum verstehen. Tatsächlich sind Kurden und Dimli von Historikern, Ethnologen und Sprachwissenschaftlern oft vermengt worden; einige große Rebellionen, die in der Geschichtsschreibung meist als "Kurdenaufstände" bezeichnet werden, waren in Wirklichkeit Erhebungen der Dimli. Viele Dimli bezeichnen sich nach außen als den Kurden zugehörig, wehren sich aber zugleich gegen kurdische Vereinnahmungsversuche. Aus der multiplen Konstellation ethnisch-sprachlicher und religiöser Gruppen in der Dersim-Region, der Koexistenz von Türken, Kurden und Dimli, unter denen sich jeweils islamische und alevitische Gruppen befinden, leitet Gündüzkanaat ein vor allem an der "Befreiungspädagogik" des Brasilianers Paulo Freire wie an der bereits in den vierziger Jahren von dem türkischen Reformpädagogen Tonguç formulierten Konzeption der "Dorfinstitute" orientiertes Programm "interkultureller Erziehung" ab, das auf einen reflektierten Umgang mit traditionellen "Identitäten" zielt. Dazu gehört: bilinguale Erziehung in Dimilki- und türkischer Sprache, Information über alevitische und islamische Traditionen.

Gündüzkanaat zeigt, daß der türkische Staat zur Zerstörung von Dimli-Traditionen komplementär einerseits türkisch-nationalistische Indoktrination, andererseits die Berieselung mit amerikanischer Po-

pulärkultur einsetzt. Stellenweise könnte hier der Verdacht aufkommen, die Darstellung des Autors impliziere eine antiwestliche Kulturkritik. Diese ist der Substanz nach nicht intendiert. Es wäre allerdings von Interesse, die Wirkungsweise "türkisch-islamischer" und "westlich-amerikanischer" ideologischer Effekte genauer zu beleuchten; sicher verhalten sich beide zueinander nicht widerspruchsfrei und könnten in ihrer Konfrontation Reflexionspotentiale freisetzen.

Gündüzkanaat weiß natürlich, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen die Aussichten auf eine Umsetzung seiner Reformkonzepte gleich null sind. Entwicklungen wie der israelisch-palästinensische Friedensprozeß bestärken ihn gleichwohl in der Hoffnung, daß Vergleichbares eines Tages in der Türkei auf die Tagesordnung gelangen könnte. Einstweilen ist sein Buch zunächst als Beitrag zur Förderung eines Verständigungsprozesses unter den im Exil lebenden Dimli und zur Information der europäischen Öffentlichkeit gedacht. In diesem Sinne ist ihm weite Verbreitung zu wünschen.

Henning Böke

## Ost-West informationen

Nr. 4/96

### AUSGEHUNGERT; KONTROLLIERT; PRIVATISIERT

Universitäten im Osten

Analysen aus Rußland, Slowakei, Polen, Serbien, Ungarn, BiH und der Ex-DDR.  
Dossier: Neofaschismus in Ostdeutschland.

Nr. 1/97

### ENDLICH FREI - UNO ARBEITSLOS?

Jugend im Osten

Analysen aus Rußland, Slowakei, Polen, Kroatien, Bulgarien. Dossier: Multikulturelles Litauen.

Nr. 2/97

### (ÜBER)LEBEN IN DER MARKTWIRTSCHAFT

Die triste Begleitmusik zur  
Transformation

Analysen aus Rußland, Slowakei, Polen, Tschechien, Rumänien. Dossier: Parteien und Nation in der Slowakei.

Nr. 3/97

### NATIONALE MINOER- HEITEN IN OSTEUROPA

Analysen aus Rußland, Polen, Slowakei, Rumänien, Moldawien, Kroatien. Dossier: Ethnische Säuberungen in der Krajina.

Nr. 4/97

### EU-OSTERWEITERUNG

(erscheint Ende Dezember 1997)

Bestellungen, Probeexemplar,  
Inhaltsverzeichnisse:

Ost-West-Gegeninformationen

c/o Dezentrale f. Alternativen.

Prokopig, 2/1, A-8010 Graz, Österreich.

Fax: 0043/316/810594

Preis: 6S 50,- (inkl. Porto/Haft)

Umfang: 48-56 Seiten



## Weder Glut noch Asche

### Probleme einer Geschichtsschreibung der Autonomen oder: Neue Bücher über die Autonomen

Im der ersten Hälfte des Jahres 1997 erschienen drei Bücher, die alle "die Autonomen" zum Inhalt haben.<sup>1</sup> Da sie aus der schwer zugänglichen "grauen" Literatur von Autonomen herausragen, dürften sie das Bild der Autonomen als politisch-kultureller Bewegung in der interessierten Öffentlichkeit und in der Forschung zu den neuen sozialen Bewegungen nicht unwesentlich beeinflussen. Schon aus diesem Grund und dem weit wichtigeren der politischen Auseinandersetzung mit dieser Bewegung ist eine kritische Beschäftigung mit diesen Büchern angezeigt.

In unterschiedlicher Weise behandeln die Veröffentlichungen die Autonomen als - und hier fangen die Probleme auch schon an, als was eigentlich? Als wichtigsten Bestandteil außerparlamentarischer Politik der 80er Jahre? Als eine an ihr Ende gekommene soziale Bewegung? Als linksradikalen politischen Widerstand, dessen Ende

<sup>1</sup> Autonomie-Kongreß, Standpunkte, Provokationen, Thesen, Unrast-Verlag, Münster 1997; Almut Gross, Thomas Schultz: Die Autonomen. Ursprünge, Entwicklung und Profil der autonomen Bewegung, Konkret Literatur-Verlag, Hamburg 1997; Geronimo: Glut und Asche, Reflexionen zur Politik der autonomen Bewegung auf dem Weg ins 21. Jahrhundert, Unrast Verlag, Münster 1997.

schon oft konstatiert wurde (das erste Mal 1981/82), der aber, dank seines kulturellen "Unterbaus" das Ende der neuen sozialen Bewegungen überleben wird bzw. überlebte?

Bei dem erstgenannten Titel handelt es sich um die Dokumentation des *Autonomie-Kongresses*, der 1995 in Berlin stattfand.<sup>2</sup> Bei diesem bundesweiten Treffen der radikalen und dogmatischen Linken sollte es vorrangig um das "Innenleben" der autonomen Bewegung gehen. Die von der Kongreßvorbereitungsgruppe herausgegebene Dokumentation hat keinen Komplettheitsanspruch, versammelt aber das Protokoll der Auftaktveranstaltung und die wichtigsten Papiere des Kongresses und seiner Vorbereitung. Hervorzuheben sind die Beiträge zur Diskussion um die Vorstellungen von Militanz und Organisation, die sehr scharfe Kongreß-Kritik einiger Hamburger Feministinnen und der Beitrag zum Verhältnis von Spaß und Politik, die alle die Debatten der radikalen Linken auf den Punkt bringen. Kritik gab es beim Kongreß von "Ost-" an "West"autonomen, von jungen an Altautonomen, von Frauen an Männern, nicht zuletzt wurde das Fehlen von nichtdeutschen Menschen bemängelt. Die Vielfältigkeit der mittlerweile recht ausdifferenzierten (um nicht zu sagen: atomisierten) autonomen Bewegungen wird in der Dokumentation zwar genannt, aber nicht in der vielleicht gebotenen Schärfe. Eine Dokumen-

<sup>2</sup> Siehe auch meinen Kongreß-Bericht in Z 23 (Dezember 1995), S. 167-169, sowie weiterführend Z 24 (März 1996), S. 100-105.

tation der Presseresonanz und der in der autonomen Bewegung selber schließt den Band ab.

Die Kongreßvorbereitungsgruppe enthält sich einer direkten politischen Bewertung des Kongresses und seines Nachlaufes. Sie simuliert sich stattdessen als ideellen Gesamt-Autonomen Kreuzberger Prägung; als Teil der, so könnte man es nennen, autonomen Autonomen, die nach links (gegen die Antinationalen, gegen die Theoriefraktion allgemein) und rechts (gegen die traditionalistische Antifaschistische Organisation) Kritik austeilte, ohne das eigene Politikverständnis zu reflektieren oder Vorschläge zu machen.

Thomas Schultz und Almut Gross legen in ihrem aus einer überarbeiteten und aktualisierten politikwissenschaftlichen Diplomarbeit entstandenen Buch einen Abriss der Geschichte der autonomen Bewegung, der Entwicklung ihrer Theorie und Praxis und einen kleineren Abschnitt zur autonomen Frauen- und Lesbenbewegung vor. Eingeleitet wird der Text, bei einer akademischen Arbeit wohl unvermeidlich, mit einem theoretischen Teil, der die neuen sozialen Bewegungen regulationstheoretisch aus der Krise des fordistischen 'Modells Deutschland' ableitet. Dann werden die Autonomen organisations- und ideengeschichtlich und der operaitische Ansatz von Zeitschriften wie *Autonomie* (Neue Folge) und *wildcat* kritisch diskutiert. Hervorhebenswert an dem Band ist, daß große Teile autonomer Theorie abgedeckt und in ihrer historischen Herausbildung unter-

sucht werden. Das subjektivistische Politikverständnis von Autonomen wird deutlich, ferner werden, wenn auch nicht lückenlos oder fehlerfrei, empirische Daten zu bestimmten Ereignissen, wie etwa großen Demonstrationen oder Kongressen, geliefert. Die beiden AutorInnen analysieren auch konstitutive Merkmale autonomer Politik (Identität, Militanz) und ihre Erweiterungen (Bündnispolitik, Patriarchatskritik, Triple oppression) und ihre Ambivalenzen, etwa in Bezug auf Organisation. Interessant ist, daß die AutorInnen zur Illustration ihrer Darstellung der Autonomen Zitate einstreuen, die aus Texten aus heutigen Tagen stammen könnten. Sie sind aber aus den frühen 80er Jahren und beweisen, daß die heute geäußerten Kritiken und Selbstanalysen die autonome Bewegung schon immer begleitet haben.

"Glut und Asche" ist die dritte Veröffentlichung des unter Pseudonym schreibenden Berliner Autonomen Geronimo. Geronimo verfaßte 1990 das mittlerweile in vierter Auflage verbreitete Buch "Fener und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen". In dem neuen Band erzählt er vier Ereignisse linksradikaler Politik der beginnenden 90er Jahre nach: Die Kampagne gegen Berlin als Olympiastandort (Berlin - NOlympic City!), den Tod eines faschistischen Funktionärs und die nachfolgende Repressionswelle, die Diskussion um den Spitzel, der den folgenreichen GSG 9-Einsatz in Bad Kleinen 1993 ermöglichte und schließlich den schon erwähnten Autono-



mie-Kongreß 1995. Der Autor geht dabei sehr detailliert vor, untersucht das Geschehen und seine Bearbeitung in autonomer Politik. Geronimo geht es um eine Verteidigung "des Politischen", um Streit im, wie er es nennt, "heißen" Sinne des Wortes, und nicht um platte "Benimmregeln". Diese entstanden aus dem durch die Frauenbewegung angestoßenen Grundsatz "Das Private ist politisch", der patriarchale Strukturen kritisieren sollte. Heute führt er aber dazu, "Politik" mit richtigem "Verhalten" zu verwechseln. Eine "gesellschaftstheoretische Bankrotterklärung ersten Ranges" sei es, so Geronimo, wenn es von Seiten Autonomer nicht einmal mehr problematisiert werde, daß autonome Politik heute in der Verteidigung des status quo bestehe und kein "Platz für gesellschaftliche Gegenentwürfe" (S. 27) mehr bestünde.

Gross/Schultze haben ein institutionen- und ideengeschichtliches Konzept, das die Autonomen hauptsächlich aus der Krise fordristischer Vergesellschaftung ableitet und so das Gewicht von "Strukturen" zu stark macht. Geronimo demgegenüber geht zu, daß seine Gewichtungen in erster Linie seine eigenen, und damit nicht objektiv sind. Sein Anliegen ist in bezug auf "die Autonomen" die Verteidigung eines "Politischen", und im Hinblick auf die gesellschaftliche Totalität die Aufhebung einer "Krise des Politischen", das schon fast an die Forderungen zivilgesellschaftlich gewendeter Ex-Linker erinnert. Er setzt unter Bezug auf einen Politikbegriff, der dem Willen zum

Handeln die Möglichkeit der Freiheit zuschreibt, auf "Selbstaufklärung", Spontaneität und die Bewahrung des "Eigensinns", die anzustreben oder zu schützen seien. Gross/Schultze dagegen haben keine Perspektive anzubieten, die über Anforderungen an ein "Überleben" des "autonomen Widerstandes" (S. 216) hinausgehen.

Alle drei Bücher sind streckenweise schon veraltet, eine Positionierung der AutorInnen zu den auch aus einer Kritik an autonomer Theorie und Praxis entstandenen Strömungen der Kulturlinken oder der Antinationalen erfolgt nicht. Geronimo scheint zur oben schon angeführten "autonomen Mitte" zu gehören, während Thomas Schultze Redakteur der antinationalen Zeitschrift 17° C ist. Ein bißchen sind die Texte Geschichtsschreibung der Sieger. Die Verstummen, die Resignierten, die aus der Szene Verschwundenen, die durch Ihre Zeit bei den Autonomen an Seele und Körper Verwundeten und Verletzten kommen nicht vor? Sie müßten, wenn mensch "die Autonomen" wieder an ihrem selbstgesetzten Anspruch der Abschwächung der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit mißt, erwähnt werden. Die Texte haben mit dem in den Sozial- und Geschichtswissenschaften immer noch nicht geklärten (und vielleicht auch nicht klärbaren) widersprüchlichen Verhältnis von "Struktur" und "Handlung" zu kämpfen. Dies ist nicht weiter verwunderlich. Daß dieses Dilemma von den AutorInnen aber überhaupt nicht reflektiert wird, verwundert schon: Die unter-

schiedlichen Sprechpositionen mit unterschiedlichen Absichten, Motivationen und Methoden werden nicht ausreichend reflektiert. Während sich Geronimo über seine Alltagsexistenz in vielleicht berechtigtes Schweigen hüllt, erfährt mensch über Gross/Schultze, daß sie heute linker Buchhändler bzw. Sozialpädagogin in einem Frauenprojekt sind. Sie haben damit den typischen Lebensverlauf der erfolgreichen Reste radikaler Oppositionsbewegungen hinter sich, der in einer Institutionalisierung in den Sektoren mündet, die durch die eigene Polit-Aktivität teilweise erst geschaffen werden. Diese Biographie ist von der der 68er oder der Grünen nicht verschieden und sollte Anlaß zur kritischen Betrachtung sein.

Weitere Beiträge zur Situation und den Perspektiven linksradikaler Politik am Ende dieses Jahrhunderts sind nötig. Vielleicht finden Sie den Weg "zwischen durch". Den Weg zwischen dem Reduzieren von Geschichte auf Ereignisse und Strukturen, einer Sichtweise, aus der dann auch keine Konfliktualität mehr entstehen kann, und der gesetzten Annahme, wie bei Geronimo, daß aus der Asche autonomer Politik doch wieder ein Phönix entsteigt, der die Glut weiterträgt (S. 22), einer Sichtweise, die doch stark an das Pfeifen im Keller erinnert. Die Autonomen sind weder 'Asche' noch 'Feuer und Flamme' und auch die Metapher der 'Glut' verdeckt, daß die Autonomen Produkt der Gesellschaft sind, wie auch die Gesellschaft Produkt der Autonomen ist. Wer an einer kriti-

schen Auseinandersetzung mit autonomer Politik interessiert ist, und diese ist trotz aller Kritik immer noch nötig und interessant, dem/der sei die vergleichende und kritische Lektüre aller drei Titel empfohlen. So können die Defizite der Veröffentlichungen teilweise aufgefangen werden.

Bernd Hüttner

Schwertfisch:

## Zeitgeist mit Gräten

Politische Perspektiven zwischen Ökologie und Autonomie



Das Schwertfisch-Buch - Beiträge und Dokumente aus dem Arbeitsschwerpunkt 'Ökologie und Herrschaftskritik' des BUKO (Schwertfisch) zu einem anderen Politikverständnis, Entwicklungsma(n)nie und Patriarchat, gesellschaftliches Naturverhältnis, Politisierung der Subsistenz, Abwicklung des Nordens, Baumkänguruhs, Kritik von Nachhaltigkeit, ....

von Claudia Bernhard, Helga Eblinghaus, Bernhard Fedler, Bernd Hüttner, Kai Kerschinski, Ulla Peters, Christoph Spehr, Armin Stickler, Heinz-Jürgen Stolz

232 S., 24 DM

Verlag:

YetiPress, J.-Liebig-Str. 25, 28357 Bremen  
- Rabatte für WeiterverkäuferInnen -



## Landwirtschaft Ost kontra Treuhandmodell

Hans Luft, *Landwirtschaft Ost kontra Treuhandmodell*, Dietz-Verlag, Berlin 1997, 124 Seiten.

Was ist ein "Roter Baron"? Jemand, der den "700.000 ostdeutschen Klein- und Mittelbauern, die in der DDR 1960 nach dem Vorbild der sowjetrussischen Kolchosen in radikalster Weise zwangskollektiviert wurden ... eine gerechte Vermögensauseinandersetzung verweigert" wie der "Deutsche Landbund" formuliert?<sup>1</sup>

Oder sind diese "roten Barone" jene Männer und wenigen Frauen, die Hans Luft so beschreibt (S. 106): Menschen, die "durch ihre jahrelange praktische Erfahrung bei der Leitung von Großbetrieben einen bedeutenden Wettbewerbsvorteil (haben), der sie auch in die Lage versetzte, den Prozeß der Umstrukturierung konzeptionell zu führen und die Fähigkeit zu entwickeln, sich den neuen betriebswirtschaftlichen Anforderungen zu stellen. Viele dieser Leiter mit LPG-Erfahrung haben hohes Engagement und oft auch persönliche Opferbereitschaft gezeigt, um Gemeinschaftsbetriebe und möglichst viele Arbeitsplätze zu erhalten"?

Der Landhund organisiert schätzungsweise zwei bis drei Prozent der ostdeutschen Landwirte und

<sup>1</sup> Versatzstück aus einer viertelseitigen Anzeige des "Deutschen Landbundes e.V.", der anlässlich des Bundesparteitages der CDU in Leipzig am 12.10.97 zu einer "Großdemonstration" - "Kommen Sie alle! Der Rechtsstaat braucht Sie!" - aufrief (FAZ v. 4.10.97).

vertritt hauptsächlich die Interessen der im Zuge der Bodenreform 1945/49 enteigneten Gutsbesitzer und ihrer Erben. Gegenwärtig wird zu einer neuen Attacke geblasen, bei der die "roten Barone" lediglich als Watschenmänner dienen: "Nach Darstellung des Landbundes ist weit mehr als die Hälfte der nach 1990 gegründeten 3.600 LPG-Nachfolgeunternehmen unter Mißachtung der dafür geschaffenen gesetzlichen Vorschriften entstanden. Diese Unternehmen hesäßen deshalb zu Unrecht das Milliardenvermögen der ehemaligen Genossenschaften. Sollte der Bundesgerichtshof die Ansichten des Deutschen Landbundes in den anhängenden Verfahren bestätigen, könnte sich, wie der Landbund meint, für mehr als 2.000 dieser LPG-Nachfolgeunternehmen die Existenzfrage stellen."<sup>2</sup>

Diesem neuen Angriff sind viele vorausgegangen, die auch teilweise Erfolg hatten. Die knappe und informative Darstellung der politischen Diffamierung, rechtlichen und teilweise wirtschaftlichen Diskriminierung der ungeliebten LPG-Nachfolgegesellschaften zieht sich durch das ganze Buch.

Daß 1995 rund 64% der landwirtschaftlichen Nutzfläche (LN) der früheren DDR weiterhin gemeinschaftlich bewirtschaftet wurden - darunter Genossenschaften und GmbH's mit 56% der LN (S. 10) - paßt nicht in das agrarpolitische

<sup>2</sup> "Verband: LPG nicht rechtmäßig umgewandelt. Neue Vorwürfe des Deutschen Landbundes gegen die Nachfolgeunternehmen" (FAZ v. 26.9.97).

Leitbild von CDU/CSU und FDP sowie Teilen der Grünen, die die "Großlandwirtschaft" bekritteln. In den neuen Bundesländern bewirtschafteten 1995 Betriebe mit einer Fläche über 100 ha (= 25,7% aller Betriebe) 93,5% der Gesamtfläche. Die entsprechende westdeutsche Relation betrug: 2,3% der Betriebe, 13,9% der Fläche (S. 127).

Im Unterschied zur "Zwangsprivatisierung" des Verarbeitenden Gewerbes und des Handels durch die Treuhand<sup>3</sup> blieb der größte Teil der ehemaligen LPG-Mitglieder Eigentümer des Sachkapitals und des Bodens, der in der DDR, anders als in den SU-Kolchosen, kein Staatseigentum war. Die "ostdeutschen Bauern" - wir würden die Bäuerinnen hinzufügen - hatten "die Vorteile gemeinsamer Agrarproduktion vor allem in sozialer Hinsicht konkret erfahren" (S. 13). Geregelter Arbeitszeiten, Urlaub, Kinderbetreuung, keine Probleme mit der Hofübergabe waren und sind Errungenschaften, von denen die meisten westdeutschen Landwirte nur träumen können.

Daß die "Gemeinschaftlichkeit" aber auch mit Problemen und Widersprüchen behaftet ist, geht aus verschiedenen Untersuchungen des "Instituts für Sozialdatenanalyse e.V. Berlin (isda)" hervor, die der Autor bei seinen umfangreichen

<sup>3</sup> Vgl. Hans Luft, Nach der Zwangsprivatisierung. Gedanken zur Eigentumsproblematik ein halbes Jahrzehnt nach dem DDR-Anschluß, in: Z 23 (September 1995), S. 122-131.

Recherchen leider nicht berücksichtigt hat.<sup>4</sup>

Die Probleme des Transformationsprozesses der ostdeutschen Landwirtschaft werden nicht nur in rechtlichen und sozialen Zusammenhängen, sondern auch in ihren ökonomischen und ökologischen Dimensionen bearbeitet. Luft breitet dabei umfangreiches Zahlenmaterial aus. Er versteht es zudem, seine Thesen mit vielen Beispielen zu untermauern, was auch dem Lesevergnügen zugute kommt.

Das Projekt "Heubörse", über das die Vermarktung des Heus von thüringer Bergwiesen organisiert wird, ist auch auf andere Regionen in Ost und West übertragbar. Das gilt auch für die Forderung, daß die "Vergütung der Leistungen für die Landschaftspflege sowie die Schadensansprüche ... langfristig zuverlässig und einklagbar gesichert werden (müssen)" (S. 89).

Luft thematisiert im Kapitel 7 "Konfrontation von Ökologie und Ökonomie wenig hilfreich" auch den Widerspruch zwischen der Stilllegung landwirtschaftlicher Flächen (Ost 13%, West 6%) und der Vernichtung von Nahrungsmitteln durch die EU-Behörden sowie dem wachsenden Hunger in weiten Teilen der Welt. Wie dieser Widerspruch gelöst werden kann, muß weiter diskutiert werden. Export von Nahrungsmitteln in die Hungerländer ist bekanntlich proble-

<sup>4</sup> Vgl. zum Beispiel: Kurt Krumbach, Soziale Potentiale für den landwirtschaftlichen Gemeinschaftsbetrieb - Beschäftigte in LPG-Nachfolge-Betrieben 1993/1994, isda - Studie Nr. 19, Berlin 1995.

matisch, weil er die Absatzmöglichkeiten der Landwirtschaft in diesen Ländern beeinträchtigt.

Wesentlicher Teil der Transformation war der drastische Personalabbau. Von den 976.000 Beschäftigten im Jahr 1989 arbeiteten 1995 lediglich noch 228.000 in der Land- und Forstwirtschaft (S. 97). "Die juristischen Personen (vor allem die Nachfolge-Genossenschaften und -GmbH's, d. Verf.) sind mit ihren Tochterunternehmen nach wie vor Hauptarbeitgeber, mitunter sogar die einzigen Arbeitgeber in den jeweiligen Dörfern. Sie beschäftigten 1995 pro Betrieb im Durchschnitt 46 Personen, und zwar ausschließlich Lohnarbeitskräfte. Zum Vergleich sind in den Einzelunternehmen (Wieder- und Neueinrichter, d. Verf.) einschließlich des Betriebsinhabers im Durchschnitt zwei Arbeitskräfte, vorwiegend Familienmitglieder, tätig und bei den Personengesellschaften fünf Arbeitskräfte, davon in der Regel zwei Familienmitglieder" (S. 99).

Die Ursachen für den Beschäftigtenrückgang sind Auslagerung bisheriger Funktionen und eine verringerte Intensitätsstufe der Produktion.

*Erstens:* Ausgliederung aller nichtproduktionsnotwendigen Tätigkeitsbereiche; die ehemaligen LPG's nahmen - vor allem im sozialen Bereich - viele Gemeindefunktionen wahr. Deshalb ist auch ein Produktivitätsvergleich OST - WEST für 1990, den Luft vornimmt (S. 9), einer, bei dem Tafeläpfel und Pferdeäpfel verglichen werden. Die Produktivität der Landwirt-

schaft betrug in diesem Jahr angeblich erst 36 Prozent des Westniveaus.

*Zweitens:* Drastischer Rückgang der arbeitsintensiven Tierproduktion, der bei den gemeinschaftlichen Betriebsformen allerdings noch am geringsten war. Wegen des Preisverfalls und der EG-Marktpolitik ergeben sich daraus Probleme im Hinblick auf die Ertragssituation dieser Betriebe (S. 81). Luft ist aber zuzustimmen, wenn er in der Aufstockung der Bestände eine wichtige Möglichkeit sieht, wieder zu mehr Arbeitsplätzen in der Landwirtschaft zu gelangen.

*Drittens:* Der Anbau vergleichsweise arbeitsintensiver Kulturen wie Kartoffeln, Gemüse und Obst bat sich deutlich verringert.

Letzteres - aber auch der Rückgang der Tierproduktion - bat unter anderem damit zu tun, daß große Teile der ostdeutschen Ernährungsindustrie und der Handel - einschließlich des größten Teils der Konsumgenossenschaften - an westdeutsches Kapital übereignet wurden. "Jene nahmen zwar die neuen Absatzgebiete an, aber bestellten den Mehrbedarf größtenteils nicht bei ostdeutschen Produzenten, sondern bei ihren bisherigen Lieferanten aus den alten Ländern" (S. 112). Der Anteil ostdeutscher Produkte am westdeutschen Sortiment schwankt nach Angaben des zuständigen Bundesministeriums zwischen zwei bis fünf Prozent, erreicht im Centrum-Warenhaus am Alexanderplatz immerhin schon wieder 50 Prozent (S. 113).

Die Rückgewinnung von verlorenen Marktanteilen ist ebenso risikoreich wie der Versuch, mit neuen "Produktlinien" (z.B. Hanf, Flachs) die Ertragssituation zu verbessern. Dem Grundsatz "erst vermarkten - dann produzieren" (S. 76) ist angesichts der Tatsache, daß für die "nach der Wende aufgenommenen Kredite ... jetzt der Kapitaldienst fällig (wird)" (S. 118) zuzustimmen.

Die Vorschläge Lufts zur Verbesserung der Situation - "Direktvermarktung", Einsatz für die Regionalisierung von Produktion und Absatz - nicht zuletzt aus ökologischen Gründen und denen des Tierschutzes, Stärkung der Handlungsmacht von Einkaufs-, Produktions- und Verkaufsgenossenschaften, "Vertragslandwirtschaft", alles in allem horizontale und vertikale Kooperationsketten, "einschließlich der Knüpfung strategischer Allianzen" (S. 119), gilt freilich für die Landwirtschaft in Ost und West gleichermaßen.

Für Ostdeutschland müßte dazu kommen: Soziale "Rückrüstung" der Dörfer auf das soziale Niveau vor der "Wende": Wiederherstellung von Einkaufsmöglichkeiten und Postdienstleistungen durch "Nachbarschaftsläden" und Gaststätten, "Telecenters", "Verteidigung" von Grundschulen, die die Kinder fußläufig erreichen können usw.

Zusammen: Wer sich über die Probleme der ostdeutschen (und gesamtdeutschen) Landwirtschaft informieren will, sollte das Buch lesen.

Eberhard Dähne

## Klimapolitik

*Sascha Müller-Kraenner/Christiane Knospe, Klimapolitik. Handlungsstrategien zum Schutz der Erdatmosphäre, Birkhäuser-Verlag, Basel 1996, 248 Seiten, 39,80 DM.*

*Reinhard Loske, Klimapolitik. Im Spannungsfeld von Kurzzeitinteressen und Langzeiterfordernissen, Metropolis-Verlag, Marburg 1997, 348 Seiten.*

Der Band von Müller-Kraenner und Knospe bietet einen Einstieg in die Klimaproblematik. Er erläutert in einer Einleitung die naturwissenschaftliche Seite des Problems, die erwarteten Auswirkungen auf den globalen Wasserhaushalt und die natürlichen Ökosysteme. In drei Hauptteilen werden dann klimapolitische Handlungsstrategien auf drei Ebenen - der nationalstaatlichen (Deutschland), der regionalen (Europäische Union) und der internationalen vorgestellt. Den Abschluß bildet ein kurzes Nachwort "Klimapolitik als Bildungsauftrag".

Die AutorInnen machen deutlich, daß die BRD ihr international vielbeachtetes, weil relativ ehrgeiziges, Ziel einer Reduktion der jährlichen CO<sub>2</sub>-Emissionen (Stand 1990) um 25 % bis zum Jahr 2005 nicht erreichen wird. Dies liegt vor allem daran, daß die von der Bundesregierung selbst als notwendig erkannten, dazu erforderlichen Maßnahmen nicht ergriffen werden. Weder gibt es eine Energiesteuer, die in der Lage wäre, den ausufernden motorisierten Individualverkehr einzudämmen, noch werden auch nur die nach heutigen



Standards bereits ökonomisch sinnvollen Wärmedämmungstechniken im Rahmen einer Wärmenutzungsverordnung zum baulichen Standard erhoben. In der Stromerzeugung wird weiterhin von steigendem Bedarf ausgegangen, antastet im Rahmen einer integrierten Ressourcenplanung ökonomisch sinnvolle Sparmaßnahmen vor den Ausbau neuer Kapazitäten zu stellen. Der Ausbau erneuerbarer Energien bleibt ebenfalls weit hinter dem selbst ökonomisch Sinnvollen zurück.

Das vollständige Scheitern der europäischen Klimapolitik seit dem Erdgipfel von Rio 1992 kontrastieren die AutorInnen mit dem vorhandenen Reduktionspotential. Eine konsequente Umsetzung des bereits 1992 zusammengestellten Maßnahmenkatalogs des Ministerrates wäre in der Lage, das damals angepeilte Ziel einer Stabilisierung der CO<sub>2</sub>-Emissionen auf dem Stand von 1990 zu erreichen, wie am Beispiel Dänemarks gezeigt wird. Für Osteuropa, dessen CO<sub>2</sub>-Emissionen nach 1989/90 auf einen Tiefstand gesunken sind, stellt sich die Frage, ob beim Wiederaufbau die Fehler des westlichen Modells vermieden werden können. Die Hilfsprogramme der EU sowie die Kreditrichtlinien der Weltbank tragen dem nicht ausreichend Rechnung.

Gegen Versuche, die Schwellenländer Ostasiens, allen voran China, zu den neuen Sündenböcken der Klimapolitik zu machen, führen die AutorInnen die realen Verhältnisse an: einer Pro-Kopf-Emission von 20 Tonnen CO<sub>2</sub> pro Jahr in den

USA steben 3 Tonnen in der VR China gegenüber. Auch die in den westlichen Industriestaaten erst in den 80er Jahren - also einer sehr späten Phase ihrer Industrialisierung - zumindest teilweise erfolgte Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch ist in China bereits erreicht. Dies vermindert nicht die ökologische Gefahr, die von dem gegenwärtigen Entwicklungstyp der ostasiatischen Länder ausgeht. Es unterstreicht nur noch einmal, daß die Staaten der kapitalistischen Zentren Hauptverursacher des Problems sind und dort die entscheidenden Reduktionsschritte erfolgen müssen.

Müller-Kraenner und Knospe gelingt es, einen verständlichen Überblick über die aktuellen Debatten in der Klimapolitik herzustellen. Wer sich darüber informieren möchte, was bisher "gelaufen" ist und wer Informationen über vorliegende Alternativstrategien sucht, wird in dem Band fündig werden. Wer allerdings verstehen möchte, warum trotz überzeugender Alternativen zum herrschenden Kurs die Klimapolitik nicht vorankommt, wird nicht viel erfahren. So gesehen ein wenig politisches Buch.

Sehr viel weiter führt da die Arbeit von Reinhard Loske. Loske stellt die Frage, ob die "Klimalücke", verstanden als die Differenz zwischen notwendiger Emissionsreduktion und aktueller Entwicklung, geschlossen werden könne und was dazu geschehen müsse. Neben einer penibel recherchierten und verständlich geschriebenen Darstellung des naturwissenschaftlichen

Wissens über den Treibhauseffekt macht sich Loske an einen Beitrag zur "polit-ökonomischen Theoriebildung der noch jungen Disziplin Klimapolitik" im Rahmen eines "interdisziplinären Forschungsansatzes" (19). Abschließend wendet er seine in sechs Kapiteln entwickelte Theorie der Klimapolitik auf die "Klimapolitik der Staaten" an und gibt einen Überblick über Geschichte und mögliche Zukunft der Klimarahmenkonvention von 1992.

Als grundsätzliche Strategien in der Klimapolitik unterscheidet der Autor eine präventive (Begrenzung und Absorption von Emissionen) und eine reaktive (Anpassung und Nachbesserung) Politik. Unter Anwendung spieltheoretischer Überlegungen und der Unterscheidung von Verursacher- (z.B. die kapitalistischen Metropolen), Betroffenen- (z.B. Staaten, denen Überflutungen drohen) und Helferinteressen (z.B. Umweltschutzindustrie) kommt Loske zu dem Schluß, daß "unter den Aspekten der Risikobegrenzung eine präventive Strategie angemessen ist". (28) Aus einer Analyse der institutionellen Bedingungen von Klimapolitik schlußfolgert Loske, daß diese "Großgruppen gegenüber zentralen Akteuren, Kurzzeitinteressen gegenüber Zukunftsinteressen, etablierte Akteure gegenüber neuen Akteuren und Beharrungskräfte gegenüber Innovationen" (108) begünstigen. Deshalb sollten die Partizipationsmöglichkeiten von Betroffenen und Nicht-Regierungsorganisationen im Rahmen von Umweltverträglichkeitsprüfungen, Technikfolgenabschätzungen etc. verbessert werden.

Ebenso seien langfristige (nicht an die Legislaturperioden gebundene) Interessen in Form eines Umwelt-rates oder der Verankerung des Umweltschutzes im Grundgesetz zu stärken. Skeptisch ist Loske dabei gegenüber einer "vor allem oder ausschließlich an neuen Verfahrensrechten orientierten Reform der politischen Institutionen, wie sie vor allem von Befürwortern einer 'aufgeklärten, reflexiven Moderne' vertreten" (110) werden. Indem sie die tatsächliche Aufspaltung der Gesellschaft in "Informationseliten" und von Informationen und Mitwirkungsmöglichkeiten Abgeschnittene übersähen, trügen solche Modelle die Gefahr einer "Expertokratie" in sich, wie sie sich an Entwicklungen in den USA abzeichne.

Das technische Potential zur Begrenzung sieht Loske bei aller Unsicherheit gegeben. Dies allerdings nur, wenn erstens sowohl Maßnahmen zur Effizienzsteigerung des Energieverbrauchs (in den Industriestaaten 40 bis 50 % des heutigen Verbrauchs) und zum verstärkten Einsatz erneuerbarer Energiequellen ergriffen werden. Zweite Bedingung wäre ein absoluter Rückgang des Energieverbrauchs weltweit. Weiteres Wachstum würde sonst die erreichten Effizienzsteigerungen auffressen und die Umstellung auf erneuerbare Energien zur Marginalie machen. Im Kapitel "Zur Ökonomie des Treibhauseffektes" unterzieht Loske die (neoklassische) Umweltökonomie einer kritischen Prüfung. Er zeigt, daß diese wegen "der Diskontierung von Zukunftsoptionen, der Ignoranz gegenüber Großrisiken

und der Annahme, Naturkapital sei weitgehend durch menschengemachtes Kapital ersetzbar" (217) zur Unterbewertung von Zukunftschäden und zur Überbewertung der Kosten des Klimaschutzes neige. Dagegen könne sie bei der Auswahl der Mittel zur Erreichung politischer Ziele wichtige Hinweise geben. Mehr noch als im Institutionenkapitel wird in diesem Kapitel die Begrenztheit des Loske'schen Ansatzes deutlich. So berechtigt seine Kritik der Neoklassik ist (und so berechtigt im Übrigen auch sein Anliegen ist, der Neoklassik Gerechtigkeit widerfahren zu lassen), so ungenügend bleibt sie für eine "polit-ökonomische Theoriebildung". Die Neoklassik ist für eine polit-ökonomische Analyse ja auch deshalb unzureichend, weil in ihren modellplatonischen Idealwelten ein so zentraler Begriff wie "Macht" keinen Platz hat.

In einem grundsätzlich begrüßenswerten, m.E. aber mißlungenen Versuch, die Dimension der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Klimaproblems als eine wesentlichen Seite des Phänomens zu erfassen, unterscheidet Loske eine pessimistische, eine optimistische und eine "ambivalente Perspektive", die die "Beachtung der Naturgrenzen" (32) für erforderlich hält, gleichzeitig aber auf Wandel und "Einsichts- und Selbstbegrenzungsfähigkeit des Menschen setzt" (32). Die Unterscheidung bleibt deskriptiv, weshalb theoretisch wenig gewonnen ist. Ganz abgesehen davon, daß die gesellschaftliche Wahrnehmung des Klimaproblems noch von einer ganzen Reihe anderer Faktoren -

wissenschaftlichen Weltbildern, Interessengruppen, Medien etc. - abhängig ist.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Loskes Arbeit wichtige Ansätze liefert, eine befriedigende Theorie der Klimapolitik aber noch nicht leistet. Dies liegt wesentlich an seiner eigentümlichen Auffassung von polit-ökonomischer Analyse. Seine Institutionenkritik bleibt einem herkömmlichen politikwissenschaftlichen Institutionenbegriff verhaftet, der wenig Anknüpfungen an gesamtgesellschaftliche Entwicklungen erlaubt. Auch der Markt wäre schließlich eine die Klimapolitik nicht unerheblich beeinflussende Institution, die zu untersuchen wäre. Seine Kritik der Neoklassik ist verdienstvoll, aber unzureichend. Und indem Loske auf jegliche Analyse der aktuellen Entwicklung des Kapitalismus verzichtet (Stichwort Globalisierung), bleibt auch seine Betrachtung der aktuellen klimapolitischen Auseinandersetzungen blutleer und deskriptiv. Aber: Bei allen Einwänden bleibt es das bisher nützlichste Buch, das zum Thema vorliegt.

Jörg Cezanne

## Das Großkapital, die Nazis und ein herrlich profitabler Zweiter Weltkrieg

Dietrich Eichholtz: *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945, Band III: 1943-1945, Akademie Verlag, Berlin 1996, XX & 803 S., 148,- DM.*

27 Jahre nach dem ersten, elf Jahre nach dem zweiten ist er erschienen: der lang erwartete abschließende dritte Band der *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft* von Dietrich Eichholtz. Als Ergebnis dieses veritahlen "Lebenswerks" - so nennt es der Wirtschaftshistoriker Thomas Kuczynski<sup>1</sup> - ist ein "Handbuch" entstanden, unverzichtbar für jeden, der der innigen Kooperation zwischen Großkapital und faschistischem Regime von Beweisstück zu Beweisstück nachspüren möchte, um die Geschichte des Dritten Reichs und seiner Hauptakteure zu rekonstruieren.

Den ersten Band zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs und zu den frühen Kriegsjahren hatte Dietrich Eichholtz als Solist erarbeitet. Beim zweiten Band, in dem er die von verblendeter Siegeszuversicht lodernen mittleren Kriegsjahre analysierte, hatte er Joachim Lehmann für das Kapitel Landwirtschaft zu Rate gezogen. Um die ob der sich zusammendrängenden Ereignisse und angesichts des unaufhaltsamen Absturzes des Dritten Reichs von Widersprüchen, Improvisation und Chaos geprägten

Kriegsjahre 1943-45 in allen entscheidenden Aspekten der sorgsamsten Analyse zu erschließen, hat sich Eichholtz für den dritten Band der Mitwirkung von vier ausgewiesenen Fachgenossen versichert. Hagen Fleischer stellt uns den *Besatzungsalltag auf Kreta* vor Augen. Manfred Oertel hat die *Kriegsfinanzierung*, Berthold Puchert den *deutschen Außenhandel* während des Kriegs untersucht. Karl Heinz Roth hat die *wirtschaftlichen Vorbereitungen auf das Kriegsende und Nachkriegsplanungen* erforscht.

Es hängt fraglos mit den zu analysierenden Prozessen, der erweiterten Zugänglichkeit deutscher und alliierter Archive in Ost wie West und mit einer wachsenden Zahl sorgfältiger Einzelstudien zusammen, daß sich der Umfang der Arbeit von Band zu Band vermehrt hat, von 400 auf 700 und nun auf über 800 Seiten.

"Das wesentliche Anliegen des Werkes," schreibt Dietrich Eichholtz im Vorwort, "bleibt unverändert die Untersuchung der materiellen Grundlagen für die deutsche Kriegführung und darüber hinaus der Gesamtheit jener ökonomischen Kräfte und Interessen, die dem imperialistischen Drang des Regimes nach Reaktion und Gewalt, nach Ausbeutung, Expansion, Eroberung und Krieg zugrunde lagen. Hiermit soll ein Beitrag zur Definition der zum Kriege treibenden und am Krieg interessierten Kräfte und ihrer verbrecherischen Methoden geleistet werden." (XII) Diese sich selbst gestellte Aufgabe

<sup>1</sup> Kuczynski, Thomas: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft, in: *junge welt*, 21-01-1997, S. 12.



haben Eichholtz und seine Mitautoren glänzend erfüllt.

Gleichsam nebenbei löst Eichholtz eine zweite Aufgabe, die mit der ersten aufs Innigste verschränkt ist: Er beweist die Kontinuität der Herrschaft des Kapitals durch Drittes Reich und Zweiten Weltkrieg hindurch bis in die Gegenwart. Dies zu erkennen verlangt der Leserin, dem Leser freilich eine sehr wache Lektüre ab und setzt Kenntnisse der damaligen personellen Bestückung der Chefetagen der kriegführenden Konzerne voraus.

Seit 1933 hatten Finanzkapital und Industrie in alle für ökonomische Belange zuständigen Stäbe der Ministerien bis hinauf in Albert Speers Super-Ministerium für Rüstung und Kriegsproduktion ihre Spezialisten entsandt, die das Profitinteresse ihres Unternehmens und ihrer Branche fest im Blick behielten. Die Nazis haben die Forderungen, die der Kölner Bankier Kurt von Schröder namens des Großkapitals Hitler am 4. Januar 1933 als Bedingungen für die Machtübergabe gestellt hatte, penibel erfüllt. Deren "wesentlicher Punkt [war], daß die Wirtschaft sich selber lenken sollte zur Lösung der von der politischen Führung gestellten Probleme".<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Eidesstattliche Erklärung des Freiherrn Kurt von Schroeder. Köln, vom 21. Juli 1947, abgedruckt in: Czichon, Eberhard: Wer verhalf Hitler zur Macht?, Köln [1967], S. 78; vgl. auch Eichholtz, Dietrich: Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945, Band I: 1939-1941, Berlin 1969, S. 7, 52; Helms, Hans G.: Wo die wirkliche Machtüber-

Als einige Nazibonzen auf dem Kulminationspunkt des Kriegs Anstalten machten, diese Verpflichtung abzuwerfen, war es Superminister Speer, wie Eichholtz darlegt, der Hitler mit Nachdruck "darauf aufmerksam [machte], daß Rüstungsfortschritt und Tempo dank der Effizienz der industriellen 'Selbstverantwortung' erzielt worden seien". (30) In seiner letzten Rede vor "größerem Publikum", vor 150 leitenden 'Männern der Wirtschaft', am 26. Juni 1944 bestätigte Hitler noch einmal die "Anerkennung und Stärkung der Selbstverantwortung der Industrie" und gelobte den Herren Kapitalisten: "Wenn dieser Krieg mit unserem Sieg entschieden ist, dann wird die Privatinitiative der deutschen Wirtschaft ihre größte Epoche erleben!" (47)

Sofern das Kapital es nicht vorgezogen hat, seine akkumulativen Heldentaten im Dritten Reich überhaupt mit Stillschweigen zu übergehen und sie dem kollektiven Vergessen anzubefehlen, hat es willfährige in- und ausländische Historiographen zu finden gewußt, die es als hilfloses Opfer des Naziregimes oder ärgstenfalls als widerwilligen Kollaborateur dargestellt haben. Mit derlei Geschichtsklitterungen räumt Eichholtz radikal auf. Aus den altbekannten wie aus den neu erschlossenen Dokumenten, auf denen seine Analyse basiert, wie aus seiner gesamten Darstel-

gabe stattfand, in: Neues Deutschland v. 23./24.8.97, S. 15.

<sup>3</sup> Erklärung von Schroeder, 1 c, S. 78.

lung zeichnet sich die historische Wahrheit ab.

Mit den Stimmen von Millionen sozial entwurzelter, zielbewußt in-doktriniertes Volksgenossen hat das Kapital die Nazis als politische Ordnungsinstanz zur radikalen Durchsetzung seiner Interessen an die Macht gehievt. Es hat die Naziführung ziemlich genau auf einen, seinen Profitinteressen dienlich erscheinenden Kurs zu lenken verstanden, der durch den Krieg seine Erfüllung finden sollte und gefunden hat. Seine während des Dritten Reichs konsolidierte und ausgebauten Machtposition sollte nach Plänen, die ab 1943 unter der Schirmherrschaft Reichsministers Speer und seines Chefplaners Hans Kehrl im intimen Cercle der Ministerial- und Konzernherren entworfen wurden, in eine permanent expansive europäische Nachkriegswirtschaftsordnung münden. (522) In Anlehnung an diese Planspiele ist es dem Kapital nach Kriegsende gelungen, mit ergebener Unterstützung von zu Demokraten gewendeten Nazis und Mitläufern wie Ludwig Erhard, Karl Blessing, Alfred Müller-Armack oder dem Finanzwiesel Hermann Josef Abs und unter solidarischem Beistand des verbündeten US-Kapitals und des Marshall-Plans, seine Machtbasis in verblüffend kurzer Zeit zu rekon-solidieren und seine heutigen Weltmarktpositionen zu erobern.

Wie außergewöhnlich lukrativ das Kriegsgeschäft für das Kapital allgemein und für das Großkapital insbesondere trotz der die Rüstungsbetriebe und das Verkehrsnetz treffenden Bombardements

der Jahre 1944-45 war, rückt uns Eichholtz vor Augen: "der Stand des Bruttoanlagevermögens bei Kriegsende lag um fast 21 Prozent über dem Stand von 1936 [...]. Der Umfang der Investitionen [hat] die Bomben- und anderen Kriegsschäden bei weitem aufgewogen. Deutschland stand am Ende des Krieges tatsächlich mit einem stärkeren industriellen Potential da als bei Kriegsbeginn. [...] Die untersuchten Fakten der deutschen Kriegskonjunktur drückten [...] der Nachkriegsgeschichte ihren Stempel auf. Sie entkleiden das westdeutsche 'Wirtschaftswunder' der 'freien Marktwirtschaft' allen mirakelhaften Scheins." (677)

Selbstverständlich unterläßt es Eichholtz nicht, klarzustellen, wer denn tatsächlich den Wert- und Machtzuwachs des Kapitals produziert hat: "Der angehäuften Reichtum an industriellem Sachvermögen, das Krieg und Bombardements überstanden hatte und nun als unschätzbare Fundament des wirtschaftlichen Aufstiegs der Bundesrepublik diente, war teuer bezahlt worden, bezahlt von den eigentlichen Verlierern des Krieges. Deutsche Arbeiter, Ausländer, Kriegsgefangene und Konzentrationslagerhäftlinge hatten jene Werte geschaffen, unter einem Regime der Ausbeutung und Rechtlosigkeit, grausamer Leiden und zehntausendfachen Hungers und Todes; die Bevölkerung besetzter Gebiete hatte sie mit ihrer Verelendung mitbezahlt. Ja, die deutsche Bevölkerung zahlte auch nach dem Mai 1945 noch dafür, als sie Monate und Jahre schweren

Mangels durchlebte und schließlich durch die Währungsreform neun Zehntel ihrer Geldersparnisse verlor, während das industrielle Sachvermögen zum vollen oder böberen Wert in die DM-Eröffnungsbilanzen eingesetzt wurde." (679)

Eichholtz' Schlußfolgerungen möchten Laien noch nachhaltiger überzeugen, hätte er seine Beweisführung extensiver auf konkrete Fallstudien einzelner Betriebe und Konzerne gestützt und die generellen Tendenzen mehr aus den spezifischen Interessen und Aktivitäten der Firmen entfaltet. Noch heute erinnern sich viele Bodenseeanwohner (oder haben es von ihren Altvorderen vernommen), daß Friedrichshafen 1944-45 in Grund und Boden zerbombt wurde. Doch fast alle haben verdrängt, daß Bomben auf Friedrichshafen fielen, weil bei *Dornier* Jagd- und Kampfflugzeuge, bei *Maybach* Panzermotoren, in der *Zahnradfabrik Friedrichshafen* Getriebe und Lenkungen, in den Hallen des *Zeppelin*-Konzerns Radargeräte gebaut und V2-Teile zusammenmontiert und in den Hügeln hinter der Stadt sämtliche Panzertypen getestet wurden.<sup>4</sup> Bei Eichholtz tauchen diese bedeutenden Rüstungsbetriebe nur ein- oder zweimal als nichtssagende Namen auf.

Es scheint mir auch ein Versäumnis, daß die zur Vorbereitung und Durchführung des imperialistischen Nazikriegs ungemein wichtigen,

<sup>4</sup> Vgl. Helms, Hans G: *Zeppelins Erben. Ansichten von der Rüstungsmetropole Friedrichshafen am Bodensee*, HF-Ms des Deutschlandfunks, Köln, 27.1.97.

wenn nicht unersetzlichen ausländischen Konzerne bloß kursorisch erwähnt werden, obzwar der Satz: "die deutsche Feindvermögensverwaltung [hatte] die ihrem Zugriff ausgesetzten Unternehmensniederlassungen des westlichen Auslands mit Samthandschuhen angefaßt," (529) zwangsläufig die Frage aufwirft: weshalb? Der Laie weiß nicht, was dem Verfasser bekannt, was er aber nicht darstellt: jegliche Kalkulationen für die Logistik der Kriegswirtschaft und der Truppen, alle ballistischen Berechnungen, von denen die Trefferquoten der Artillerie, Torpedos, Bomben und V-Waffen abhingen, wurden von elektro-mechanischen Rechenmaschinen der deutschen Tochter des US-Konzerns *IBM* ausgeführt.<sup>5</sup> Synthetischer Gummi und Treibstoff konnten nur dank Patentauswechsels zwischen *IG Farben* und den US-Konzernen *DuPont* und *Standard Oil of New Jersey* produziert werden; Lizenzgebühren wurden - wie unter rechtschaffenen Kaufleuten Usus - auch während des Kriegs über die Schweiz transferiert oder im Nazireich in neue, hochmoderne Rüstungsstätten reinvestiert.<sup>6</sup> Diese Beispiele zeigen an: transnationale Konzerne haben am Krieg auf beiden Seiten der Front aktiv teilgenommen und profitiert.

<sup>5</sup> Vgl. Helms, Hans G: *Von der Lochkarte in den Cyberspace*, in: Z, vorliegendes Heft, S. 149-161.

<sup>6</sup> Vgl. Helms, Hans G: *Ford und die Nazis*, in: Projektgruppe "Messelager" im Verein El-De-Haus e.V. (Hrsg.): *Zwangsarbeit bei Ford, Köln 1996*, S. 111-116.

Eine mehr im Konkreten ansetzende Analyse hätte es dem Laien wohl erleichtert, Dietrich Eichholtz und seinen Mitautoren in ihrer Untersuchung der überaus vielfältigen Verflechtungen und Interaktionen zwischen Finanzkapital, Industrie, Behörden, Wehrmacht und SS zu folgen. Diese kritischen Annotationen schmälern freilich um keinen Deut die exemplarische Bedeutung des Handbuchs, dem ich wünsche, es möge recht bald als erschwingliche Taschenbuchausgabe jedem zugänglich werden; denn es gehört in die Hände aller, die unsere gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse aus ihrer historischen Entfaltung begreifen wollen. Ferner wäre zu wünschen, daß couragierte Wirtschaftshistoriker dem Eichholtz'schen Kompendium ein Pendant zur Seite stellten, in dem sie die kriminelle Geschichte des deutschen Finanzkapitals im Komplott mit den Nazis mit der gleichen Verve und Gründlichkeit analysierten und ans Licht hoben.

Hans G Helms

### Zur 'Neuordnung Europas' nach faschistischer Rezeptur

Werner Roehr/Brigitte Berlekamp (Hg): *"Neuordnung Europas". Vorträge vor der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung 1992-1996, Edition Organon, Berlin 1996.*

Über weite Strecken liest sich diese Vortragskollektion wie ein nützlicher Ergänzungsband zu Dietrich Eichholtz' Standardwerk *Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft*, obzwar die Referate "sehr unter-

schiedlichen Gegenständen der Faschismusforschung gewidmet" sind. (9) Das darf nicht verwundern: drei der siebzehn Autoren aus Ost und West haben am dritten Band der *Kriegswirtschaft* mitgewirkt: Eichholtz selbst, Berthold Puchert und Karl Heinz Roth. Vor allem aber deckt sich die Aufgabenstellung der *Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung* weitgehend mit Eichholtz' Generalthema. Vier der sieben Themenkomplexe enthalten Kurzfassungen von Ahschnitten der *Kriegswirtschaft*, diese vertiefende Fallstudien resp. weiterführende Spezialuntersuchungen.

Ein Beispiel ist Kurt Pätzolds systematische Aufklärung der bislang von revisionistischen Mythen überdeckten Zusammenhänge zwischen *Judenmord und Kriegsaufwand*, weil "Fachleute für die Geschichte des Eisenbahnwesens, die in der Bundesrepublik mit umfangreichen Abhandlungen über den Einsatz der Deutschen Reichsbahn während des zweiten Weltkriegs hervorgetreten sind, über die längste Zeit das Thema der Deportationszüge mit den jüdischen Opfern ganz ausgespart und stattdessen das Hohelied der Pflichterfüllung der 'Männer mit den silbernen Spiegeln' niedergeschrieben" haben. (300) Auf der Basis allgemein zugänglicher Akten weist Pätzold nach - was sich jeder Aufklärungswillige bei kühlem Nachdenken über die Kapazitäten an Rollmaterial und Streckennetz der Reichsbahn und der Bahnen der besetzten Gebiete eigentlich selber klarmachen könnte -, daß die von rechten



Geschichtsfälschern ausbaldowerte zynische "These vom siegschädigenden Aufwand, der für den Judenmord betrieben wurde, [...] in das Reich der Legende" gehört. (305)

Eine Fallstudie zu einem zentralen *sujet* der *Kriegswirtschaft*, Band III, stellt Edith Raims Untersuchung der *Organisation Todt* bei der "Vernichtung durch Arbeit" in den KZ-Außenlagern Kaufering und Mühldorf dar. Die Kooperation zwischen OT und SS verstärkte sich ab 1944, als Generalluftzeugmeister Erhard Milch und Rüstungsminister Albert Speer den von Eichholtz *in extenso* analysierten "Jägerstah" gründeten, um die Luftwaffe mit hypermodernen Jagd- und Kampfmaschinen zu versorgen, die Verkehrsnetz und Rüstungsbetriebe gegen die permanenten alliierten Bombardements absichern sollten.

Um die Serienanfertigung dieser "Hochleistungs-" oder "Führerflugzeuge" vor destruktiver alliierter Einwirkung zu hewahren, erbot sich OT-Chef Xaver Dorsch, "sechs betongeschützte (und damit angeblich bombensichere), halbunterirdische Bunker" zu bauen. (221) Ohne Zwangseinsatz von KZ-Häftlingen war Dorsch nicht imstande, die Banvorhaben ausführen zu lassen. "Die KZ-Häftlinge wurden von der OT bei der SS angemietet und den [beteiligten Bauunternehmen] zur Verfügung gestellt". (223) Von den Baufirmen beanstandetes "Häftlingsmaterial" ließ die OT von der SS "selektieren", so sie "die Selektion" nicht selbst vornahm. (227) "Schon kurz nach Kriegsende" konnte sich OT-Chef Dorsch an

diese Vorgänge "kaum mehr erinnern." (229) Jedwede "Bestrafung der OT-Täter" unterblieb, zumal die US-Amerikaner "großes Interesse an der technischen Qualität der Bauten" bezeugten. (230)

Einen von der *Kriegswirtschaft* kaum ahlsbaren, aber historisch über sie hinausreichenden, grundsätzlichen Aspekt des Verhältnisses zwischen Arbeit und Kapital seit dem Beginn der Weltwirtschaftskrise behandelt Karl Heinz Roth in seiner Analyse der *Unfreien Arbeit im deutschen Herrschaftsbereich 1930-1945*, die als Thesenpapier und nicht bereits als umfassende Untersuchung angelegt ist. Doch selbst die in dieser Kurzform präsentierten statistischen Daten lassen den enormen Anstieg der Werktätigen in zwangshaften Arbeitsverhältnissen - vom Arbeitsdienst bis zu 'freiwilligen' oder zwangsrekrutierten Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen - auf nahezu 44 % aller Werktätigen im Jahr 1945 erkennen und untermauern Roths - unnötig verklausuliertes - Fazit: "Aufgrund ihrer synthetischen Struktur waren die dem Rekonstruktions- und Expansionsmodell des NS-Imperialismus unterworfenen unfreien Arbeitsverhältnisse ein metropolitanes Beispiel für die seit der zweiten industriellen Revolution weltweit vorangetriebenen Tendenzen zur Durchsetzung unfreier Arbeit. Sie stehen nicht außerhalb der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des modernen Kapitalismus, sondern stellen vielmehr einen Extremfall von exemplarischer Bedeutung dar." (217)

In seiner vergleichenden Studie *Die ökonomische Kriegsbereitschaft Deutschlands und Polens 1939*, die sich auf Band 3 der *Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland von 1800 bis 1945*<sup>7</sup> stützt, (139) untersucht Berthold Puchert einige strategisch relevante technologische Entwicklungsprozesse der 20er Jahre, um offenzulegen, unter welchen Voraussetzungen der rapide Aufbau der modernen Rüstungsindustrien im Dritten Reich stattgefunden hat. Eine erforderliche ausführliche und detaillierte Analyse des *sujets* müßte freilich schon vor dem Ersten Weltkrieg ansetzen. Das verdeutlicht z.B. Pucherts prinzipiell korrekter Befund: "die Forschung und Entwicklung für den Flugzeugbau [richtete sich] in den zwanziger Jahren in Deutschland auf die Anwendung von Leichtmetallen. Es gelang damals Junkers, Ganzmetallflugzeuge zu bauen." (141) Tatsächlich begann diese Entwicklung mit dem Grafen Zeppelin, der 1914 seine bis dahin exklusiv den Luftschiffen gewidmete Energie abrupt und radikal auf Großhomber aus Ganzmetall umorientierte und Claude Dornier beauftragte, sie aus den im Luftschiffbau verwendeten Aluminiumlegierungen zu konstruieren. Die ersten Exemplare der Dornier'schen *Riesenflugzeuge* absolvierten ihre Testflüge kurz vor Kriegsende. Unmittelbar danach trieb Dornier die Entwicklung des Ganzmetallflug-

<sup>7</sup> Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR: *Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland von 1800 bis 1945*, Band 3: *Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945*, Berlin 1988.

zeughaus in Italien, Spanien und in der Schweiz voran, bis das Naziregime ihm die Produktion in Deutschland ermöglichte.<sup>8</sup>

Es ist Puchert zuzustimmen, wenn er konstatiert: In den 20er Jahren "entstand ein reichhaltiges Reservoir an Fachleuten, die die höherentwickelte Technik und Technologie zu nutzen und zu meistern verstanden, vordergründig für die Erzeugung ziviler Güter, die sich auf dem Weltmarkt absetzen ließen, [...] zugleich disponibel für Zwecke der militärischen Rüstung und für die Bedienung moderner Militärtechnik." (139) Außerdem weist Puchert auf einen wichtigen Aspekt hin, der bislang "zu wenig Beachtung gefunden hat: In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre traf die deutsche Industrie mit staatlicher Förderung entscheidende Maßnahmen zur Festlegung und Einführung einheitlicher Industrienormen." (144) Bis in die Anfangsphase des Kriegs verhinderte die Konkurrenz der Rüstungsunternehmen, daß die Wirkung der Normen voll durchschlug. Erst ab 1943 - siehe Speers "Jägerstah" oder Panzerprogramm - trugen Normen wesentlich zur Kriegsverlängerung bei. "Ohne die Fortschritte der Industrienormung [wäre die in der] Speer-Ära rigoros vorgenommene Typenbereinigung und Standardisierung der deutschen Rüstungs-

<sup>8</sup> Vgl. Helms, Hans G.: *Zeppelins Erben. Ansichten von der Rüstungsmetropole Friedrichshafen am Bodensee*, HF-Ms des Deutschlandfunks, Köln 1997; Wachtel, Joachim: *Claude Dornier. Ein Leben für die Luftfahrt*, [Friedrichshafen/Planegg 1988].

produktion ein aussichtsloses Unterfangen gewesen. So aber gelang es, 1944 den Höhepunkt der deutschen Rüstungsproduktion zu erreichen." (144) - Wenn das unterkapitalisierte Polen, das im Verlauf der dort bis 1939 andauernden Weltwirtschaftskrise sogar "eine hochstäbliche Demotorisierung" erfuhr, (153) dem durchrationalisierten Wirtschafts- und Militärgiganten Nazi-Deutschland trotzdem auf wahrhaft erstaunliche Weise Widerstand zu leisten vermochte, dann grenzt das an ein Wunder.

Erklärungen für das polnische Wunder findet man bei Werner Röhr, der den Versuch unternimmt, systematisch zu klären, ob und unter welchen Umständen es sich bei der *Kollaboration mit den deutschen Okkupanten um Landesverrat oder Patriotismus* gehandelt habe: in Polen kam es zu keiner nennenswerten Kollaboration. (93) Wiewohl Röhrs Überblick mit unerklärten, die Lektüre beschwerenden Abkürzungen gespickt ist, wird begreiflich, daß Nazi-Okkupanten und Kollaborateure verschiedenster *couleur* in besetzten Ländern mit beträchtlich divergenten Industrialisierungsgraden, sozialen und politischen Verhältnissen unterschiedliche und nicht selten gegensätzliche Interessen verfolgten, auch dort, wo die Kollaborateure dem Faschismus anhängen. Generell gilt - wie Röhr am Beispiel Vichy-Frankreichs ausführt -, daß "die Okkupanten überhaupt nicht ohne die Inanspruchnahme funktionierender Strukturen des besetzten Landes" auskamen, (91) insbesondere nicht ohne Kollaboration staatlicher und

kommunaler Behörden, der Polizei und der Wirtschaft.

Nachdem er eine Vielzahl heterogener kollaborierender Gruppen hat Revue passieren lassen, gelangt Röhr zu dem Urteil: "Entscheidend für die historische Rolle waren nicht die Motive, sondern die objektiven Wirkungen der Kollaboration. [Die letzteren] waren vielfältig und widersprüchlich, für die Okkupanten, für die Kollaborateure, für die Widerstandskämpfer und für die gesamte Bevölkerung." (113) Aber es steht außer Frage, "daß jegliche Formen der Kollaboration der Besatzungsmacht zum Ausgleich fehlender ökonomischer, polizeilicher oder anderer Kräfte verhelfen und ihr in hohem Maße die Kriegführung und personell wie materiell-technisch die Durchsetzung der Okkupationsziele erst ermöglicht haben." (113)

Wieviel an Recherchen, Analysen und Aufklärung engagierten Historikern und der *Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung* noch zu tun bleibt, lassen Martin Molls und Klaus Scheels Forschungsberichte erkennen, die den Band beschließen. Moll umreißt eine immense Forschungslücke: *Hitlers schriftliche zivile Anordnungen 1939-1945* sind größtenteils weder gesammelt publiziert noch historisch analysiert worden. Klaus Scheel berichtet von den *deutschen Beuteakten*, die - sekretiert in diversen russischen Archiven - noch im Dornröschenschlaf dämmern, davon die meisten im ehemaligen *Sonderarchiv Moskau*, jetzt *Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Samm-*

lungen. "Rund 45 Jahre lang gehörte das Sonderarchiv [...] zu den streng gehüteten Geheimnissen. Es gab kein Türschild an seinem Eingang, es gab selbst in Spezialpublikationen keinerlei Hinweise auf sein Bestehen - und es stand unter Bewachung." (422) Scheel vermittelt eine Übersicht der dortigen Bestände. Darunter befinden sich so bedeutsame Konvolute wie: *Fond 1458: Reichswirtschaftsministerium, 52 Findbücher, 13.355 Akteneinheiten*, oder *Fond 1457: IG Farben AG, 57 Findbücher, 6.270 Akteneinheiten*. (426)

Hans G Helms

### Franz Mehring (1846-1919), schreibender Revolutionär

Wolfgang Beutin/Wilfried Hoppe (Hrsg.), *FRANZ MEHRING (1846-1919)*, Peter Lang, *Europäischer Verlag der Wissenschaften Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1997, 160 S., 54,- DM.*

Vor 100 Jahren erschien erstmals Mehrings "Geschichte der deutschen Sozialdemokratie", eines der erfolgreichsten historiographischen Werke in deutscher Sprache; bis 1922 editierte man sie in zwölf Auflagen! Sowohl der Forschungsgegenstand - die Arbeiterbewegung - als auch die angewandte Methode der Geschichtsschreibung - der historische Materialismus - erregten größtes Interesse, trotz des 1500-Seiten-Umfangs. Die Epigonen dieser geschichtswirksamen Bewegung würdigten diesen Anlaß ebensowenig wie den 150. Geburtstag dieses historisch, philoso-

phisch und kulturwissenschaftlich versierten Publizisten und Revolutionärs am 27.2.1996. Um so mehr verdient die Initiative Wolfgang Beutins, Literaturwissenschaftler und Dozent an den Universitäten Hamburg und Lüneburg, zudem vielfacher Buchautor, größte Beachtung: eine höchst qualifizierte Tagung über Franz Mehring anlässlich seines 150. Geburtstages und die Publikation der Vorträge dieser wissenschaftlichen Veranstaltung.

Die heutige Sozialdemokratie erinnert sich kaum noch an einen ihrer Großen im Kaiserreich, der entschieden gegen Kapitalismus, gegen "Burgfrieden" und Kriegskredite focht sowie - mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht - zu den Gründern des Spartacus und der KPD gehörte.

Auch der andere große Flügel der Arbeiterbewegung hatte seine Schwierigkeiten mit Franz Mehring: Unlöslich verknüpfte dieser Demokratie und Sozialismus; zudem war er bürgerlicher Ahstammung. Rosa Luxemburg jedoch: "Wir haben der deutschen Bourgeoisie doch das Letzte und Beste weggenommen, was sie noch an Geist, Talent und Charakter hatte: Franz Mehring". Allerdings batte die DDR Wesentliches an literaturwissenschaftlicher Forschung über Mehring nachzuweisen; dort erschienen auch seine Gesammelten Schriften.

Das Leitmotiv "Die Kunst dem Volke!" wählt Jost Hermand, Universität Madison/USA, um "Mehring's Umgang mit dem Kulturellen Erbe" zu referieren. Wie die mei-



sten seiner Zeitgenossen in der Arbeiterbewegung erkannte Mehring diese nicht nur als politisch-revolutionär, sondern auch als kultur-revolutionär. Dies gründete auf einer auf einem "aufgeklärten Mündigkeitskonzept beruhenden Demokratievorstellung" im prinzipiellen Gegensatz zur derzeitigen "westlich-demokratischen, auf Unterhaltung reduzierten pseudo-pluralistischen Standpunktlosigkeit der industriellen Mediengesellschaft". Hermand begnügt sich nicht damit, Mehrings bildungspolitisches Konzept vorzustellen, er fragt auch nach der Anwendbarkeit seiner Erkenntnisse auf die fundamentalen Veränderungen in unserer Zeit. Mehring sei der erste bedeutende sozialdemokratische Theoretiker, der "die Grunderkenntnisse von Marx und Engels auf weite Bereiche der historischen, philosophischen und kulturellen Tradition" anwendete. Die notwendige "Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus" führte den avantgardistischen Literaturkritiker Mehring dahin, die Werke der Klassiker, z.B. Lessing, Schiller, Goethe u.a. kritisch auf ihren "progressiven Elan, ihren utopischen Mehrwert" und auf ihre "ideologische Brauchbarkeit" zu überprüfen. Die "rebellische Widersetzlichkeit" Lessings und Schillers gelte es zu hehren, gegen das angepaßte Bürgertum zu kehren so wie heute, so Hermand, gegen die "Standardisierung und Nivellierung der imperialistisch-globalisierten Marktwirtschaft". Neben fundierten Polemiken gegen Sentimentales, Nationales und Ästhetizistisches oder den

Hohenzollernkult u.a. bei Nietzsche, Freytag, Wildenbruch lobte Mehring "das gesellschaftskritisch Vorwärtsweisende" bei bürgerlichen Realisten. Mehring geißelte bevorzugte Minderheiten, die dem Proletariat bisher "jeden Zugang zu den höheren Kulturwerten versperrten, um es desto rücksichtsloser ausheuten zu können". - Der kritische Leser wird fragen, wieso Hermand neben ökologiebewußten, friedensbetonten und feministischen Veränderungspotentialen auch auf sozialdemokratische setzt (wohei unbestritten ist, daß es solche auch noch in der SPD gibt).

Thomas Höhle, Halle, Nestor der internationalen Mehring-Forschung, heileuchtet "Demokratie, Sozialdemokratie, demokratischer Sozialismus", womit er zugleich den geistig-politischen Entwicklungsweg Mehrings offenlegt. Als radikaler Demokrat mit einem kurzen Rückfall in konservatives Denken erkannte Mehring später die Notwendigkeit von Parlament und außerparlamentarischen Aktionen, von politischen Massenstreiks und Revolution. Wie Marx sah er in der Diktatur des Proletariats eine Übergangsphase. Leidenschaftlich bekämpfte Mehring jeden Opportunismus und Revisionismus in der Vorkriegs-Sozialdemokratie, aber auch Dogmatismus. Er stritt für innerparteiliche Demokratie. "Die entscheidenden Säulen der politischen Konzeption Mehrings waren also Demokratie und Sozialismus", so Höhle.

Mit einem kritischen Rückblick auf die Zeit, in der die ebenso voluminöse als auch excellent geschrie-

bene Geschichte der deutschen Sozialdemokratie verfaßt wurde, beginnt Wolfgang Beutin eine Analyse dieser Historiographie mit vergleichenden Beispielen zur Gegenwart. Die früheren (noch gegnerischen) Schriften Mehrings über die Sozialdemokratie stellt Beutin in den lebensgeschichtlichen Zusammenhang des Mehringschen Schaffens. Dessen Kritik an Marx und Engels, die "das Tempo der revolutionären Arbeiterbewegung überschätzt" hätten, kehrt Beutin - mit den Erfahrungen von 1989/90 - auch gegen Mehring, der die "politische Abdankung der Bourgeoisie" am Jahrhundertbeginn prognostizierte. Von Rosa Luxemburg übernommen, die einen Abschnitt der Mehringschen Historiographie schrieb ("Das Hauptwerk des wissenschaftlichen Kommunismus"), schreibt Beutin über Mehrings Opus, daß er dieses nicht als "unfehlbare(n) Weisheitsborn für die Zukunft" gewertet sehen wollte; Beutin nennt jedoch einige Gründe, die Mehrings Werk neben den historischen Fakten auch heute noch aussagekräftig sein lassen, z.B. Legenden-Zerstörung, erforderliche Selbstkritik, Partei ergreifen.

"Mehring philosophische Schriften" untersucht Thomas Metscher, Uni Bremen: Mehring war, wie auch andere marxistische Theoretiker feststellten, "kein systematischer Denker". Hauptform seiner philosophischen Äußerungen ist der Essay. "Jedenfalls haben die Essays an stilistischer Kraft, pointierter Polemik und Prägnanz des gedanklichen Ansdrucks wenig Vergleichbares im theoretischen

Schrifttum des deutschen Marxismus", so Metscher. Mehrings kritische Arbeiten über die Philosophien des Altertums, über Kant, Hegel, Feuerbach bis zur "Umstülpung und Aufhebung der Philosophie als Gedankenform" hestechen durch Detail-Kennntnis und gedankliche Tiefe. Metscher schreibt Mehrings Texten über Nietzsche und Schopenhauer höchste Aktualität zu angesichts der postmodernen Restauration. Mit Georg Lukács, Josef Schleifstein u.a. hält Metscher Mehrings Position für falsch, den Marxismus als dialektischen Materialismus nur als eine Methode, nicht als eine Weltanschauung zu verstehen.

"Schiller und Heine in den Büchern von Franz Mehring" ist das Thema, das Friedrich Müller, Kiel, präsentiert. In "Schiller. Ein Lebensbild für Deutsche Arbeiter" versuchte der Literaturhistoriker Mehring des Klassikers Anklage gegen Tyrannen, dessen kämpferisches Leben und Leiden als vorbildlich darzustellen, obwohl er Schillers Idealismus und sein Zurückschrecken vor der bürgerlichen Revolution von 1789 kritisiert. - "Als großen Vorkämpfer einer großen Sache" würdigte Mehring den Dichter und Spötter Heinrich Heine.

William Boehart, Schwarzenbek, zeigt unter dem Titel "Lessing-Legenden" die literaturwissenschaftliche Leistung Mehrings, den Lessing-Kult der deutschen Bourgeoisie zu zerstören: Zu Unrecht sei Lessing als Legitimator des Bismarck-Reiches in Anspruch genommen und damit verfremdet worden. Mehring versuchte, den

Verfasser des "Nathan" für den proletarischen Kampf zu nutzen. Boehart kritisiert jedoch, daß Mehring mit der Lessing-Legende "eine überzogene Darstellung aus marxistischer Sicht" gehoten hätte. - "Biographisch-genealogische Ermittlungen zu Franz Mehring" stellt Waldemar Schupp, Potsdam, vor.

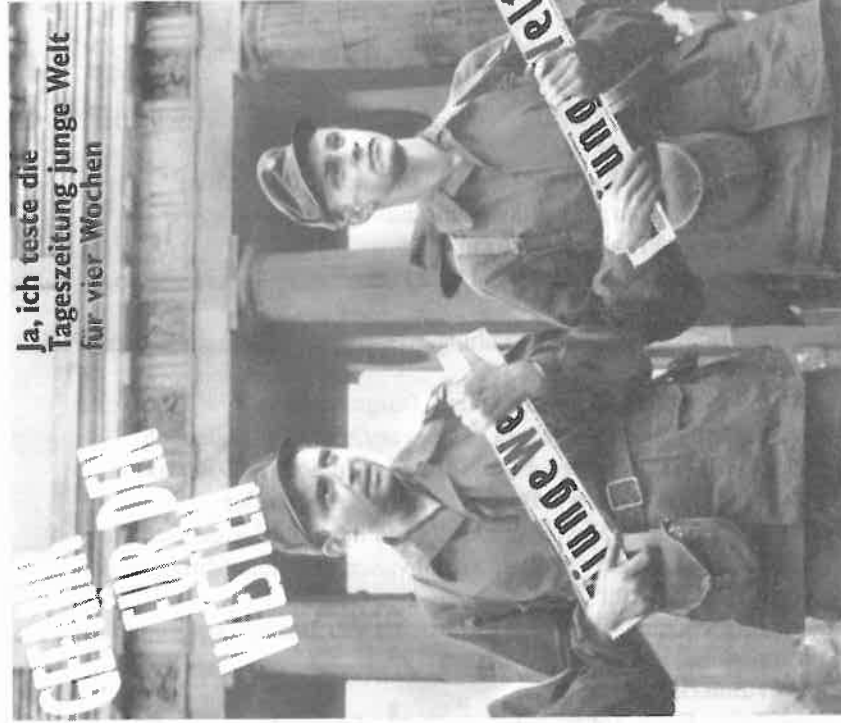
Im Anhang des Büchleins setzt sich Wolfgang Beutin mit "Krieg und Frieden im Werk Franz Mehrings" auseinander. Er zeigt dessen Bemühungen auf, bei gründlicher und wiederholter Analyse von Kriegen im 18. und 19. Jahrhundert über Wesen und Arten von militärischer Gewaltanwendung Klarheit zu gewinnen sowie sein damaliges Scheitern mit dem Postulat: "Der großindustriellen Weltpolitik muß eine proletarische Weltpolitik entgegengesetzt werden." Den Klassencharakter von Kriegen durchaus erkennend hatte Mehring Probleme mit dem Erkennen der historischen Notwendigkeit und dem (moralischen) Anerkennen von Kriegen. Auch der 1. Weltkrieg und die Lage in der Arbeiterbewegung machten es Mehring schwer - im Unterschied zu Karl Liebknecht -, eine durchgehend klare Linie einzuhalten, weil er die spezifische Gefährlichkeit des deutschen "Griffs nach der Weltmacht" nicht ausreichend durchschaute. Beutin kritisiert Mehrings negative Haltung zur bürgerlichen Friedensbewegung, der er als Erbe der Aufklärung die Verbreitung von Illusionen vorwarf. Auch "das Verhältnis des Proletariats zu Krieg und Frieden" hätte Mehring nicht richtig gewertet. Bei allen richtigen

Grunderkenntnissen wäre das Proletariat - wie von anderen Marxisten auch - objektiv und subjektiv überfordert worden.

Aus Zeitgründen wurde dieser wertvolle Beitrag nicht im Symposium vorgetragen. Bedauerlich ist auch, daß eine Analyse von Mehrings Werk "Karl Marx. Die Geschichte seines Lehens" nicht erfolgen konnte, obwohl in diesem Buch biographische, historische und theoretische Thematik gekonnt verflochten dargeboten wird.

Die Friedrich-Ebert-Stiftung unterstützte dieses wissenschaftliche Symposium. Ihr Sprecher, Thomas Meyer, reduzierte Mehrings Bedeutung allerdings auf dessen anhaltendes Wirken in dem Sinne, "daß in der sozialistischen Arbeiterbewegung der Frühzeit Kultur und Kunst einen hohen Rang einnahmen". Zweifellos ist es viel mehr, was die Arbeiterbewegung Franz Mehring verdankt.

Lorenz Knorr



Name/Vorname

Straße/Nummer

PLZ/Ort/Telefon

Ich habe 15 Mark (Scheck, Bargeld) dieser Bestellung beigelegt.

Ich ermächtige Sie, die Testabo-Gebühr von meinem Konto abzubuchen.

Kündige ich das Test-Abo nicht, beziehe ich ein reguläres Abo zu monatlich

30 DM (Sozial)     45 DM (Normal)     59 DM (Soli)

Kontonummer/Geldinstitut/BLZ

Datum/Unterschrift

Mein Testabo kann ich bis zum Ablauf der dritten Testwoche kündigen. Melde ich mich nicht mehr bei ihnen, dann wandelt sich das Testabo in ein reguläres Abo um. Dieses verlängert sich monatlich, wenn ich es nicht 20 Tage vor Ablauf des Monats kündige. Ich kann diese Bestellung innerhalb von sieben Tagen (Poststempel) schriftlich bei Verlag 8. Mai, Am Treptower Park 28-30, 12435 Berlin, widerrufen.

Datum/Unterschrift

Coupon bitte einsenden an: Verlag 8. Mai,  
Am Treptower Park 28-30, 12435 Berlin,  
Fax 030/53 33 43 43

Die Tageszeitung  
**junge Welt**



## AutorInnen und ÜbersetzerInnen

**Hans-Jürgen Bieling** - Marburg, Doktorand der Politikwissenschaft  
**Pauli Boccara** - Paris, Frankreich, Hochschullehrer, Ökonom  
**Dr. Henning Böke** - Frankfurt/M., Philosoph  
**Anneliese Braun** - Neuenhagen h. Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin  
**Bruno Carchedi** - Mailand, Italien, Ingenieur, Chefredakteur der Zeitschrift *Rivista per l'alternativa sociale e politica*  
**Jörg Cezanne** - Oxted/Surrey, Großbritannien, Soziologe, Doktorand  
**Christel DalBosco** - Orvieto, Italien, Übersetzerin  
**Dr. Eberhard Dähne** - Frankfurt/M., Dipl. Landwirt, Sozialwissenschaftler  
**Dr. Ulrich Dolata** - Bremen, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler  
**Monika Domke** - Köln, Lehrerin  
**Dr. Dietmar Düe** - Kassel, Sozialwissenschaftler  
**Nora Fuhrmann** - Marburg, Studentin der Politikwissenschaft  
**Ligia Giovannella** - Rio de Janeiro/Frankfurt/M., Sozialmedizinerin  
**Dr. Jörg Goldberg** - Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler  
**Dr. Hans G Helms** - Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker  
**Peter Hiedl** - Essen, Dipl. Soziologe  
**Hajo Holst** - Marburg, Student der Sozialwissenschaften  
**Bernd Hüttner** - Bremen, Dipl.-Politikwissenschaftler  
**Prof. Dr. Jörg Huffschild** - Bremen, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer, Z-Beiratsmitglied  
**Prof. Dr. Hermann Klenner** - Berlin, Rechtswissenschaftler  
**Sven Klöer** - Marburg, Politikwissenschaftler, Diplomand  
**Lorenz Knorr** - Frankfurt/M., Publizist  
**Kai Michelsen** - Frankfurt/M., Dipl. Politologe, Medizinsoziologe, Z-Redakteur  
**Prof. Dr. John P. Neelsen** - Tübingen/Belleray, Hochschullehrer, Politikwissenschaftler  
**Raoul Pont** - Porto Alegre, Brasilien, Bürgermeister  
**Dr. Kai Schmidt-Soltau** - Buea, Kamerun/Münster, Philosoph  
**Dr. Reinhard Schweicher** - Frankfurt/M., Philosoph, Z-Redakteur  
**Prof. Dr. Helmut Steiner** - Berlin, Sozialwissenschaftler  
**Jocben Steinhilber** - Marburg, Doktorand der Politikwissenschaften  
**Dr. Peter Strutynski** - Kassel, Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber der "Marxistischen Blätter"  
**Dr. Harald Werner** - Bremen, Mitarbeiter der Bundestagsgruppe der PDS, Z-Beiratsmitglied  
**Hans Wunderlich** - Ehningen  
**Pierre Zola** - Paris, Journalist

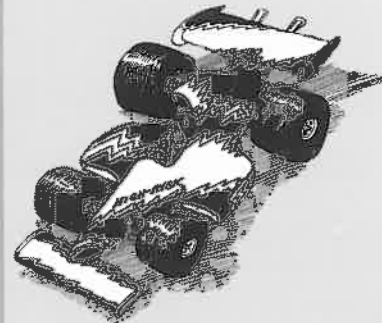
Elmar Altvater/Frigga Haug/Oskar Negt u.a.  
**Turbo-Kapitalismus**  
Gesellschaft im Übergang ins 21. Jahrhundert  
Hrsg. von Eberhard Fehrmann  
220 Seiten: DM 32,80  
ISBN 3-87975-701-1

## Turbo-Kapitalismus

Elmar Altvater/Frigga Haug/  
Oskar Negt u.a.

### Turbo- Kapitalismus

Gesellschaft im Übergang  
ins 21. Jahrhundert



Globalisierung, Massenarbeitslosigkeit. Dienstleistungsgesellschaft und Frauenarbeit sind aktuelle Themen, mit denen sich die Autorinnen und Autoren dieses Buches befassen. Michael Krätke (Universität Amsterdam), Elmar Altvater (Freie Universität Berlin) und Marlies Hummel (ifo-Institut München) analysieren

die Bedeutung des Standorts Deutschland und was es mit der Globalisierung auf sich hat. Wolfgang Klauer (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg); Herbert Oberbeck (Universität Braunschweig) und Monika Goldmann (Landesinstitut Sozialforschungsstelle, Dort-

mund) bestreiten, daß die Arbeitsgesellschaft am Ende ist und diskutieren neue Pfade, die große Teile ausgegrenzter Gesellschaftsschichten wieder in sie hinein führen. Frigga Haug (Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg) und Oskar Negt (Universität Hannover) plädieren für eine Gesellschaftsreform bzw. einen neuen Geschlechtervertrag als Alternativen zur Deutschland AG.

Weitere VSA-Neuerscheinung:

Philip Wotschack  
**Zeit und Klasse**  
Soziale Ungleichheit im Licht moderner Zeitstrukturen  
160 Seiten: DM 29,80  
ISBN 3-87975-702-X  
Wotschack zeigt auf, wie mit der Integration von Zeitbudgetforschung und Klassenanalyse die grundlegenden Mechanismen der Freisetzung, Verteilung und Strukturierung der gesellschaftlichen Zeit erfaßt werden können.

## Neu bei VSA

Im Buchhandel oder direkt bei: VSA-Verlag  
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg